germ.

erger

llen

rol

M.

Gestalten und Bilder

aus dem

Tiroler Volksleben.

Novellen und Novelletten

von

Max Stichlberger.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1882.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhalt.

Der Hammerschmied Jackl.

I.

Ein weiter, schweigender Kranz von Bergen, die majestätisch in das Himmelsblau hineinragen; auf den Mittelgebirgen, die terrassenartig vor den Steinkolossen lagern, spitzgiebelige Bauernhäuser, dort und da auf isolirt emporstrebenden grünen Hügeln blinkende Kirchlein mit ragenden Thürmen; im Thale unten, weit ausgebreitet, das Dorf, die Aecker und Wiesen, die geschlängelten Straßen und die brausende Ache, deren Wasser Mühlräder treibt und die gewaltigen Pocher des Hammerwerks in Bewegung setzt: über allem liegt die abendliche Dämmerung, ziehen leichte Wolkenbilder, schimmert der tiefblaue Sommerhimmel wie ein halbenthülltes Geheimniß.

Und in samstäglicher Stille ruht das Dorf. Feierabend ist. Die Mühlräder stehen, die schweren Hämmer haben ihr lärmend Tagwerk beendigt. Die Gassen des Dorfes sind reingefegt, auf den Bänken vor den Häusern sitzen schwatzend Knechte und Dirnen und ihr helles Lachen

klingt fröhlich in das ruhsame Schweigen des Abends hinein. Aus manchen Häusern dringt ein unisones Gemurmel vieler Menschenstimmen: der Samstag-Rosenkranz ist noch nicht beendet. Die Fenster, aus welchen die Stimmen kommen, sind angelweit offen, da eine milde Luft geht; ein seltsames rothes Flämmchen glimmt in der Ecke der Stube, es kommt vom Oellämpchen, das an diesem Abende zu Ehren der Mutter Gottes in jedem Hause angezündet wird.

Eine Strecke draußen, wo der Bach tosend seine Bahn zieht, steht das große zweistöckige Haus des Hammermeisters; im Zubau ist die Schmiede mit dem Pochwerke, dessen Triebwerk für heute und den morgigen Sonntag stillsteht. Das Abendmahl ist soeben beendet, der Meister hat sein „G'seg'n Gott" gesprochen und Gesellen und Mägde rücken die Stühle und erheben sich. Jackl, der einundzwanzigjährige Sohn des Hauses, schlüpft rasch zur Thür hinaus und in seine Kammer. Dort striegelt und schniegelt er sich, setzt zuletzt seinen Hut mit der Hahnenfeder schief auf den glattgekämmten hübschen Kopf und macht sich dann behutsam zur Thüre hinaus. Einmal im Freien schlägt er den Weg gegen die Brücke ein, die über die Ache leitet, und verfolgt dann den ziemlich jäh zur Wildalm emporstrebenden Pfad. Hätte Jackl sich besser umgesehen, als er aus dem Hause trat, er würde seinen Vater, den Hammermeister, gewahrt haben, der an der Ecke seines Hauses stand und das Pfeifchen im Munde sinnend seinem Sohne nachschaute. Allerdings

hätte er nicht hören können, was der Alte vor sich hinmurmelte, aber einige Unruhe würde er empfunden haben, denn er hatte so ein Gefühl, das ihm sagte, die Wege, die er gieng, behagten seinem Vater nicht und es würde dieser in seiner energischen Weise Einspruch dagegen erhoben haben, wenn er darum gewußt hätte. Dies Gefühl machte es auch, daß Jackl mit einer seiner Natur sonst ganz zuwideren Heimlichkeit vorgieng und sich jedesmal, wenn er an Feierabenden das väterliche Haus verließ, den Anschein gab, als gienge er nur etwa zum Nachbarn in den Heimgarten.

Ah, er konnte ja nicht anders; das frische Antlitz, das ihn tagsüber immer mit neckischen Augen halbspöttisch anlugte, die tiefen, braunen Augen der Walpi, der Sennerin auf der Wildalm, die ihm selbst aus den Gluten der Feueresse entgegen zu leuchten schienen, zogen ihn mit unwiderstehlicher Kraft an. Die Müdigkeit, die nach des Tages schwerer Arbeit wie Blei in seine Glieder sank, ward überwunden bei dem Gedanken an ihren süßen Mund, der zu ihm von Liebe redete, bei der anfänglich berückenden Vorstellung, wie Walpi ihren Arm um ihn schlang und ihm die Frage ins Ohr lispelte: „Jackl, was soll aus uns werden? Machst du nicht die Rechnung ohne deinen stolzen Vater, der seinen Einzigen als viel zu gut hält für die niedere Dirn?“

Jackl schüttelte sich, als er diesen Gedanken weiter ausspann, und er suchte ihn los zu werden. Kommt Zeit, kommt Rath! dachte er und mit dem leichten Sinn

der Jugend eilte er beflügelten Schrittes den beschwerlichen Pfad hinan.

„Wart' nur, Bürschl, werd' dir die Flausen noch austreiben, werd' dir den Weg verlegen zum Schatz. Schau, schau, denkt das schon über'n Zaun hinaus, kalkulirt fein miteinander, wie man den Alten beiseit brächt, steckt die Köpf' zusamm' und träumt von der schönen Sach, in die man sich nur so als Hammermeister und Hammermeisterin hineinsetzen dürft. Eh, he! Junge, früh gerechnet, früh verrechnet, wird's heißen. Ich hab' den Schwamm und lösch deine ganze Reitung bei Putz und Stingel aus."

Der Hammermeister strich ein Zündholz am Hintertheile seiner Lederhose und zündete dann seinen Nasenwärmer, die kurze Pfeife, an. Hernach richtete er seine lange, dürre Gestalt hoch auf, schob den zottigen Hut mit den breiten Krämpen tiefer ins broncefarbige Gesicht, das so glatt rasirt schien, um die Mächtigkeit der Nase im vollen Umriß hervortreten zu lassen, dann schritt er den Dorfweg hinab. Der war vereinsamt, in sabbatlicher Ruhe lag alles, und nur wie verstohlen klang ein Nachtlied der Mägde, dort eine muntere Zitherweise aus den Hüttenfenstern. Der Hammerschmied blieb am Ende der Gasse stehen, schaute bedächtig, wie zufällig, um und trat dann rasch an die Thüre einer vor Alter schwarzen Hütte, an deren Fensterladen er kurz und herrisch klopfte.

Die Thüre wurde aufgethan und der mit einem rothen Tuche umrahmte Kopf eines alten Weibleins erschien in der Spalte.

„Du bist's, Hammermeister?" klang es fragend dem Ankömmling entgegen, der das Weiblein kurz auf die Seite schob und rasch eintrat. Beide Personen traten in die nahe Stube, die zwar klein und armselig möblirt, die aber trotzdem sehr reinlich gehalten war. An den Fensterchen fielen blühweiße Vorhänglein nieder, zwischen denen am Balken stehende Nelken und die feuerrothen Blüten der „brennenden Lieb'" nickten, die Täfelung der Wände und der Fußboden waren erst gescheuert worden und hier lagen sogar noch die Lacken ausgebreitet, damit nicht ein unachtsamer Schritt die reine Holzfläche beschmutze.

In der Mitte der Stube blieb der Hammerer stehen, zog die Hand aus der Hosentasche und mit dem Daumen gegen den Berg weisend brummte er: „Daß D' es weißt, der junge Lackl ist schon wieder auswärts, der Wildalm zu." Und der Blick des Meisters hieng forschend an dem Gesicht der Alten, das noch Spuren ehemaliger Schönheit zeigte, obwohl bereits sechszig Jahresringe darauf verzeichnet standen.

„I kann ihn nit abhalten," gab das Weiblein gleichmüthig zur Antwort, „i weiß es meiner Lebtag, entweder lauft der Bue der Dirn, oder die Dirn dem Buem nach und besser ist doch das Erster'."

„Wills aber nicht, die G'spusi führt zu nichts G'scheitem," brauste der Hammermeister auf.

„So mußt halt schaun, wie Du die Leutln auseinander bringst. Sie haben sich gern und was z'sammg'hört, soll der Mensch eigentlich nit trennen."

„Z'sammg'hört! haha, mein Sohn zu der Hüterdirn! Das soll aufg'spielt werd'n, der Komödie will ich bald den Garaus machen. Der Jackl und die Walpi, das paßt nimmer zusamm'!"

In den Augen der Mutter Walpis blitzte es, zum Zeichen, daß dieser alte Krater noch nicht ausgebrannt war. Doch bekämpfte sie ihren Unmuth und sagte blos: „I fürcht alleweil, Brugger, der Jackl ist von soliderem Holz, als Du warst. Bei Dir hat's nur zu schnell gewirkt, als Dein Vater beiläufig einmal geboten hat, die Liesl, das arme Hüterdirndl, schlagst Dir aus'm Kopf, für Dich paßt nur eine schwere Bauerntochter. Nu, Woferl, hast's ja g'seg'n, wie's paßt hat, war ein eigenwillig Weib, Deine Alte, Gott tröst's, mit der Du nur Zank gehabt hast und Streit. Das Hüterdirndl ist glücklich gewesen mit ihrem ehrlichen guten Holzknecht, hat sich auch durch's Leben bracht und ist vergnügt gewesen, bis" — die Alte wischte sich mit dem Fürtuchzipfel die Thränen aus den Augen — „bis der Herr den Andrä zu sich genommen hat. Tröst' ihn Gott auch."

„Alte Geschichte!" brummte der Hammermeister.

„Die aber noch nie ganz auserzählt ist. Mir scheint, als müßten Hüterhäusl und Hammerschmiede durchaus zusammenkommen. Zu unseren Zeiten war's mir so und jetzt taucht der Gedanke wieder auf in meinem Kopf. Schüttl nur die Zotteln, Woferl, 's ist so, wie ich sag. I hab' dem Jackl zugeredt und der Walpi, sie sollen sich die Sach' nicht in den Kopf setzen, denn Du thätst's nimmer

zugeben, aber das ein' will nit hören und das ander auch nit."

„So müssen's fühlen!" Der Hammermeister schlug mit der geballten Faust auf den Tisch und biß ärgerlich die Zähne aufeinander.

„Tausend Taxbam! Mach' Dir keine Einbildung, Lies." Er klopfte dann seine Pfeife am Daumennagel der linken Hand aus und während er frisch anstopfte, gewann sein Gesicht einen seltsam verschmitzten Ausdruck. „Hm, ja, wer weiß, alte Hüterin, kannst einmal recht kriegen, vielleicht kommen die Hammerschmiede und das Hüterhäusl grad doch noch z'samm, aber in anderer Weis', als Du Dir einbildst." Ein hämisches Lachen erklang und brachte die Mutter Walpis auf einen eigenartigen unangenehmen Gedanken, so daß sie wie erschreckt aufschaute.

Aber der Hammermeister schritt bereits zur Thür, nahm etwas Weihwasser aus dem dort hängenden Zinnbehälter und sagte nur noch ein gewohnheitsmäßiges „Schlaf g'sund!" dann war er fort.

Der alten Lies wäre es viel lieber gewesen, wenn er mit einem Donnerwetter abgefahren wäre, denn der flaue Tag auf dem Gesichte und in dem Gemüthe des Hammerers bedeutete nie was Gutes. Sie war durch diese Wahrnehmung allein beunruhigt, während die Kunde von der Zusammenkunft der jungen Leute auf der Alm sie nicht im mindesten aufregte. Die Mutter kannte ihre Tochter, die zwar nur armer, geringer Hütersleute Kind,

gleichwohl aber standhaften, festen Charakters war. „Walpi ist zu heiter und fröhlich, um böse zu sein, und sie weiß zu gut, daß des Armen einzig Gut und Gewähr auf eine bessere Zukunft seine Tugend ist.“ So dachte die alte Lies und ihr Entschluß schien gefaßt: den Liebenden nichts in den Weg zu legen und es Gott zu überlassen, wie er die Zukunft gestalten wollte. In seinen Schutz empfahl sie ihre Tochter und mit diesem Gedanken begab sie sich zur Ruhe.

Der Hammermeister war inzwischen die Dorfgasse hinaufgeschritten. Aus den Gedanken, die in seinem Gehirn rumorten, wurde er durch eine Stimme aufgeschreckt: „Sagt's ihm nur, 's thät mir leid, daß ich ihn nit troffen hab', 's wär' ein verflixt schön's G'schäft für ihn.“

Der Mann, der also sprach, stand zwischen Thür und Angel des Rothadlerwirthes und diejenigen, welchen er die Worte zugerufen, saßen in der Zechstube. Einige Stimmen schlugen verworren durcheinander. Der Mann trat auf die Gasse, wo ein Einspänner bereit stand, in den er rasch aufstieg. Ein Hieb mit der Geisel, das Gespann trabte davon, ehe der Hammermeister so weit gefaßt war, den Mann, den er kannte, weil er mit ihm schon öfter Geschäfte gemacht hatte, anzurufen.

Wie ihm nun das „Zeugl“ so vor der Nase wegfuhr, blieb er geärgert stehen und schaute ihm brummend nach. Dann überlegte er, ob er heimgehen oder ausnahmsweise beim Rothadler vorsprechen sollte. Denn für gewöhnlich hielt es der Hammerer nicht recht für lobesam,

den Feierabend im Wirthshause zuzubringen. Der Samstag sollte in christlicher Weise seinen Abschluß finden und der Erbauung gewidmet sein. Am Sonntag dann konnte man sich ein Gütliches thun und es war dann nicht viel zu reden, wenn es auch ein kleines „Spitzlein“ gab, das den hausväterlichen Ernst etwas aus dem Gleichgewicht rückte.

Der Hammermeister war ein gutstehender Mann und verdiente deßhalb die Achtung der Dorfbewohner, mehr Respekt würde er noch genossen haben, wenn er nicht gar so entsetzlich eigennützig und eigenwillig gewesen wäre. Die Bauern gestanden es gelegentlich selbst zu, daß sie alle ein klein Bißl auf ihren eigenen Vortheil schauten, und zwar zuweilen in einer Weise, die nicht immer nobel war, wenn es galt, den Nachbarn zu übertölpeln; aber vom Hammermeister sprach man doch noch mehr und meinte: dem wär' nichts zu arg, wenn er sich damit eins zulegen könnt'. Und über seinen Schädel gieng gar nichts; wenn er sich was vorgenommen und in den Kopf gesetzt, wars wie vernietet und vernagelt.

Endlich hatte der Hammermeister seinen Entschluß gefaßt, bei dem die Neugierde ihren Theil hatte; er trat beim Rothadlerwirth ein. Dort saßen um den Rundtisch, der im Erker stand, drei Bauern in Hemdärmeln und mit dem Hute auf dem Kopf. Jeder hatte ein Seidel Etschländer vor sich stehen. Der eine, ein Rothhaariger mit einem langen Patriarchenbart, rief: „Da schaut's, wenn man'n Wolf nennt, kommt er g'rennt.

„He, habt's wieder über mich z'brachten (zu reden) g'habt, Ihr Lötter!" entgegnete der Hammerer, indem er sich würdevoll auf den Stuhl niederließ, den die Kellnerin ihm hingeschoben.

„Will's meinen, Hammermeister, haben Dir gewiß die Ohren mentisch (tüchtig) geklungen," gab der Rothe zurück.

„Der Gogl dagewest, der Holzhändler, he! was hat der wollen bei uns im Dorf?" Die Frage war an den zweiten Bauern, einen gedrungenen etwas leidend aussehenden Mann mit schönen, sanften Augen gerichtet, der träumerisch vor sich hinblickend dagesessen war.

„Weißt Brugger," sagte er, „der Gogl ist, wie er sagt, nur zufällig herkommen, hat glaubt, Dich zu treffen. Wie mir scheint, bildet er sich Deinen Wald ein, den Buchwald vom Augartgütl."

„So, den könnt' er nit derzahlen."

„Hab's auch g'meint, zudem thätst ihn nicht veräußern dürfen."

Der Hammermeister drehte sich scharf und unwillig.

„Tausend Taxbam und neun Larch!" grollte er, „möcht' seh'n, wer mir's wehren könnt'; Du etwa, Moser, he?"

Der zuckte nur in seiner stillen Manier die Achsel.

„Das Augartgütl ist das mütterlich Theil, das dem Jackl g'hört, zeug' ich," erwiderte er bescheiden.

„Das zeugst Du, aber i nit."

„Geschrieben steht's so, das muß wahr sein.

„Schreiben kann man viel, i gib nix drauf, das Gütl ist zur Hammerschmied'n g'schlagen word'n, ein für allemal."

„Schon wahr, aber als unveräußerlich."

Der Hammerer machte eine ungeduldige Bewegung, weßhalb der Moser begütigend hinzusetzte: „Du weißt's ja selbst, Brugger, daß Dein Weib auf die Verschmelzung der Güter eingegangen ist, weil sie wohl erkannt hat, daß die Hammerei als Oekonomie nur ein halb's Ding wär', weil kein Wald und kein Streumoos dabei ist. Könnt'st kein halbdutzend Küh halten damit. Sie hat das Gütl aber ausdrücklich dem Jackl fest zugeschrieben, so daß er's, wenn der Herrgott ihm's Leben laßt, einmal kriegen muß; auf alle Fäll', hat sie sich denkt, könnt's gut sein."

Der Hammermeister lachte höhnisch: „Hehe, wie Du bewandert bist, Moser, und alles schmeckst, was die selige Hammermeisterin woll'n und sich denkt hat.

Der Angeredete wandte sich unwillig ab: „Bin ich nit ihr nächster Verwandter und ist der Jackl mein Gödl, (Pathenkind) oder ist er's nit? Ich protestir gegen einen Verkauf."

Jetzt stieg die dunkle Zornesröthe auf die vom herabgekämmten Hauptthaar fast verdeckte Stirn Bruggers. Er hieb mit den Knöcheln seiner Finger, die er krampfhaft zusammenballte, fieberhaft schnell auf die Tischplatte und stieß die Worte hervor:

„Weg'n dem Jackl und wegen der Schrift thu' i doch wie i mag, und daß D' es weißt, Moser, jetzt handle ich extra mit dem Gogl, grad extra, merk' Dir's."

Der zuckte wieder die Achsel und blieb stumm. Jener mit dem Patriarchenbart aber sagte: „Redt' Dir sicher niemand nix ein, Brugger, g'scheid wär's aber doch nicht, wenn Du an einen Verkauf dächtest; hast's ja meiner Treu nicht noth."

Da zog ein befriedigtes Lächeln um das grämliche Gesicht des Hammermeisters und er nickte mit dem Kopf, als wollte er sagen: „Du hast das Richtige troffen, Gott sei Dank, i bin der Hammermeister von Mernerwald, der an Geld und Sach' kein Mangel hat." Laut entgegnete er darauf: „Wenn mich nur der Bub, der Jackl, nit ärgert, denn sonst, i sag's Reichriegler, paß auf, i wär all's im Stand'."

Zu den Gästen trat jetzt der Rothadlerwirth: „Grüß Gott allsammt," rief er fröhlich, „was Tausend! der Hammermeister auch einmal über Feierabend? ja, das ist was Seltsams!"

Der schob ihm das volle Glas hin und der Wirth hob es zu den Lippen mit den Worten: „Dein G'sundheit, Brugger!"

„Daß ich Euch was Neues sag'," hub er dann an, komm' g'radwegs aus dem Stadtl, wo ich bei Gericht was z'schaffen hatt', da hört man, der Wällische rühr' sich schon wieder und der Garibaldi sei alleweil an der Grenz und guck ummer (herüber). Auf's Jahr, so hört man, werd'n die Schützenkompagnien wieder z'sammg'stellt, wir mög'n uns nur wieder bereit halt'n. Gibt a Gaudi für die Jungen."

„Was Du nit sagst, Wirth!“ jubelte der dritte der Gäste auf, ein finsterer Mann mit grauem Haarwerk um die Backen, „potz Holler und Haslnuß, da bring' ich meinen Nichtsnutz, den Natzl, vom Hals, der Lump soll mit, ist kein Schad', wenn's ihn ein Bißl tratzt. Schieß'n ist noch das Beste, was er kann.“

„Lauft noch viel Wasser die Achen hinab bis dahin,“ meinte der Bärtige und erhob sich. Der Hammerschmied that desgleichen.

Während er der Schmiede zuschritt, beschäftigte ihn ein Gedanke; der drehte sich um den Ausruf des Hupfaufbäuerls: „Da bring' ich meinen Nichtsnutz vom Hals!“

II.

Gerade um dieselbige Zeit, da der Hammermeister Brugger im Zechstübl beim Rothadlerwirth über seinen Sohn klagte, war dieser auf der Almhöhe angekommen.

„Ja auf der hohen Alm,
Hier auf der höchsten Schneid,
Bei meinem Dirndl da —
Da ist's a Freud!“

jubelte der Jackl.

Von fernher sah er das erleuchtete Hüttenfenster, hinter dem jetzt die Walpi allein oder mit dem Hüterbuben saß, der das Vieh, wenn es auf der Weide war, zu beaufsichtigen hatte. Er hatte die Geliebte eine Woche lang nicht gesehen, denn an Werktagen war kein Abkom-

men. Es drängte ihn, nun in ihr blaues Auge zu schauen, ihre liebe Stimme und ihr frohes Lachen zu hören und auch von der Zukunft wollte er wieder einmal mit ihr reden.

Hatte er doch niemanden sonst, dem er Leid und Freud' und was sein Herz bewegte so ungenirt mittheilen konnte, als die Walpi. Sie verstand ihn, sie hörte und tröstete ihn, sie war sein Alles und sollte eines Tages ganz und gar ihm angehören.

Diesen letzten Gedanken im Sinne, stieß er jetzt einen lauten, weithinhallenden Juhschrei aus, daß der Jochgeier drüben in seinem Neste, das über'm steilen Gewände klebte, den Hals emporreckte und die Flügel schlug. Gleich tönte als Antwort ein froher Ruf zurück. Jackl beflügelte seine Schritte und bald sah er die Gestalt seiner Walpi ihm entgegenfliegen.

„Bist's Jackl?" lautete ihr Gruß.

„Endlich, Walpi, mir scheint, Du bist gewachsen in der Zeit."

„Was nit gar, Hansnarr!" lachte sie. „Meinst wohl vor Weillang."

Arm in Arm giengen sie der Hütte zu. Die Hahnenfeder auf Jackls Hut spielte im Wind, ebenso Walpis lange Haarstränge, die sich im Laufen aufgelöst hatten und über den Rücken wallten.

„Ah, Du bist nicht allein, Walpi, wen hast denn da zum Heimgart?" Es zuckte etwas in Jackls Stimme, daß der Dirn froh und weh dabei wurde.

„Das ist der Forstwart, der Franz, der sitzt schon ein halb Stündl bei mir, er weiß gut zu plauschen."

„Daß er Dich noch anplauscht, Walpi, he?" rief der Jackl mit erzwungenem Lachen.

Sie standen vor der Hüttenthür an der Bank, von der sich der Forstwart erhob.

„Hammerschmied Jackl, Du! Hab' mir's leicht denken können, daß Du hinter der Dirn steckst; passets meiner Six zusamm', Ihr zwei." So sagte der Franz und schüttelte Jackls Hand.

„Und ich hoff', Du gehst mir nicht länger ins Gäu, Forstwart."

„Wär' umsonst bei der, die weiß einen von sich abzuhalten und schaut drein, wenn's sein muß, so kalt und unbehaglich wie ein Gletscher. Darfst keine Sorg' haben."

Alle drei waren in die Hütte getreten.

Die Walpi brachte einen Butterwecken und einen Laiben Brod. Jackl holte aus seiner Joppentasche eine Flasche Kirscheler, die er dann auf den Tisch stellte. Ein Bua, der zum Dirndl geht, darf dem ländlichen Gebrauch gemäß die Meth- oder Schnapsflasche nicht vergessen.

Das Gespräch spann sich gemüthlich fort, im Gefühle des Behagens, daß man immer auf der Alm empfindet. Wie fein ists in der Schwaige, wenn draußen die Natur den Sommertraum träumt, die frische Luft durch die Fensterlein zieht wie stärkender, belebender Odem! Aromatischer Heuduft, Duft, den die Alpenkräuter ausströmen, webt um den Bewohner dieser Höhen, saugt sich

in seine Lunge ein, macht sein Blut reich und leicht, daß er nur immer steigen, sich schwingen und es hinausjubeln möchte über's Thal, das so tief drunten hinter den Nebelschleiern liegt, wie wohl und angenehm es ihm zu Muthe ist. Von draußen kommt der Schellenklang der Almkühe, das Blöcken der Ziegen, das Rauschen des Bergbaches: alpine Stimmen. Der Schrei des Nachtvogels bricht sich am Gewände und das geheimnißvolle Rauschen der Föhren tönt herein, wie der Chor der Geister, die der Volksglaube hier heraufgebannt. Neben der Schwaige plätschert das Brünnlein in den Trog mit lebhaftem Geplapper und um sie herum flüstert der Abendwind seine monotonen Lieder.

Jackl und Walpi saßen eng beieinander und schauten sich voll Seligkeit in die Augen.

„Gott gönn's Euch," sagte der wohlwollende Forstwart, „aber ich hab' immer gehört, wenn zwei sich gar so lieben, dann kommen sie nimmer zusamm'."

„Das mag der Himmel b'hüten!" rief der Hammerschmied Jackl betroffen.

Und als er jetzt in die Augen der Walpi sah, bemerkte er zu seiner noch größeren Bestürzung, wie schwere Thränentropfen dran hiengen und wie ihre Wangen plötzlich bleich geworden und das Köpfchen, das sie sonst so keck zu tragen verstand, niedergesunken war auf die Brust. Der Bursche schlang seinen linken Arm um ihren Hals und nahm mit seiner Rechten ihre Hand; zärtlich und mit inniger Betonung sprach er: „So weit's an mir

liegt, Walpi, soll's uns nicht ausmögen; ich werd' Dich gern haben bis an mein End' und mein End' wär's, wenn wir auseinander müßten."

Sie blickte auf.

„Ja, Du meinst's gut, Jackl, aber denk an Dein' Vatern."

„Der Vater? ja er ist ein selbstsüchtiger Mann, der nicht haarbreit von seinem Recht und Besitz lassen wird, so lang ein Gedanke in seinem Gehirn zuckt, aber — Du weißt, das Augartgut g'hört mein von Mutterseits und da ich überdies in der Schmiede arbeite, hoff' ich, wird so viel herausschau'n, daß wir beide leben können. Ja, noch mehr, Du wirst den Platz einnehmen, wie vorzeitig meine Mutter selig und bist also nichts Ueberflüssiges im Haus."

„Stellst Dir die Sach' möglichst schön vor, mein Jackl, ich vermag's nicht, mir kommt schon allweil, die ganze Zeit her, gar nichts Guts vor; weiß Gott, bei Nacht gräm' ich mich noch im Schlaf, denn immer steht der Hammermeister vor mir und schüttelt mir die Faust vor, schimpft mich ein schlecht's Leut, das ihm über'm Rücken in die Fenster schaut und sich aber seinen Weg scheeren sollt, wie sich's für eine so niedere Dirn schicken thät. Niemals hätt's stattg'funden, daß die Sennin g'radwegs Bäurin und Hammermeisterin worden wär'. So sagt er im Traum zu mir und so hör' ich ihn lästern, wenn ich wach bin. O, mein Gott, Jackl, mir schwant allweil nichts Guts."

„Bist närrisch, Walpi," beruhigte Jackl mit großer Zuversicht, „wer wär' denn ich, der Niemand, daß D' immer nur auf den Alten denkst? Laß Dir nicht sein und wisch Dir das Wasser aus'n Augen, ich kann's, weiß Gott, nicht sehen. Bei der nächsten Gelegenheit renn' ich den Vatern, er soll's wissen, wie ich denk' und wie's steht und auf was er sich gefaßt zu machen hat. Wird wohl ein Einsehen haben, denn auch er hat einmal geliebt in seiner Jugend, so weiß er wie's thut und wie's einem ist."

Der Forstwart, der schweigend zugehört hatte, schüttelte jetzt bedenklich den Kopf und als ihn ein fragender, entrüsteter Blick des Hammerersohnes traf, meinte er: „Glaub' mir's, das hat er lang vergessen, der alte Hammermeister. Wenn Euch überhaupt zu rathen ist, so wartet ein paar Jahr, könnt' Euch ja in Zucht und Ehren gern haben, nur mit dem Heirathen fallt dem Alten noch nicht ins Haus. Er thät's nimmer zugeben, denn es wär' getheilte Herrschaft und der Alte ist nicht einer, der nur ein Kleins von seinem Rechte ließe. Du bist noch jung und selbst noch militärpflichtig, es gäb' also nichts ab."

Der Jackl fuhr in die Höhe, während die Walpi ihn mit verstohlenen Blicken beobachtete und nur bei den letzten Worten, die Franz sprach, überrascht den Athem anzog.

„Pflichtig, das gibt's nicht, Forstwart, ich bin der einzige Sohn! Und was das Warten betrifft, so hab' ich keine Lust dazu, ich will nicht."

„Dann wirst Dir's nicht besser machen, merk's Jackl,

der Franz hat's gesagt, der es wohl meint mit Dir und der Walpi. Wenn zwei harte Köpfe zusammentreffen, gibt's Feuer."

Der Forstwart stand auf und holte seine Flinte aus der Ecke; auch Jackl sprang auf und warf seine Joppe über. Die Nacht war sternhell und milde. Jackl rief einen Juchzer hinein. „Nu, Walpi, weg mit den Mucken, eine kopfhängerische Sennerin ist g'rad wie eine Felswand ohne Echo."

„Mir kommt vor," sagte sie drauf, „der Franz hätt' doch so unrecht nit. Wart' noch, Jackl, und sag' nichts zum Vatern. Eher erwartet man was rechts, als man's erlauft und fein wär's wieder nicht, wenn wir's z'sammkommen erstreiten müßten. Hörst, wart noch."

„Aus Dir red't die Furcht, sonst aber denkst anders, Walpi," setzte Jackl spöttisch hinzu, „oder glaubst, Deine Lieb' wär doch nicht so heiß, daß D' es nicht ein paar Jahrl vertragen könntst?"

„Meine Lieb' ist so tief und stark, daß alle Stürme von Jahren sie nit erschüttern können," entgegnete die Dirne überzeugungsvoll, so daß Jackl bewegt stehen blieb und sie fest umhalste.

„Halt's so und trau mir, wank' nie, mir ist ernst, heilig ernst, Du wirst mein Weib oder keine, geschworen sei's."

Alle drei waren eine Strecke weit gegangen, nun senkte der Weg sich jäh abwärts. Hier blieb Walpi zurück, nur ein „G'hab Dich wohl!" wurde gewechselt, dann

sprangen Franz und Jackl rasch den Pfad hinunter in das schweigende, vom aufsteigenden Mond mit einem sanften Lichtschimmer überzogene Thal. Walpi, die gedankenvoll eine Weile stehen geblieben war, hatte den letzten schwachen Juhschrei aufgefangen, der von unten heraufkam, dann war sie langsam der Schwaige zugegangen.

Oft schon war Jackl heraufgestiegen zu ihr auf die Alm und immer hatten sie von ihrer Liebe geredet und die Zeit war ihnen dabei wundersschnell vergangen. Doch war sie beim Abschied stets heiter gewesen, hatte ihm nachgejubelt, als er bergab stieg, und seinen letzten Juhschrei noch in ihren Träumen nachhallen gehört. Heut war ihr so sonderbar traurig zu Muthe und durch ihren Traum zog es wie dumpfes Schluchzen. —

Es gieng bereits gegen Mitternacht, als Jackl vor der Hammerschmiede anlangte. Er wußte, daß er die Hausthüre verschlossen finden würde und gieng daher um das Haus herum, um sich auf das Label, den um diese Seite des Hauses ziehenden Brettergang, zu schwingen. Sonst that er es mit Zuhilfenahme einiger Geräthe, heute ließ ihn Franz auf seine Schultern steigen. Jackl hielt sich oben an der Planke fest und zog sich behend empor. In diesem Augenblick trat der Hammermeister oben aus der Thür. Er hielt einen Stock in der Hand, den er drohend schwang, indem er schrie: „Halt, Dieb, was willst stehlen!“ Zugleich hieb er auf Jackl ein, der vor Ueberraschung nicht wußte, wie ihm geschah. „Des Teufels, Vater, laßt's genug sein, ich bin's ja.“

„Larifari, ein Lump bist, der nächtens einbrechen will, ein ehrlicher Mensch geht g'rade Weg."

Und er schlug immerfort auf den Jackl los, dem jetzt die Geduld vergieng. Er schoß wüthend auf den Alten los, riß ihm mit einem mächtigen Griff den Stock aus der Hand und schwang ihn über dem grauen Haupte seines Vaters. Der stand ruhig und wie Hohn zog es um seinen Mund, der nur ein heiseres Lachen ausstieß.

Der Jackl gedachte des vierten Gebotes, er vergaß plötzlich alle Unbilden, die er die Jahre her erlitten und von denen die heutige noch nicht die ärgste gewesen, drum warf er den Stock weit von sich und sagte: „Habt Euch wohl viel bemüht, mir abzupassen, Vater, um mir zu zeigen, was Willens Ihr seid. Bin aber kein Fratz mehr, den man mit dem Haslinger schlägt."

„Aber ein Nachtvogel bist und verbotne Wege gehst, frag' Dein Gewissen, Bue, warum müßtest sonst herumschleichen und wie ein Dieb einsteigen ins Haus, he!" schrie der Hammermeister.

Jackl fühlte sich getroffen.

„Daß D' es weißt," fuhr der Alte fort, „jetzt ist's aus mit den Besuchen auf der Alm. Ich leid's nit und will's nit; stad sein und nit maulen! Dein Vater ist's, der's sagt und Du folgst, oder ich fahr' ab mit der Dirn und mit Dir."

„Weil Ihr schon davon sprecht, Vater," antwortete jetzt Jackl ruhig, „so müßt's auch wissen, daß die Walpi mein Alles ist und mein Weib wird. Ich hab's geschwo-

ren, sie, oder keine andere. Was könnt Ihr denn dagegen haben, Vater?“

„Alles, alles, Du Laff, der noch nit trocken ist hinter den Ohren und schon ans Heirathen denkt! Alles hab' ich dagegen und so lang ich die Augen offen hab', wird nichts aus der Sach'. Ich weiß warum und damit ist's gut. Fort ins Bett.“

Der Alte gieng und Jackl griff in seinem Grimme nach dem nächsten Blumentopf und schleuderte ihn gegen die Linde im Hofe, daß es knackte und ein Regen von Blättern, Erde und Scherben sich über den Forstwart ergoß, der unten im dichten Schatten gestanden und den erregten Diskurs zwischen Vater und Sohn mit angehört hatte.

„Sah's voraus, wie's kommen würde,“ sagte er vor sich hin, indem er nun auch den Heimweg suchte. „Wird viele Kämpfe kosten, bis sie zusammenkommen, die Beiden. Glaub' immer, der Alte möcht' selbst noch gern anbeißen. O diese Alten!“

III.

Den Sommer über herrschte im Hause des Hammermeisters Brugger ein finsterer, streitsüchtiger Geist. Vater und Sohn begegneten einander wie wildfremde Leute. Der Jackl sprach nur, wenn er mußte, und was der Alte sagte, klang hart und lieblos. Er war es ge=

wohnt, zu befehlen, sein Wort galt ja seit Jahrzehnten her. Der Schmiedgeselle muckste nicht, wenn das gewisse Feuerlein im grauen Auge des Meisters aufleuchtete, und Knecht und Dirn bebten, wenn das Grollen von Bruggers übler Laune an ihr Gehör kam. Viele im Dorfe erinnerten sich wohl noch der Zeit, da sich der Brugger Woferl vor dem Starrsinn seines Vaters beugte, wie die junge Fichte vor dem Wind. Er war damals auch ein stolzer, strammer Bursch gewesen, der seiner Neigung folgen wollte um jeden Preis, der die Liesl vom Hüterhäusl draußen auf den Tanzplatz führte und nur sie freien wollte. Wetter! wie war da der alte Hammerer aufgeschossen, als er dies gehört, und wie hat er Spitz und Knopf zusammgestellt dem Sohn zur Wahl: geh'n oder bleiben, die Lies lassen oder Heimat und Eltern. Hat sich geduckt, der wilde, junge Bär, und der Liebe entsagt, von der er nicht ablassen zu können geglaubt, ist unterm väterlichen Joch geblieben, still und mürrisch, und hat die Braut genommen, die der Alte ihm zugeführt.

Was könnte sie erzählen, die selige Hammermeisterin, wenn sie noch lebte, was sie ausgestanden und ertragen, was sie geschluckt und geschwiegen die Zeit hindurch, bis der Jackl endlich gekommen. Da war der Sinn des Mannes milder geworden, er hatte den ersehnten Stammhalter gefunden und vieles lag zwischen der Zeit, da er seinen Willen hatte aufgeben, seine Lieb' und seine Hoffnung hatte begraben müssen. Die Lies selbst hatte geheirathet

und anscheinend die Schwüre und Zusagen, die er ihr gemacht, vergeben und vergessen.

Seit der Tod ihm aber die Hausfrau weggenommen und er gezwungen war, nun wieder mit fremden Leuten zu hausen, denen er nie recht trauen konnte, ist wieder ein schlimmer Geist im Hammermeister aufgetaucht: Mißtrauen, Stolz, Eigenwille und Starrsinn gewannen die Herrschaft über ihn. Und die Leute sagten, er wolle es nun seinem Sohne gerade so machen, wie es ihm von seinem Vater geschehen.

Der aber glich eher der Wettertanne, die in Sturm und Drang bolzengerade gegen Himmel strebt. Was auch der Hammermeister wetterte und schmetterte, der Jackl stieg doch zu seinem Dirndl hinauf auf die Alm, wenn nicht mehr am Samstag, doch am Sonntag nach Kirchzeit. Seltener allerdings war es ihm in der letzten Zeit geglückt, abzukommen, denn der Alte hatte bereits wieder Wind erhalten und nun schon immer einen pressanten Auftrag bei der Hand, der den Jackl im Thale oder im Dorfe festhielt.

So war der Sommer hingegangen, die Zeit war da, in der das Vieh abgetrieben wurde. Auch die Walpi hatte die Schwaige gesperrt und war mit den bekränzten Kühen, die große Schellen trugen und stolz die Nacken hoben, im Heimatsdorfe eingezogen. Die Heerde war nun getheilt worden und in die Ställe der Besitzer, zum Hammerschmied und zum Moser, welche die Alm gemeinsam hatten, gewandert.

Die Sennerin war ihrer Pflicht entledigt und wohnte wieder im Hüterhäusl bei ihrer Mutter, wo man sie, einmal dieser, einmal jener, holte, wenn man ihrer zum Tagwerk bedurfte.

Der Nachkirchweih-Sonntag ist einer alten Gepflogenheit gemäß der Tag, wo die Alpreitung — die Abrechnung und gegenseitige Ausgleichung der Alpfahrtskosten — gehalten wird. Die Bauern kommen beim Dorfwirth zusammen, mit dem schweren Bauchgurt um, der dann gewöhnlich ein Erkleckliches leichter wird. Nach der Reitung finden sich die Senner und Sennerinnen, die Burschen und Dirnen vom Dorf ein, eine Musik mit Zither und Hackbrett und Guitarre oder einer Clarinette ist dann bald zusammgestellt; dann geht's herum, daß die Kittel fliegen.

Heute war's wie allweil früher.

Der Hammermeister schaute seit langem zum erstenmale wieder fröhlich aus. Er war so aufgeräumt, weil sein Alpnutzen heuer so groß ausgefallen war. Die Walpi hatte ehrlich auf die Sach' geschaut und tüchtig gehaust und „gefuhrt". Weiß Gott, drum war er jetzt so heiter, der Hammerer, daß sein Gesicht glänzte. Er war mit der Sennin zufrieden und hatte dessen kein Hehl, obwohl sie neben ihm saß und es hören mußte. Ja, wer weiß, vielleicht gab er ihr deßhalb so gütig seine Hand hin und lobte ihr frisches Ausschauen, weil sie gar so unterthänig that ihm gegenüber, als hätte sie gerade den ganzen Respekt vor dem Hammermeister. So aufmerksam hörte

sie ihm zu, wenn er sprach, und wenn er die Frage an sie stellte, wie zuthunlich und lieb sie dann die Antwort zu geben wußte. Es war aus der Weise und der alte Hammermeister gefiel sich ordentlich darin, mit seiner Sennin ausnehmend fein zu sein.

Die Reitung war lang vorbei, der rothe Etschländer stieg schon in die Füße; das ist so sein Wesen, erst in die Füße, dann in den Kopf. Von drüben aus der Scheune drangen Zitherklänge, zum Tanzen einladend. Die Walpi blickte auf und zum Fenster und sie sah, wie die Paare nahten, dann wieder warf sie etwas ängstliche Blicke nach der Thür.

Sie hatte insgeheim Angst. Nicht umsonst hatte sie dem Vater des Jackl so traulich und friedlich zugelächelt, sie dachte dabei, wenn er nur auch Frieden halten und andere „sich trauen lassen" thäte. Es war ihr bekannt geworden, daß der Alte zum Sohne hatte Reden fallen lassen, aus denen deutlich durchblickte, er möcht's nicht, daß der Jackl mit der Walpi tanze. Und es war seinem gewaltthätigen Sinne, seiner sprunghaften Laune nicht zu trauen: er konnte es auch thätlich erzwingen, daß sein Wille geschehe.

Doch der Apfel ist nicht gar weit vom Stamm gefallen; der Hammerschmied Jackl gab seinem Vater nicht viel nach; er hatte zur Walpi gesagt, daß D' es weißt, wir tanzen miteinander, keiner hat sonst ein Recht auf Dich! Und so wußte sie, der Jackl schlage des Alten Verbot in die Luft und kümmere sich nicht um dessen Zorn. Es konnte eine leidlich unfeine Scene geben, drum

hatte sie mit aller weiblichen Sorgfalt vorgebeugt und dem Hammermeister gar so schön gethan. Angstvoll klopfte ihr Herz aber doch an das bunte Mieder und das rosaseidene Busentuch, das ein Geschenk des Jackl war, wogte stürmisch auf und nieder.

Nun brachte sie aber den scheuen Blick nicht mehr von der Thüre ab, immer kamen Gäste. Der Holzhändler Gogl trat ein und machte sich wie zufällig an den Hammermeister, dem er nun schon öfters um seinen Wald in den Ohren gelegen. Dann kam der Amtsdiener des Bezirksamtes, Herr Schwarzmann, ein kleines Männchen mit einem Kaiserbart, der die wichtige, pfiffig sein sollende Miene auf zwei Seiten einrahmte und nur das breite Kinn frei ließ. Ein blonder starker Schnurrbart zog sich quer ob dem weitgeschnittenen Munde hin und in den Ohren hatte der Mann kleine goldene Ringlein. Er grüßte, als er hereintrat, herablassend nach allen Seiten, schaute aber auch vorsichtig, ob die Bauern ihm wohl ebenfalls den nöthigen Respekt erzeigten. Bei den meisten galt die Amtsperson auch ein Erkleckliches und diese alle langten ihr das Weinglas zu, damit sie daraus nach alter Sitte koste. Herr Schwarzmann war sogleich des Hammermeisters ansichtig geworden, dessen dargereichtes Glas er mit einem freundlichen „G'segn's, Meister Brugger!" hob, um dann mit demselben an allen übrigen ihm zugereichten Gläsern anzustoßen. Das galt so viel, als hätte er „Bescheid gethan."

Gleich hinter dem Amtsdiener war Jackl erschienen

und sein Gesicht glühte kühn. Er war dann auf Walpi zugetreten und hatte ihr die Hand entgegengestreckt. Just in dem Momente sah der Hammermeister seinen Sohn großmächtig an, der seinerseits nicht blöde that, aber trotzig schwieg.

„Ah, der Hammerschmied Jackl! Prächtiger Bursch das!“ rief Schwarzmann, halb zum Sohn, halb zum Vater hinnickend.

Doch beide hatten nicht acht auf seine Leutseligkeit; der Jackl gieng mit der Walpi zur Thür und der Brugger verfolgte ihn mit grimmigen Blicken und einem leisen Fluche auf den Lippen.

An den freigewordenen Platz setzte sich nunmehr der Amtsdiener und er schüttelte dabei bedenklich das Haupt und machte dann eine Kunstpause. Das that er immer, wenn er nicht recht wußte, wie er sich die Situation zu deuten habe. So wie die Sache lag, konnte er zunächst nur vom Vater Hammermeister profitiren und er wollte sich also darauf einrichten. Zwar wußte er, wie es mit den Zweien stand, denn gelegentlich hatte er doch wieder aus dem Jungen was herausgefischt, wenn dieser in das Stadtl hineinkam und Schwarzmann ihm zutrinken mußte. Jackl hatte bei derlei Anläßen nicht mit einigen bittern Hieben gegen den Alten gespart, der seinen Sohn nur ausbeuten wolle, ohne ihn sonst was gelten zu lassen. Was wär's mit der Schmiede, gab der Schwarzmann dann dem Sohne zu bedenken, wenn der Jackl nicht wär', und was mit der ganzen Bauernschaft des Hammerers,

wenn ihm nicht das Augartgütl, das nicht unbedeutend war, zugebracht worden wär'. Und im Grund genommen, gehörte das nicht ureigentlich dem Jackl, dem natürlichen Erben der Mutter?

Also hatte der Herr Schwarzmann zu reden gewußt, als er dem Jackl zutrank, jetzt aber bracht ihm's der alte Brugger selbst und das erwog der Amtsdiener in seiner angebornen Schlauheit.

Der Brugger seinerseits kannte seine Pappenheimer und er liebte es, die besondern Eigenschaften der Menschen, die es mit ihm zu thun hatten, auszunützen. Nun stack hinter der wichtigen Miene des Schwarzmann eine großmächtige Plaudertasche und der kluge Blick des Hammerers hatte dieses trotz der gelegentlichen Kunstpausen und der gesammten Wichtigkeit, die sein Mann zur Schau zu tragen pflegte, nur zu gut herausgefunden.

„Was verschreibt denn's G'setz gegen ungerathene Söhne?" unterbrach er das Schweigen des Schwarzmann, der seine Stirn in Amtsfalten zog und meinte, „da müsse der Vater einmal selbst Gesetzgeber und Gerichtsvollzieher sein. Nütz' alles nichts, sei Chrisam und Tauf an einem Buem verloren, dann sei das Militär das Richtige, das habe eine Universalsalbe, welcher alle Uebel weichen."

Der Amtsdiener hatte das nicht ohne Berechnug gesagt, es klebte in seinem Gedächtnisse eine Rede, die der Brugger einmal fallen gelassen, kurz nachdem er an jenem Samstag mit dem Moser, dem Reichriegler und dem Hupfauf zusammengewesen. Und er hatte mit seiner Ant-

wort einen Schuß ins Schwarze gemacht, das war ohne Zweifel, denn der Brugger hatte sich schon wieder vom Gogl in einen Diskurs einhackeln lassen, was er nicht gethan haben würde, wenn er nicht von dem früheren Dialoge befriedigt gewesen wäre und denselben als vorderhand für abgeschlossen betrachtet hätte.

Der Schwarzmann kümmerte sich nicht viel um das, was der Alte mit dem Holzhändler sprach, offenbar wollte dieser etwas von jenem erhandeln, wenigstens hörte er die kühle Frage Bruggers: „Laß einmal hör'n, Gogl, was legst (gibst) dafür. Viel muß's sein, wenig krieg ich immer." Und er bemerkte dann, wie der Moserbauer mit Luchsohren hinhorchte zu den Beiden und wie es in seinem Gesichte unruhig zuckte, als wenn es auch ihn angienge, was der Hammerer mit dem Gogl abmachte.

Da sich die Amtsperson vernachlässigt fühlte, erhob sie sich etwas beleidigt und begab sich hinaus in die Scheune, um dem Tanze zuzusehen und den jungen Leuten zur Abwechslung ebenfalls die Ehre ihres Besuches zu schenken.

Dort war es inzwischen seinen taktmäßigen, hopsenden Gang weiter gegangen. Die Dorfmädchen wanderten aus den Händen des einen Dorfbuben in die des andern und vergnügten sich baß, so lange die Zither tönte, und wenn sie aufhörte, entwand sich jede dem Tänzer, um jenem Burschen nahezukommen, der, weil ihre Liebe einander gehörte, anderseits ebenfalls bereits nach ihr ausschaute.

Walpi, die unstreitig das hübscheste unter den anwesenden Mädchen war, die aber gleichwohl kaum so allgemein zum Reigen begehrt worden wäre, wenn sie nicht der reiche und angesehene Hammerschmied Jackl so sehr bevorzugt hätte, glühte wie eine Heckenrose. Sie sah so frisch und prächtig aus und manchem Burschen fiel es erst jetzt auf, da sie für ihn unerreichbar geworden, wie tannenschlank und schmiegsam ihre Gestalt war, wie fein ihr glänzendes Gesicht, wie lieb ihr Thun und Lassen sei.

Da gab es einen weitschichtigen Vetter von ihr, den Hacken Lois. Diesem war die Dirn immer zu minder gewesen und er hatte sie niemals eines Blickes gewürdiget, wenn sie nach dem Sonntagsgottesdienste in ihrem besten Staate mit dem gedruckten Kleidlein an und dem flatternden Bande im Haar durch die Reihen der herumstehenden Bauern am Kirchplatze schritt. Ja sogar ein Spottliedl hatte er einmal gesungen und sich auffallend herumgedreht, der Lois, als müßte er sich schämen des armen Bäschens. Sie erinnerte sich nicht, daß er ihr einmal Gutes erwiesen oder ein freundlich Wort gegeben hätte, wohl aber stand es unauslöschlich in ihrer Gedächtnißtafel eingegraben, wie er sie einstmals der Braunbeeren, die sie vom Bergwalde mühsam heruntergeholt, beraubt, und als sie zu weinen angefangen, noch dazu geschlagen hatte. Das alles wäre ihm zwar gewiß vergessen und vergeben worden, wenn er Vergebung geheischt haben würde; doch der Hackenbue machte sich im Gegentheil nichts daraus, wie

er auch anderseits als ein tückischer, gewaltthätiger, händelsüchtiger Störefried galt.

So kam's, daß man ihn fürchtete und ihm gerne auswich; gieng das nicht, so gab man gerne nach, um den Frieden zu erhalten.

Gerade wollte Walpi, die abwechselnd mit dem Jackl und dem Forstwart Franz getanzt hatte, aus der Scheune treten, an deren Thüre sie den Jackl erblickt hatte, als der Hacken Lois ihr den Weg vertrat.

„Mein schön's Basele," sagte er und sein Auge glühte in unheimlichem Feuer, „jetzt tanzst einmal mit mir. Wirst wohl nit zu gut sein, hoff' ich."

Das Mädchen erschrack und getraute sich nicht „nein" zu sagen, ihr Blick suchte wie um Hilfe ihren Jackl.

Weil die Musik eben schwieg, giengen die Paare den Kreis ab und der Lois schloß sich mit der Walpi, die er um die Mitte gefaßt hielt, dieser Prozession an. Er redete viel in die Dirn hinein, die aber nur einsilbige, gleichgiltige Antworten gab. Das ärgerte den Hacken Lois.

„Brauchst Dich nicht so hoch aufzustellen, bist doch nur der Hüter Lies ihre Tochter, für die Unsereiner, sollt man meinen, gut genug wär'." Und da sie nun ganz und gar verstummt war, fieng er wieder an:

„Schau Dirndl, ich mein's gut mit Dir, laß ab von dem Hammerschmied Jackl, das gibt alleweil nichts ab und taugt nit für Dich. Der Alte, Du sollst ihn ja kennen, will weit obenaus, die schwerste Bauerntochter wär' g'wiß nit zu gut für seinen Einzigen. Und der wird's

arme Madl zuletzt auch hintanstellen, das ihm zum Zeitvertreib gut genug war. Hör' nit auf ihn, Walpi, schau, es gibt ja Burschen, die besser passen für Dich, glaub' mir's nur — und die Dich recht gern hätten und es aufrichtig meinen."

Die Walpi schwieg, der Unwille schloß ihr den Mund, sehr zur unrechten Zeit, denn der Hacken Lois that sich schon auf seine Ueberredungskunst was zu gut.

Und als jetzt der Citherspieler den Akkord angab, zum Zeichen, daß nun der Tanz bald anheben würde, trat der Lois keck mit seiner Dirn vor ihn hin und sang mit Beziehung auf die früheren Tänzer seiner Dirn:

A Jager und a Schmied
Krieg'n a schöns Dirndl nit
Für den Rues und fürs Blut
Is a schiache Dirn gut.

Ein Schrei der Entrüstung! Walpi hatte sich von Lois losgerissen und rannte, hochroth im Gesichte, vor das sie verschämt die Hand hielt, der Thüre zu, an Schwarzmann vorüber, ins Freie. Lois, der zuerst überrascht gewesen, ließ sich nun vom Zorn packen, denn ringsum hörte er schadenfrohes Gekicher, begegnete er höhnischen Blicken. Wüthend sprang er der Dirn nach; am Ausgange erwischte er ihr Kleid. Schon wollte der Schwarzmann das Mädchen in seinen Schutz nehmen, da stand plötzlich der Jackl, hoch aufgerichtet, die funkelnden Augen auf Lois gerichtet, da. Der starrte seinen Gegner wild an. Kein Wort kam weder aus des einen, noch aus des

andern Mund, aber die Fäuste hoben sich gleichzeitig, wie unter dem magischen Eindruck der Blicke, und dann holten sie gegeneinander aus. Die Faust des Jackl war, wie ein Eisenhammer auf den Ambos, auf Nase und Auge des Lois niedergefallen, so daß augenblicklich ein Blutstrom über das Gesicht des Burschen floß. Dieser stieß ein Brüllen aus, das unartikulirt und schauderhaft klang und er wäre nun in blinder Wuth auf Jackl losgefahren, wenn nicht ein Keil junger Bauern sich zwischen die Gegner gedrängt und Schwarzmann den Verwundeten mit sich fortgezogen hätte.

Es war ein Intermezzo gewesen, wie solche bei Gelegenheit der Bauerntänze nicht selten vorkommen. Gleich darauf tönte die Cither, der Zusammenstoß war vergessen, alles flog zum Tanze.

Nur der Hammermeister, dem der Gerichtsdiener den Vorfall erzählt hatte, in der Absicht, demselben von dem siegreichen Sohne eine bessere Meinung beizubringen, schüttelte grämlich den Kopf, sah den Schwarzmann bedeutend an und meinte: „Da seht Ihr wieder, der Bue taugt zu jedem Unfried, ich sag's Euch, der wird bald reif sein, denkt auf mich, Herr Schwarzmann.“

IV.

Der Winter war dahingegangen. Das Leben in der Hammerschmiede war nicht erquicklicher geworden, denn

das Verhältniß zwischen Vater und Sohn hatte sich in keiner Weise angenehmer gestaltet. Der Jackl that seine Arbeit, der Alte guckte überall hinein, sekkirte wo er konnte, schalt nicht zu wenig, und der Jackl schwieg, gieng aber dafür beim letzten Schlag der Feierabendstunde aus dem Hause, in dem er sich nicht mehr heimisch fühlte.

Der Hammermeister nützte diese Situation aus, verschrie den Sohn als unfolgsam und als einen solchen, der die Hausordnung störe und nur mit halbem Sinne bei seiner Arbeit sei.

In der That kam es ihm sogar zu statten, daß außer dem Dorfe in einem Thälchen, das ein Bergbach durchzog, sich eine neue Schmiede aufthat, die viele Kunden abzog. Der Grund, daß so manche alte Kundschaft zum neuen Schmied gieng, lag eigentlich lediglich darin, weil Jackl und sein Mitgeselle außer Stand waren, die Unmasse von Aufträgen schnell nach dem Begehren der Besteller auszuführen, und weil der alte Hammerer, der selbst nichts mehr zur Arbeit war, sich nicht herbeilassen wollte, für sich einen Ersatzmann zu stellen. Dafür gab er desto dreister seinem Sohn die Schuld, der, wie er zu sagen pflegte, das ganze Geschäft herabbringe und dessen völligen Ruin herbeiführen würde.

In den Tagen nach Lichtmessen kam der Hammermeister zum so und sovieltenmale aufs Bezirksamt. Herr Schwarzmann hatte ihm vorher gesagt, daß der Herr Bezirksvorsteher allein in seinem Amtszimmer und guter Laune sei. Er klopfte deßhalb behutsam an und hatte

sogleich die Freude, daß auf das sachte Klopfen ein lautes „Herein!“ als Echo zurücktönte. Der Hammerer machte die Thüre auf, damit der Herr Richter noch sehen konnte, wie sein Besuch den zottigen Hut außerhalb der Thüre in die Ecke lehnte und seine Haare gerade über die Stirne herabstrich. In gebeugter Haltung trat dann der Hammerer ein.

Der nordtiroler Bauer fühlt sich ein König und beugt sich vor niemandem, solange er eine Hufe eigenen Landes unter seinen Füßen hat; er ist dabei höflich und gastfreundlich gegen jeden, der ihm artig entgegenkommt, aber er kehrt augenblicklich die rauhe Seite heraus, wenn man ihm Anlaß gibt, sein Mißtrauen, das er anfangs immer gegen den ihm Fremden hegt, entweder durch Nichtachtung des Hausrechtes oder indem man seine religiösen und häuslichen Gepflogenheiten lächerlich zu machen sucht, in die feste Ueberzeugung umzukehren, daß man ihn zum Objekte des Spottes machen wolle. Außer dem Hause, auf dem Wege, grüßt der Bauer den „Herrischen“ achtungsvoll; aber etwas, das unangenehm an Unterwürfigkeit gemahnt, zeigt sich bei dem Innthaler Bauern vom alten Schlage besonders erst dann, wenn er dem Beamten, den „Herren vom Amte“ gegenübertritt. Noch aber findet er die Worte nicht „gnädiger oder gestrenger Herr“ wie sein Standesgenosse im südlichen Landestheile, dafür hat die Art seines Gegenübertretens etwas devotes, das in mir immer den Zorn erregt hat. Später erst wurde mir klar, daß diese kriechende Manier der Ausfluß jenes be-

ängstigenden und drückenden Gefühles von Unsicherheit und allgemeinem Selbstungenügen sei, welches das Bewußtsein des Nichtwissens und Nichtkönnens alles dessen, was außerhalb der engsten Berufssphäre liegt, nothwendig erzeugen muß. Der Bauer, der auf eine Urkunde, die seinetwegen, seiner Streitsucht oder seiner Rechtssicherheit wegen, verfaßt wurde, seinen Namen setzen soll und er ist dies nicht im Stande, kann bei einem derartigen Geständnisse nur tiefe Beschämung fühlen, umsomehr, da er damit eine Unkenntniß offen zugibt, die man nicht einmal seinen Kindern vorwerfen kann.

Das drückt den Bauern, mehr aber duckt ihn sein angebornes Mißtrauen nieder. Da er selbst nichts von den Rechtssachen und dergleichen versteht, aber auch nur für sich die günstigste Entscheidung will und es gerne für Ungunst des Beamten halten möchte, wenn diese einmal gegen ihn ausfällt, so findet er es für nöthig, mit einem recht demüthigen Bückling sich der Gunst des Richters zu empfehlen.

Der Hammerer trat also ein und stand wie ein Fragezeichen da, bis der Bezirksvorsteher ihn anredete und um sein Begehren fragte.

„Herr Bezirksvorsteher, ich thät halt, mit Verlaub, um eine kleine Audienz bitten."

„Nun, redet Brugger, was habt Ihr!"

„Wenns mir ganz recht ist, muß mit nächsten die Militärlosung sein?"

Der Amtmann nickte bejahend und sah den Hammerer fragend an.

„Und wenn ich recht g'hört hab' und es ausgeht, wie man allgemein im Land prophezeit, gibt's im Frühjahr Krieg mit den Wällischen.“

„Aha, alter Schlaumeier, und da wollt Ihr Euch vergewissern, ob Euer einziger Sohn wohl gewiß militärfrei ist. Seid unbesorgt, wenn Ihr erklärt, daß er Euch unentbehrlich —“

„Mit Verlaub, Herr Bezirksvorsteher, das mag ich aber gerad' nicht erklären. Er soll zum Militär, der Jackl, und ich brauch' keine Ausnahm' für mich, mein Sohn soll gelten, wie alle andern Buem. Und dann, schaun's, Herr Bezirksvorsteher, ich bin noch gut beieinander und kann's noch dermachen viele Jahrln.“

Erstaunt hatte der Beamte die Aeußerungen des Hammerers angehört. Er konnte sich nicht enträthseln, was den Alten bestimmt haben konnte, auf die Wohlthat der Gesetzesbestimmung für einzige Söhne alter, der Stütze bedürftiger Eltern, zu verzichten. Er redete in diesem Sinne in den Alten hinein, aber dieser blieb bei seinem Vorsatze, den er bald mit seinem Patriotismus und der Feindesgefahr, endlich aber damit zu erklären suchte, indem er seiner Gewohnheit gemäß angab, der Bue tauge durchaus nichts und wenn er daheim sitze, ohne von der Welt etwas Kleins gesehen zu haben, dann sei nicht nur die Sach', sondern auch er selbst mit Leib und Seele verloren.

Der Amtmann setzte den Auseinandersetzungen des Hammerers nur ein konsequentes ungläubiges Lächeln entgegen; wußte er ja, daß, wenn ein Bauer nicht begreifen wollte, ihn absolut auch nicht die überzeugungsvollste Zusprache seinerseits zu andern Anschauungen bringen würde.

Der Hammerer aber kannte ebenfalls seinen Bezirksvorsteher; diese Beamten aus der Bach-Kempenschen Periode, unseligen Angedenkens, hatten stets den Grundsatz im Auge, daß Ruhe die erste und vornehmste Pflicht des Bürgers sei, und die Ueberwachung dieser Ruhe hatte sie alle mehr zu Polizei- denn zu Justizmännern gemacht.

Eine ganz andere Wirkung übten darum die Anschuldigungen des Vaters gegen den Sohn, als er jetzt der Rauferei am Kirmeßtage erwähnte, die sich alle Tage wiederholen könne, da die Dirn, derentwegen der Streit entbrannte, und die beiden Nebenbuhler immer noch auf dem engbegrenzten Plan der Dorfschaft beisammen wären.

„Ah, ein Raufer, daß dich! Weiß schon, weiß schon, Schwarzmann hat rapportirt damals. Darf nicht wieder vorkommen, soll nicht wieder vorkommen, ich versichere es Euch. Geht also jetzt, geht jetzt!"

Der Hammerer hub sich nun schmunzelnd von dannen; er war sicher, was er anstrebte, würde nunmehr in seinem Sinne sich erfüllen.

Und es erfüllte sich.

Eines Tages erhielt der Jackl, wie die anderen Burschen seines Alters im Dorfe, die Aufforderung, sich

zur Assentirung beim Bezirksamte zu stellen. Herrgott, wie war es ihm in die Glieder gefahren, als er den Zettel studirte, den der Schwarzmann ihm unter einem sonderbaren Lächeln überreichte!

Vor ihm tauchte das verweinte Gesicht der Walpi auf und die Jahre, die langen, langen Jahre, die ihn von ihr trennen würden; aber er war auf das Ereigniß schon halb und halb vorbereitet gewesen und deßhalb gelang es ihm auch, dem Amtsboten gegenüber kalt und gleichgiltig zu bleiben. Ihm hatte der Moserbauer längst Winke gegeben und aus den Reden des Schwarzmann hatte sich auch gar wohl errathen lassen, was es geschlagen und was im Zuge sei.

Der Hacken Lois hatte sich auch längst das Maul zerrissen darüber, was für ein Geflenne das Dorf durchdringen werde, wenn es zum Hammerschmied Jackl einmal hieße: „Allo, Courage Bübl, die Büchse zur Hand, hinein nach Wälschland und Menage gefressen!"

Daß er so gut zum Kaiserjäger tauge, wie die besten Buem vom Thal, das wollte er zeigen, schmerzlich kam es ihn aber doch an, daß sein Vater so wenig Liebe zu ihm habe; er dünkte sich wie verkauft und verrathen. Hatte er denn unrechtes gewollt, hatte nicht eine höhere Macht ihm die Liebe zu Walpi eingegossen? Hätten sie drei nicht so gut und friedlich hausen können mitsammen, wie ehemals mit der Mutter? Die Fragen kreuzten sich in seinem Gehirne und erzeugten nur noch eine ärgere Verbitterung seines Gemüthes.

So kam der Tag der Assentirung. Am Abende desselben erfuhr das Dorf, der Jackl und der Hupfauf Nazl wären behalten worden und in wenigen Tagen müßten sie auch schon einrücken. Eine unnennbare Stimmung hielt den Jackl gefangen. Er sah das ganze zaubervolle Gemälde, das er in seinen Gedanken sich von der Zukunft entworfen, elendiglich zerstört. Das Bild der Geliebten schaute traurig zwischen den Trümmern hervor. Wie konnte er sie trösten, wie entschädigen in ihrer grenzenlosen Enttäuschung? Das Wort, das sie auf der Alm ihm entgegengehalten, die unsäglich peinlichernste Frage: „Was wird aus uns noch werden?“ hallte unablässig durch seine Seele, durch seine Träume. Solche Empfindungen wechselten dann mit jenen des Zorns und der Bitterkeit über seinen Erzeuger. Was war sein Plan? Weßhalb stieß er den einzigen Sohn in so unerhörter Weise von sich?

Es hatte früher nie Zwiespalt zwischen Vater und Sohn gegeben, erst in diesem Jahre brach der Eigensinn des Alten gewaltsam hervor. „Walpi! also Du warst's, durch Dich mußte ich die Liebe meines Vaters verlieren? — Jedoch Du gabst mir Deine Lieb' dafür. Um Gott, ich will sie zu halten suchen mit allen Kräften meines Willens!“ — —

Ein trübseliger Tag war eben angebrochen. Um die Berge zogen schwere Wolkenballen und im lustigen Wirbel tanzten mächtiggroße Schneeflocken hernieder. Dort, eingehüllt in Nebeln, lag das Dorf. Auf dem Sträßlein,

das gegen das Stadtl hinführte, wanderten langsam, immer wieder stehen bleibend, dann wieder einige Schritte hastiger ausholend, zwei junge Leute, von denen eines das andere zu trösten suchte.

„Und so muß es denn sein," sagte die Dirn und schluchzte bitterlich in die Schürze hinein. „Gott hat es so gemacht, er wird wissen warum. Es ist eine Prüfung für uns beide, Jackl, und ich mein' sicher, wenn wir treu aushalten, wird er's noch zum Besten führen."

„Hast recht, Walpi, wir werden uns immer lieb haben, mag auch die Welt sich zwischen uns drängen." So sprach Jackl, der seinen Arm um die Liebste seines Herzens schlang und sie innig an sein Herz schloß. „Geh' jetzt zurück und bleib in Gedanken bei mir, wie ich immer bei Dir sein werd'. Fürcht' nichts für mich," setzte er dann bei, als Walpi nur noch heftiger zu weinen anfieng, „ich bin überall in der Hand des Herrn. Die paar Jahrln werden mich nicht umbringen, vielleicht komm' ich gar schon auf nächste Weihnacht zu kurzem Urlaub heim. Ah, wie froh wird das Wiedersehen sein, daran denk', Walpi, und laß das Weinen."

„Du redtst nur so, Jackl, und glaubst, ich wüßt' nit, daß im Langs (Lenz) Krieg sein wird, o Gott, o Gott!" Sie streckte die Arme aus und Jackl hatte zu thun, um die Thränen zurückzudrängen, die beim Anblick ihres Jammers gewaltig in seine Augen schoßen.

„Das weiß man ja nit, Walpi, und wenn's so sein sollt, dann sei g'scheit und denke daran, daß es auch Leut'

geben muß, die die Wällischen hinaushauen aus dem Tirolerland. 's ist mein' Seel', ein ehrenvoll Ding in der Schlacht gestanden, fürs Vaterland gekämpft zu haben." Sein Auge glühte, seine Hand hob sich wie zum Schwur, daß sie über den Rosmarinbusch hinwegragte, den das Dirndl auf seinen Hut gesteckt hatte.

„Hör's, Walpi, will den Tirolern keine Schande machen, will zeigen, daß ich auch noch von dem Holz bin, wie die Alten von Anno Neun. Und ich hoff', das wird Dich freuen, Walpi!"

Um ihre verweinten Züge fuhr momentan ein leuchtender Sonnenstrahl, der aber wieder vergieng, als Jackl ihr den letzten Kuß auf den Mund und ein Ringlein an den Finger drückte, sich loswand und nun sein Päcklein mit der nöthigen Wäsche mit dem derben Stock über den Rücken schwang. „G'hab Dich wohl, Walpi, denk' an mich!" Das war sein letztes Wort gewesen, das ihre haben die Thränen erstickt.

V.

Ueber Jahr und Tag ists, an einem schönen Frühlingsabende. Die Sonne ist hinter den westlichen Bergkuppen niedergegangen; nur auf den kahlen Schrofen des wilden Jochs, das tief aus dem Einschnitte über den östlichen Gebirgszug hereinschaut ins Land, lag noch der letzte verglimmende Strahl. Heiliger Friede wob in der

Erlenau. Das Geäste und Gezweige wiegte im lauen Winde hin und her und die Schwälblein strichen zum Abendausfluge noch einmal durchs frische Blätterwerk und zwitscherten vor Lust und Freude.

Nicht ganz so munterer Dinge schien der Geselle zu sein, der dort im Rasen auf einem Soldatenmantel lag, unterm blauen Dache des blühenden Hollunderbuschs, aufwärts das Angesicht, als wollte er den Zug der Wolken studiren, die oben über das dunkelnde Firmament segelten.

Es war ein braungebranntes, mit einer Narbe gezeichnetes Angesicht, auf dem aber jetzt ein Zug von Wehmuth stand. Im Dorfe drüben war eben die Aveglocke verhallt, nun aber hub eine förmliche Kanonade an, die Böller knallten rasch nacheinander ohne End'.

„Morgen muß ein hoher Festtag sein, oder es ist eine große Hochzeit," sagte sich der Fremde; darauf versank er wieder in seine Gedanken. Plötzlich schlug ein Hund an, das Thier blieb vor ihm stehen, sah ihn mit den klugen Augen scharf an und kam dann wedelnd zu ihm hergesprungen.

„Der Tiger! Du bist's, alter Freund, und wo ist dein Herr, he?"

Dieser nahte bereits, der Forstwart Franz, der mittlerweile zum Förster avancirt war, bog die Zweige auseinander. Der Fremde sprang hastig auf und die zwei Männer standen sich nun Aug' in Aug' gegenüber.

Einige Minuten vergiengen, da lüpfte der Unbekannte die graue Kaiserjägermütze und lachte laut auf:

„Nun sitz' ich seit einer Stunde unter der Staude und warte, bis die Dunkelheit eintritt, um dann ohne viel Aufsehens ins Dorf zu kommen; wie dumm! es hätt's nicht vonnöthen gehabt, weil selbst der beste Freund mich nicht mehr erkennt."

Doch er hatte nicht ausgesprochen, schon langte ihm Franz beide Hände entgegen: „Jackl, wahrhaftig und Gott, Du bist's, lieber alter Hammerschmied Jackl."

Die Freunde musterten sich gegenseitig und jeder schien mit dem Aussehen des andern befriedigt. Jetzt fieng das Böllern im Dorfe, das eine Weile ausgesetzt hatte, wie um Athem zu holen, von neuem an.

„Um Gott, Jackl, wie kommst gerade jetzt daher?" rief Franz auf, dem es wie ein Schreck durch die Glieder fuhr, so daß Jackl, aufmerksam gemacht, ihn fragend anstarrte.

„Bin ich noch zu früh heimgekommen?" sagte er wehmüthig und gefaßter setzte er hinzu: „Sag' an, was geht vor im Dorf, was feiern sie dort so festlich?"

Ein eigenthümlicher, mitleidiger Blick aus des Försters Augen traf ihn.

„Wie geht's — der Walpi, lebt sie wohl?"

„Sie lebt und es geht ihr angemessen. Doch, wie ist's gekommen, daß Du ihr nie Post gethan von Dir; ihr nicht, mir nicht und niemandem; weißt Du wohl, Jackl, daß man Dich für todt hält?"

„Hab's im Stadtl erfahren, wo ich beim Bezirksgericht alle Hände voll zu thun hatte, um meinem sauberen

Herrn Vater den Handel mit dem Gogl einzustellen. Wollt' meinen Lärchwald vom Augartgütl verschachern, oder wenn der Göd, der Moser, nicht gewesen wär', alles zusammen, und wie? Um einen Spottpreis, denk' Dir. Hab' auch erfahren, daß mein Alter tüchtig in den Grund hineingewirthschaftet und alles verschuldet hat. Der neue Herr Richter, zu dem ich mich sogleich begeben hab', um die Ausfolgung meiner Sach' mütterlicherseits zu erwirken, äußerte sich geradezu, ich möge nur unverzüglich heimkehren, um den Vater von noch größeren Thorheiten abzuhalten. Und wahrhaftig, Franz, er hat mich bei der Red' anguckt, gerade so, wie Du vorhin, Franz. Was geht denn eigentlich vor?"

Der Förster zuckte schweigend die Achseln.

„Wirst's früh genug erfahren, Freund Jackl, wird Dich kaum baß freuen. Möcht' nur wissen, was Dich veranlaßt hat, bei der Walpi als todt oder verschollen zu gelten?"

„Was Du sagst! das hab' ich wahrhaftig nicht wollen. Du weißt, an jenem Frühjahr, da ich einrücken mußte, gieng der Tanz in Italien los. Bei einem Treffen erhielt ich einen Hieb über den Kopf und die Piemontesen lasen mich als schwer verwundet auf. Später kam ich ins Lazareth nach Alessandria, aber als die Auslieferung der Gefangenen erfolgte, mußte ich, weil ich allweil nicht transportabel war, im Spitale zurückbleiben. Von Alessandria aus schrieb ich einmal nach Haus und zwar dem Vatern um Geld, das ich nothwendig brauchte im

wildfremden Lande als kranker Soldat; und ein Briefl schrieb ich zugleich der Walpi. Der Alte schickte das Verlangte, ohne eine Zeile beizulegen, wie es stünd' daheim und wie die Sachen sich machten und änderten in den langen Monaten, und die Walpi hat auch nicht geantwortet. Freund, das that weh."

Jackl machte eine Pause und man sah es ihm an, wie er den Schmerz gewaltsam niederkämpfte. Ueber einer Weile fuhr er fort:

„Als ich endlich transportfähig war, entledigten die Wälschen sich meiner, indem sie meine Ablieferung nach Triest veranlaßten. Von dort kam ich zu dem Kaiserjäger-Bataillon, das gerade in Wien lag. Ich hätte nun leicht mit Urlaub nach Tirol zurückgehen können, aber, sag' selbst, Franz, was hätte ich da sollen, wo ich dem, der mir am nächsten steht, nur im Wege gewesen wäre und wo — alle, alle, mich vergessen haben?"

Der Schluß der Rede klang tieftraurig.

„Glaube das nicht, Freund," sagte Franz mit gepreßter Stimme, dabei fuhr er mit der Hand wie rathlos über Augen und Stirne. 's ist doch, weiß Gott, eine schreckliche Geschichte, ein eigenes, schweres Geschick. Erinnerst Du Dich noch, wie ich an jenem Abende auf der Wildalm droben meine Zweifel offenbarte über die gute Gesinnung Deines Vaters gegen Dich? Heute ist mir alles klar, weßhalb Du ihm zuwider warst, weßhalb er Dich weit genug hinweg haben wollte. Anfangs mag's darum gewesen sein, freie ungehinderte Verfügung über

das Augartgut zu haben. Der Holzhändler Gogl, dem er, wie ich weiß und wie Du selbst sagst, größere Summen schuldet, drängte ihn seit Jahren um Ueberlassung des schönen Lärchwaldes. Bei diesem Geschäft stand ihm Dein Anspruchsrecht auf das Gut entgegen, er fühlte seine Hände gebunden und das vertrug sein herrscherischer Sinn nicht. Du mußtest weg, vielleicht — erschrick nicht, 's war doch sein geheimer Gedanke — vielleicht befreite ihn eine Kugel von Dir. Später kam noch was Anders hinzu, so denk' ich mir's heute, und das machte ihn völlig zum Intriguanten; dies Andere ist: er hatte es selbst auf die Walpi abgesehen."

Jackl stieß einen Ruf des Entsetzens und der Entrüstung aus.

„Ah, deßhalb hat der Richter dort mich gar so angeguckt! Das ist am End' die Thorheit, von der er sprach, mein Alter will mein Dirndl, die Walpi, heirathen!"

Der Blick des Jackl gewann etwas Wildes und doch klang aus seiner Stimme eine gewisse Verzagtheit.

„Laß uns geh'n, Freund, Du bleibst bei mir heute, denk', es wird am besten sein. In meinem Stübl da verzähl' ich Dir, was vorgegangen ist seit Deinem Weggehen." — —

Folgendes ist's, was der Franz dem Jackl mitgetheilt hat am selbigen Abend, da der Sohn des Hammerers nach langen Jahren zum erstenmale wieder den Fuß auf heimatlichen Boden gesetzt hat:

„Die Sache, daß der Hammermeister Dich, seinen

einzigen Sohn, wie einen Lumpen unters Militär gesteckt hat, ist mir und allen Leuten im Dorf weidlich im Kopf umgegangen. Man hat geschimpft über den herzlosen Alten, aber, kannst Dir denken, hinter seinem Rücken, wenn er's nicht gehört hat. Muß ihm aber das Gewissen gesagt haben, was die Leut' denken, und da sann er auf Mittel, die Schuld von sich abzulenken. Der Schwarzmann war's, der sein Werkzeug abgab. Der blies überall aus, Du wärst längst im schwarzen Buch eingetragen gewesen, und von wegen der Rauferei mit dem Hacken Lois und weil Du lieber Deinem Kopf folgtest in allen Dingen, sei der Bezirksrichter bös auf Dich geworden und habe Deinem Vater den Rath ertheilt, Dich unter strengem Koram zu halten. Der ist aber nicht fertig geworden mit Dir, Du habest im Gegentheil die Nächte außer Haus zugebracht, seiest der Hüterdirn nachgelaufen, habest Geld und Zeit an sie gehängt und alles Andere verlottern lassen und verliederlicht. Die Walpi, so kam's heraus, wär' an allem Schuld gewesen und sie allein hätt's auf dem Gewissen, wenn Du jetzt die schweren Folgen tragen müßtest. Das End' von dieser Herumdreherei war, daß der Zorn der Leute sich thatsächlich gegen Walpi wandte und sie so verhaßt wurde in der Gemeinde, daß kein Bauer sie mehr in Taglohn nahm. Einzig der Hammermeister that ihr gutes, indem er ihrer Mutter von Zeit zu Zeit reiche Unterstützungen zusteckte, heimlich, wie es hieß, aber doch nicht so, daß es nicht jedermann schnell erfahren hätt' im Dorf. Der alte Fuchs machte

sich damit zum Großmüthigen bei den Leuten und des Lob's war gar kein Ende, als es eines Tages hieß, die Walpi sei nun gar Wirthschäfterin geworden in der Schmiede. Der Alte brachte unter die Leute, er hab' das Dirndl deßhalb zu sich ins Haus genommen, weil der Hacken Lois ihr keine Ruh' ließ und sie überall verfolgte; — nu, das war nur halb erlogen, denn, wer die Walpi kennt, weiß, daß sie sich selbst zu vertheidigen versteht, und heut ist's aber klar, was der Hammerer wollte: Die Dirn wollt' er um sich und unter seinen Augen haben. Kein Brief kam aus dem Haus oder ins Haus, er mußte immer durch seine Hände passiren, und ich kalkulir, Jackl Deine Briefe sind daran kleben geblieben.

Eines Tages brachte der Schwarzmann eine Neuigkeit ins Dorf: der Hammerschmied Jackl sei in der Schlacht gefallen und kein Mensch wisse, ob er todt sei oder wenn er überhaupt noch lebe, was aus ihm geworden ist. Damals hat man die Walpi nur mit rothgeweinten Augen gesehen und blaß war sie und abgehärmt, daß es einem selbst weh that um sie. Zuletzt ist der Hupfauf Nazl zurückkommen vom Militär, der wollt' Dich selbst gesehen haben daliegen am grünen Rain, blaß und blutig und starr. Hat ein Kreuz über Dich geschlagen und einen guten Gedanken gemacht für Dein' arme Seel', mußte aber zurück vor dem anstürmenden Feind und hat seither nichts von Dir gehört."

Der Förster Franz hielt hier inne und stieß, um den Freund, der schweigend und mit gesenktem Haupte vor

ihm saß, etwas aufzumuntern, sein weingefülltes Glas mit Jackls Glas an, der einen Schluck nahm und den Freund bat, fortzufahren.

„Du weißt schon, Jackl,“ hub dieser wieder an, „ich bin kein heuriger Hase und meine Augen sehen scharf. Ich hab' mir deßhalb meine eigenen Gedanken gemacht, als es ein andermal wieder hieß, in der Hammerschmiede sei es drunter und drüber gegangen, und der Hammerer hab' sich arg mit seiner Wirthschafterin überworfen. Sie mußte plötzlich aus dem Haus, kein Mensch wußte warum. Die alte Hetze gieng von neuem los, Walpi blieb ohne Verdienst und die paar Groschen Ersparnisse giengen gar bald drauf, weil die alte Lies noch letz war und immerfort dokterte. Das entgieng mir nicht und ich suchte der Dirn, so viel ich konnte, zu helfen, aber es ist ein eigener Geist in ihr, sie wollte nichts annehmen, außer sie hatte was dafür geleistet.

Da war's an einem Herbsttag; ich hatte lang nichts von Walpi gehört und gesehen und ich wollte einmal selbst nachschauen. Als ich zum Hüterhäusl kam, um das der hohe Weißdornzaun läuft, hörte ich Stimmen. Durch eine Lucken sah ich einen fremden Menschen, dessen Anblick mir das Blut in Gährung brachte. Es war ein Haarhändler, der vor einigen Tagen der Tochter eines Holzschlägers das wundervoll blonde Geflecht ihrer Zopfen abgeschnitten hatte.

Der Kerl machte es so: er faßte das aufgelöste Haar unten an der Spitze in einem Stränglein zusammen,

was recht unscheinbar ausschaute und bot dafür seine paar Zwanziger. Das Mädl war entzückt, daß es seinem Vater eine Zubuße zu seinem harten Taglohn so leicht verschaffen konnte, und in der Erwartung, wegen dem Stränglein würde er ganz und gar nichts von ihrem Handel erfahren, schlug es ein. Der Unmensch steckte ihr den versprochenen Sündenlohn zu und fuhr dann nach den Haaren herauf dem Kopfe zu. Aus dem Stränglein war ein Strang geworden, der die halbe Kopfseite umfaßte, und die arme Dirn sank wie ein Taschenveitel zurück, als sie das Knirschen der Scheere vernahm, die knapp an ihrem Schädel all ihren Stolz und Zier wegrasirte.

Derselbige Kerl stand jetzt bei Walpi, er mocht's errathen haben, daß die bittere Noth sie drückte, denn er redete ihr zu und breitete die blanken Zwanziger auf seiner Hand aus, daß sie vor ihr erglänzten. Und sie sagte: „Nehmt es also; hab' ja doch keinem zu gefallen und meinem Mütterl kann ich kräftigere Kost schaffen.“

Damit setzte sie sich vor dem Häuschen auf eine Bank, damit die alte Lies drinnen nicht säh', was nun vor sich gienge. Der fremde Spitzbube mußte eine ordentliche Freude haben, als er diesen Haarwald mit seinem dichten Bestand, wie er sich nun vor ihm entrollte, mit seinen Blicken maß. Er zog schon die beste Scheere hervor und griff mächtig in die lose herabwallende flachsartige Reiste, als ich plötzlich hinzusprang und den Frechen anbrüllte vor Zorn und innerlicher Erregung, die mich wie ein elektrischer Schlag durchbebte.

Weiß nicht wie es kam, der Kerl hielt noch den Haarstrang in der einen, die Scheere in der andern Hand, wollt' nicht davon ablassen und behauptete, er hätte quasi ein Recht darauf, — da stand mit einmal der Hammermeister da, glührothen Angesichts und seine Augen, die völlig Gluten sprühten wie seine Schmiedesse, auf den Fremden gerichtet. Seine Faust fiel wie ein Hammer auf den Arm des Fremden, der aufschreiend die Haare losließ. Die Walpi war aufgesprungen, wir alle standen uns wie Steinsäulen gegenüber, es war alles so auf einmal, so unversehens gekommen.

Freund Jackl, er war wieder eine imponirende Erscheinung, der Hammerer, wie er gewesen in seiner besten Zeit, da wir noch Kinder waren und nichts von seinen zunehmenden Schwächen und Eigenheiten gewußt. So ragte er bolzgerade über uns hinweg, das graue, stolze Haupt wie ein strahlender Gletscher über uns, so streckte er gebieterisch seinen Arm aus und der Hallunke von einem Haarhändler duckte sich den Weg dahin, den dieser imponirende Wegweiser, mit dem sich nicht länger spassen ließ, ihm wies.

Ja, da war's, daß die Walpi vielleicht empfinden gelernt hat, was es um den Schutz des Mannes ist und wie ohnmächtig oftmals das stärkste Weib den Verhältnissen gegenüber steht. Ich sah's, wie ihr Auge fast demüthig zu dem Hammermeister aufschaute und in jedem Zucken der Wimper ein Dank und eine Abbitte lag. Und doch, war nicht ich der Erste gewesen, der ihr wohl wollte,

hatte nicht ich früher als der Alte der Scheere des Händlers Einhalt gethan? Wer versteht und erräth, was in des Weibes Seele vorgeht, was seine Gefühle erregt und bestimmt; Thatsache war's, die Walpi schien sich nur dem Alten verpflichtet zu fühlen, der doch, meines Dafürhaltens, allein an ihrer Dürftigkeit Schuld war.

Gieng damals verdrossen heim, der Franz, kann Dir's sagen, Freund. Nun kamen aber zwei Dinge, die nicht wenig zu reden gaben. Erst hieß es, der Hammerer wollt' die Walpi zur Hammermeisterin machen, und fast gleichzeitig munkelte man, der Brugger hab' dem Gogl den Lärchwald, ja sogar das ganze Augartgütl verschrieben. Schlecht mußt's stehen mit ihm, das war nun offenbar und man fand es gar nicht seltsam, denn insgesammt erinnerte man sich jetzt, daß der neue Schmied draußen alle Arbeit an sich gezogen hatte und daß der Brugger letzter Hand sich mit dem Gogl in allerlei Spekulationen eingelassen hatte und von diesem vielmals übertölpelt worden war. Die Leut' nahmen es ihm recht übel, daß er das Dirndl seines Sohnes für sich haben wollte, nur die kranke halbblöde Lies, sagte man, könne nicht sterben, bevor nicht Hüterhäusl und Hammerschmiede, wie sie sich ausdrückt, beisammen wären.

„Na, letzter Hand hat es dann der Hammerer hoch aufgehen lassen, um zu zeigen, was er noch immer vermöchte; hm, das mag ihn tief hineingerissen haben in das Schuldbuch des Gogl. Aber was that's, hatte er doch die Walpi errungen, die Walpi, die wohl nur deßhalb

einige Monate früher aus der Schmiede fortgemußt, weil sie immer nicht Ja sagen wollte zu dem Antrag des Alten; jetzt war's ihm gelungen, sie weich zu machen, die Tochter mocht's der kranken Mutter zu lieb thun: sie sprach jetzt nimmer Nein und so wär's denn daran, daß der Sohn dem Vater morgen auf die Hochzeit gehen kann und er zur Mutter erhält, die sein Weib und Mutter seiner Kinder hätt' werden sollen."

VI.

Der Jackl hatte die Erzählung des Försters mit keinem Wörtlein unterbrochen. Er war immer stumm dagesessen mit gesenktem Kopfe, den er nur ein paarmal trotzig emporhob. Bei den letzten Worten war er jäh aufgesprungen und athmete schwer und tief. Dann stammelte er einige Worte, die eine Entschuldigung bedeuten sollten, und gieng wieder zur Thür hinaus, die sich ihm vor einer Stunde gastfreundlich aufgethan hatte. Die Nacht war nicht sehr finster, es dämmerte ein eigener Schimmer in das Dunkel hinein, so daß der späte Waller unschwer nicht zu ferne Gegenstände zu unterscheiden vermochte. Jackl gieng am Rande des Wäldchens hin, in dem das Forsthaus stand, und die Wogen, die durch seine Seele fluteten, wurden ruhiger. Unwillkürlich lenkte er seine Schritte dem Hüterhäusl zu. Drüben dort im Kranze der Obstbäume lag es schweigsam, von keinem Lichte erhellt. Sie schlief wohl schon, an die er jetzt

dachte, so voll Innigkeit und Traurigkeit dachte, ach, er war ja für sie todt, doppelt todt. Was sollte er nun anfangen in dieser seltsamen Situation, vor sie hintreten und sie an seine älteren Rechte, an ihre Schwüre und Betheuerungen mahnen? Oder etwa den alten Hammerer, seinen Vater, emporrütteln aus seinen Hochzeitsträumen, um ihm zu sagen, daß er morgen ein Bettler sei, der die ganze Sach' verschuldet habe und unrettbar verloren gehen müsse, weil er nun herauszugeben hätte, was dem todtgesagten Sohne gehöre? Gerecht wohl wär's, wenn dem, der ihm auf das Leben hineingesehen und auf das rechtmäßige mütterliche Eigen, nun eine Vergeltung geschäh', wenn ihm auf das Gewissen geklopft würde, das längst eingenickt schien, — aber er, der Jackl, wollt's nicht thun. Wohl hat er sein lebenlang ein wilder, trotziger Unband sein können, im Herzensgrund ist er doch immer gut gewesen. So weh ihm heute bei der Geschichte war, die der Förster ihm erzählt hatte, und wenn auch jede neue Begebenheit, die zum Vorschein kam, einen Zentnerstein und die Schlußworte einen ganzen Berg auf sein Herz wälzten, er konnte doch nicht anders, Vater ist Vater und die Walpi — ach, die Walpi, für sie galt er lange als todt, er will es in Gottesnamen bleiben. Zum Thor hinauswandern und sich als Knecht bei einem Meister verdingen und vergessen, alles vergessen, das ist's, was der Jackl thun will.

So sann er angesichts der Hütte, die sein Liebstes barg, und fast wurde ihm wohl bei dem großmüthigen Gedanken.

„Fahre hin, mein Glück, meine Freude, lebe wohl, liebste Dirn, der Todte ist's, der Dich grüßt. In Deinem Traume möcht' ich jetzt vor Dir stehen und noch einmal Dich an meine Brust schließen, noch einmal einen herzhaften Schmatz auf Deinen Mund drücken und Dich mahnen an die fröhlichen Abendstunden auf der Alm." —

Da stockte sein Athem, die Pupillen seiner Augen erweiterten sich, unwillkürlich streckte er den Kopf vor, griff er weit mit dem Arme aus . . . Wer war das, wer ist die Gestalt, die dort eilt mit flatternden Gewändern, lose flatternden Haaren? War sie nicht aus dem Hüterhäusl gekommen und wohin will sie? Ja dort huscht die Gestalt vorüber, ein Bild jähen Irrsinns in Haltung und Geberde, unweit von ihm streckt sie die Hände gegen den Himmel auf und schlägt sie dann weitereilend vor ihr Angesicht, dies wie im tiefsten Schmerze darin verbergend. Fort, vorüber! Dort zog die Ache dahin, wenn man gut acht hatte, hörte man den Schlag der eilfertigen Wogen.

Den Jackl faßte ein unsagbares Etwas, das trieb ihn der Gestalt nach, es war ihm, als sähe er mit der Seele, und unmittelbar drängte sich der Ruf in seine Kehle: „Walpi! Walpi!" Wie sie stutzte, wie sie augenblicklich innehielt in ihrem Laufe, aber . . . ein Stöhnen und unterdrücktes Schluchzen und weiter giengs raschen Schrittes hin zur Ache.

Verzweiflung faßte den Jackl. „Walpi! Walpi!" schrie er wieder.

„Ich komme, Jackl, ich komme, mein geliebter Bue!“ rief sie und im nächsten Augenblicke schlug das Wasser des Bergbachs über dem Körper zusammen.

Jackl schlug ein Kreuz und sprang rasch entschlossen dem Weibe nach. Einige Minuten später trieben zwei Körper, die sich eng umschlungen hielten, auf den Wellen der Ache dahin. — — —

Dem Förster hatte es doch keine rechte Ruhe gelassen, als der Hammerschmied Jackl ihn so plötzlich und in so desparater Stimmung verlassen. Er konnte sich in diese hineindenken, hatte er doch Mitleid, inniges Mitleid mit seinem Freunde empfunden, gleich als er seiner ansichtig geworden war, draußen in der Au. Es war für ihn keine geringe Aufgabe gewesen, dem Bedauernswerthen die Geschichte des letzten Jahres zu erzählen, ihm, der fast vertrauensvoll gekommen war, der wenigstens keine Zweifel über die Treue seiner Walpi in sich hatte aufkommen lassen, der eigentlich nur geglaubt hatte, sich selbst für beleidigt halten zu dürfen, weil sie nie geschrieben und nie ein Wörtlein dergleichen gethan hatte, daß sie noch so lebhaft an ihn denke und ihn nahe wünsche, jetzt, da immer noch keine Aussicht war, auch beisammen bleiben zu dürfen.

Franz kannte das Naturell seines Jugendgenossen, er war gut, aber zuweilen heftig und starr. Wenn auch die Erfahrungen während der Soldatenzeit viele Ecken und Kanten abgeschliffen, das heiße Herz gedämpft hatten, wer weiß, die Dinge, die er in der Heimat traf, waren

doch angethan, selbst einen felsenfesten Mann tiefinnerst zu verwunden.

So in Gedanken langte der Förster gewohnheitsmäßig seine Flinte von der Wand, pfiff dem Vorstehhund und schritt in die Nacht hinaus, der Mühle zu. Er schlug diesen Weg ein, ohne eigentlich zu wissen weßhalb, Jackl konnte ebensogut dem Hüterhäusl zu, oder auch anderswohin ausgegangen sein. Es leitete ihn jene geheimnißvolle Macht, welcher sich der Jäger im dichten Walde wohl öfter vertraut, die er anerkennt und von der er das unmittelbar Beste erwartet.

Das Dorf lag im ersten Schlafe, kein Laut unterbrach die nächtige Stille. Erst als Franz sich der Schmiede näherte, schlug das monotone Tosen der Ache an sein Ohr. Am Gitter aus gekreuzten Zaunpfählen angekommen, das um den kleinen Anger lief, in dessen Mitte das Haus und die Zubauten sich erheben, hielt er in seinem Wege an; er hatte eine Person wahrgenommen, die am Scheunenthor rüttelte. Das war verdächtig. Franz wußte, daß durch ein kontinuirliches Rütteln die primitive Sperre losgieng und das Thor sich dem Einlaßheischenden öffnen müsse. Wer aber war dies? Ein Knecht des Hauses, der sich verspätet hatte? Er schlich behutsam näher, um sich zu überzeugen; in diesem Augenblicke verschwand der Mann vor seinen Blicken, das Thor stand offen.

Was sollte das? Ins Haus konnte der geheimnißvolle Mensch nun wohl nicht gehören, er würde nicht unterlassen haben, sofort das Thor hinter sich zu schließen.

„Der führt was Schlimmes im Schild," so fuhr's durch des Försters Kopf und er schritt nun stracks der Scheune zu. Unter'm Thore stehend, war's ihm, als blitze es in der Ecke dort grell auf. —

Gleichzeitig huschte an ihm die unheimliche Gestalt des Nachtwanderers vorüber . . . Dieses Knistern und Flackern in der Ecke, Herrgott, das ist Feuer . . „Feuer!" schrie Franz und der Ruf hallte mehrmals furchtbar durch die Nacht hin, zu den Fenstern der Schmiede empor. Er selbst setzte dem flüchtigen Verbrecher nach, die einsame Dorfgasse hinab, immerfort rufend: „Feuer, beim Hammerer brennt's!"

Außerhalb des Dorfes, da wo der Weg in den Wald zieht, in dem Nachmittags der Jackl gelegen und auf den Abend gewartet hatte, kam Franz dem Flüchtling auf Schußweite nahe. „Jetzt, Kerl, zum letztenmale, halt oder ich schieße!" Der aber hielt nicht, er schaute sich gar nicht um. Jetzt krachte der Schuß.

„A ha, er hat nun die Schrote in den Läufen und ein Andenken für seine Lebtage," sagte Franz zu sich, als er sah, wie der Fliehende zusammensank. „Jammere nur, hast es verdient und mußt es tragen. Nun aber laß schauen, Mann, ob ich die Ehre hab', Dich zu kennen."

Der Förster hatte seinen Leibriemen abgenommen und bückte sich nun, um dem Verwundeten für alle Fälle die Hände zu binden. In diesem Augenblicke brach durchs Dach der Schmiedscheune eine Feuersäule, die als grausigschöne Garbe in den Nachthimmel emporstieg.

„Ah, der Hacken Lois. Du bist's Lotter!"

Der schaute mit höhnischer Miene gegen das brennende Haus. „Mußt' ja dem alten Gaml (Pferd) eine Hochzeitsfackel anzünden, daß ihm der Tag im Gedächtniß verbliebe," spottete Lois. „War's ihm ja schuldig, ihm und der G'sellin, der Walpi."

„Die Dich nicht leiden hat mögen, so? Na, der traurige Spaß kostet Dich einige Jahrln Zuchthaus."

Der Förster schnürte die Hände des Lois so fest zusammen, daß dieser laut aufschrie, dann rannte er wieder der Schmiede zu, um dort thätigen Antheil an der Löscharbeit zu nehmen, die bereits begonnen hatte. Der Moserbauer, der Nachbar des Hammerers, war der Erste am Platze gewesen und seine Knechte und Dirnen holten unablässig mit ihren großen Stallschaffeln Wasser aus der nahen Ache, um es, bis die Dorfspritze angekommen war, in den Feuerherd zu gießen. Da war nun aber ein gewaltig sinnloses Durcheinanderlaufen, Anbefehlen und Hin- und Wiederrufen gewesen, bis der Förster am Brandplatze erschien und die Leitung des Ganzen übernahm, die man ihm auch, als dem Ueberlegensten und Besonnensten mit freudiger Gutwilligkeit überließ.

Die Dorfspritze war ein ungefügiges Monstrum, das aber gleichwohl einen ergiebigen Strahl in die Höhe schleuderte, vorausgesetzt, daß ihr Bauch immer mit Wasser gefüllt war und die Bedienung unverdrossen arbeitete. Hiefür sorgte Franz zu allererst und er stellte seine Kolonnen vom Brandplatze bis zur Ache auf. Man arbeitete

scharf; durch die Leute zitterte die Erregung und es befeuerte sie jenes Mitleid, das sich beim Anblick unverschuldeten Unglücks immer einzustellen pflegt. Anstatt des schreienden Durcheinanders herrschte jetzt Schweigen und die Eimer giengen von Hand zu Hand.

Plötzlich erscholl ein Ruf; ein Weib, das an der Ache stand, deutete mit weitausgestrecktem Arm in die Flut: „Jesses, Maria, ein Mensch, ein Todter!“ Aller Augen richteten sich nach der angedeuteten Richtung; in den Fluten, auf denen der Feuerschein tanzte, trieben zwei Körper, die einander fest umschlungen hielten.

Dort erschien die hohe Gestalt des Hupfauf mit einer Hackenstange bewaffnet, die senkte er gegen die Jacke des Mannes im Wasser und kräftig zog er dann an. Man bemerkte jetzt, wie der eingehackte Mann selbst mit dem einen Arm arbeitete, während seine Linke die andere Gestalt, die man als eine weibliche erkannte, fest an sich und über'm Wasser hielt. Alles Volk drängte sich herzu, als der gerettete Mann mit seiner Last ans Ufer kam. Man starrte ihn an, da hörte man des Försters Stimme:

„Du Jackl, um Gott — und die Walpi?“

„Der Hammerschmied Jackl und die Hüter Walpi,“ diese Namen echoeten nun durch die ganze Runde.

„Sie gehören vom Anfang z'samm und man soll sie nicht trennen.“

„Weil sie nicht lebendig einander gehören durften, wollten sie zusammen sterben.“ Solche Reden fielen und dazwischen auch manch ein Fluch auf den Hammermeister.

„Mein Vater, wo ist er?“ hörte man jetzt Jackl laut rufen. Er hatte sich versichert, daß Walpi lebe und athme, und das Gefühl der Liebe zu seinem Erzeuger wurde plötzlich lebendig, der vielleicht von dem Feuer bedroht war, das noch immer am Gerippe der Scheune leckte und an der einen Seite des Hauses, auf der das Kammerfenster seines Vaters war.

Niemand hatte sich um den Hammerer bekümmert und Jackl erhielt darum auch keine Antwort. Rasch sprang er auf und stürzte in das Wohnhaus, in die Stube seines Vaters. Die war mit Rauch angefüllt, der beim offenen Fenster hereinqualmte.

Auf seinem Bette lag bewußtlos, halb angekleidet, der alte Meister. Jackl hob ihn auf und trug ihn in die Luft. Mittlerweile war der Gemeindearzt herbeigekommen und nachdem er Walpi zum Moserbauern hatte übertragen lassen, bemühte er sich um den Alten. Er frottirte ihn stark, drückte den Brustkasten rhythmisch zusammen und blies ihm Luft ein.

Ringsherum standen Jackl, der Moserbauer, der Reichriegler, der Hupfauf und Franz, der Förster. Alle sahen erschüttert auf den leblosen Körper des alten Hammermeisters nieder. Wenn sie auch für den starrsinnigen, in seiner Leidenschaftlichkeit unbändigen Mann nie rechte Sympathien gehabt hatten, jetzt fühlten sie doch aufrichtiges Mitleid mit ihm.

Die Sonne war längst über die östlichen Berge heraufgekommen und goß ihr freundliches, wärmendes Licht

über das Thal aus. Der Hammermeister schlug eben die Augen auf und schaute wie trunken um sich, als vom Thurme Glockengeläute erscholl — die Hochzeitsglocken. Die Hochzeitsfackel, die der Hacken Lois in seinem Hasse angezündet, war gerade erloschen und die Scheune lag bis zum Grunde hineingebrannt, ein mächtiger Trümmerhaufe, da.

Sein erster Blick fiel auf seinen Sohn, den er lange anstarrte, als müsse er sich erst auf ihn besinnen.

„Dich führt Dein Engel zur rechten Stunde in meinen Weg," sagte er dann mit matter Stimme, „Du rückest ein, ich ziehe aus — für immer."

„Redt' doch nit so, Vater —"

„Laß mich nur; ich fühl's, ich werd' nimmer und es kann nicht gefehlt sein, wenn ich am letzten Abdruck die Rechnung redlich abschließen will. Ich hätt' viel gut zu machen an Dir, Jackl, und an Deiner Mutter, ich werd's wohl nimmer können und der Herr sei mir gnädig. Nimm, was ich mein nenne auf der Welt, viel ist's nicht, denn der Gogl, der hat mich arg hineingeritten; warum mußt ich mich mit ihm einlassen. Weiß Gott, möcht' ich nachrechnen, herauskommen müßt', daß er mich betrogen hat." Dann zum Moser gewandt, fuhr er fort: „Dir hat der Jackl zu verdanken, wenn sein Gut nicht heut schon dem Gogl gehört, Dein Protestiren hat mich vom letzten Schritt immer wieder abgehalten."

Sein müdes Auge fiel da auf eine Gruppe Weiber, die langsam näher kamen. „Die Walpi, armes Ding!"

lispelte er. Und als sie zu ihm trat mit ihrer Mutter, bestürzt über die Art, in der sie den Hammerer wiedersahen, sagte er mit einem milden, traurigen Lächeln um den Mund, indem er Jackls und Walpis Hände ineinanderlegte: „Ihr paßt besser zusammen, seid glücklich und tragt mir's nicht nach, was ich gethan und was ich habe thun wollen. Und Du, Lies, Du hast in jedem Fall Grund, zufrieden zu sein, denn siehst Du, Hammerschmiede und Hüterhäusl kommen ja doch zusamm."

Sie kamen auch zusammen und der Jackl und die Walpi hatten obendrein die Freude, daß beim Hochzeitsmahl selbst der alte Hammermeister auf ein halbes Stündchen erschien, der sich wieder ziemlich erholt hatte, obwohl er seit der Katastrophe nie mehr ganz zur Kraft kommen konnte. Es war auch nur das letzte Aufflackern einer verlöschenden Flamme gewesen. Einige Monate später senkte man ihn in das Grab, auf das die Liebe seiner Angehörigen, die er sich so spät erworben, einen mächtigen Stein aus weißem Marmor setzte. Vor seinem Ende hatte er doch noch die Genugthuung gehabt, zu vernehmen, daß der Gogl eines schweren Betruges wegen in die Hände der Justiz gefallen sei und es also dem Jackl sehr erleichtert wurde, die vom Vater herrührenden Verbindlichkeiten mit jenem schlauen Manne zur Zufriedenheit abzuwickeln. Auch vom Hacken Lois erfuhr er noch, daß derselbe abgeurtheilt und ins Zuchthaus gekommen sei.

Wer von den Lesern den Helden dieser Erzählung und sein Weib, die Walpi, umgeben von einer Schaar glutäugiger, frischer Kinder sehen will, wer von dem jungen, blühenden Weibe hören will, wie in jener ereignißreichen Nacht die Verzweiflung ihre Sinne umnachtet hatte, wie sie allzeit den armen, ferngeglaubten Jackl vor sich gesehen, tiefbetrübt und vorwurfsvoll das liebe Auge auf sie gerichtet, und wie sie dann vermeint hatte, es käme seine traurige Stimme an ihr Ohr und die trostlosen Worte: „Pfüt Dich Gott, Walpi, auf immer," wer da aus ihrem Munde vernehmen will, wie die ungeheure Seelenqual sie aufriß und hinausjagte dem Bache zu, — der richte zur Ferienzeit seine Reise nach dem schönen Innthal und halte Station in jenem freundlichen, stillen Dorfe, das mitten im Kranze bewaldeter Berge liegt und an dessen einem Ende, da wo die Ache brausend zieht, die Schmiede steht. Die Dorfbewohner sind freundliche Leute, die jeden Fremden artig grüßen, und jedes Kind führt ihn auf sein Verlangen zum Hammerschmied Jackl.

Im Grundhof.

I.

Wer nie im Grund hinten war, wer etwa blos vom Eisenbahndamme über die Wipfel der Föhren und Fichten hinüber sah zu den grauen, steilabfallenden Wänden des Sonnewendjoches, der ahnte nicht, wie nett es da drüben über'm Walde am Fuße jener Felswände ist, wie sich dort ein Eiland mit Aeckern und Wiesen ausbreitet, in deren Mitte, von Obstbäumen überragt und beschattet, der Grundhof steht. Es ist ein weitläufiges, bis zum ersten Stockwerke hinangemauertes, in den oberen Partien bis zum spitzzulaufenden Giebel hölzernes Gebäude, das ein mit geschnitzten Längentheilen versehener Söller umzieht. Vom Geländer des Söllers nicken zur schönern Zeit des Jahres Röslein oder glühende Nelken, Rosmarin oder brennende Lieb, über demselben, an der bräunlichen Holzwand, hängen bemalte Scheiben mit dem rothen Tiroleradler oder einem springenden Hirsch darauf. Die Blumen waren die Passion der Bäurin, die Scheiben deuteten auf eine Lieb-

haberei des Bauers, und jedes hatte mit den stillen Freuden des andern Rücksichten: wenn der Bauer auf das Kaiserschießen zog, heftete die Bäurin ihm eine Nelke auf den Hut, und wenn er mit einem Beste heimkehrte, bekam sie das breite Band, von dem nur die Dukaten abgetrennt worden waren, um es für sich zu verwenden. Die Bäurin putzte damit gelegentlich den „Palm“ auf, den ihr einziger Sohn, der Klaus, am Palmsonntag in die Pfarre zur Weihe trug.

Die Ehehalten vom Grundhofe bezeugten es allenthalben und die Thatsachen erwiesen die Wahrhaftigkeit der Rede: in der grünen Einsamkeit im „Grunde“ gab es keinen Zank und Streit, da herrschte nur Friede und Eintracht und auch der Wohlstand war dort zu finden, jener Wohlstand, der die Häuslichkeit des unterinnthalischen Bauers zu einer so angenehmbehaglichen, das Auftreten des Besitzers zu einem so selbstbewußten macht, zu einem solchen, aus dem das Walten einer gewissen freudigen Lebensanschauung spricht.

So war es auf dem Grundhofe von jeher gewesen und von jeher, das heißt, seit mans denkt, waren die Vorfahren des Grundhofers guthausende Bauern gewesen, die ihre Sach’ veredelten und sachte vergrößerten und von keinem war es noch erhört worden, daß er Unebenes gethan, daß er eine makelhafte Kuh gekauft oder sich eine Braut außer oder gar unter seinem Stande „verharrt“ hätte.

Bei allen und auch beim Vater des Knaben Klaus galt der Spruch: „Frei ist der Bauer nur, wenn er Geld

über die Sach' hat" und darnach hatte jeder gehandelt und jeder — war ein freier Bauer gewesen. Bei solchem Stande der Wirthschaft war es nicht zu wundern, wenn der Grundbauer zu den Celebritäten des Dorfes zählte und, wenn es wichtiges in der Gemeinde galt, sein Wort schwer in die Wagschale fiel. Aber nicht allein, weil das Geld ihm Kraft verlieh, sondern weil das Wort des Grundbauers thatsächlich immer den wunden Fleck einer brennenden Frage zu treffen wußte, stand er im höchsten Ansehen und auch weil er immer einen handsamen Rath wußte, ein Uebel zu lindern oder zu beseitigen.

Der Ruf des Bauers stand auf dem Höhepunkte, als er plötzlich krank wurde und starb. Klaus, der Stammhalter und einzige Erbe war damals noch ein Knabe. Seine Mutter hauste für ihn und ließ es an nichts fehlen, um den Traditionen der Grundbauern in allem und jedem zu folgen, und dazu gehörte, daß der Bub in strenger Arbeit aufgezogen, auf seine eigene Schaffenskraft verwiesen und zu Rechtlichkeit und Sparsamkeit angehalten wurde.

Nebstbei sollte Klaus auch sonst schulmäßiges lernen, denn es wäre doch gut, wenn der Bauer Gedrucktes lesen und einen ordentlichen Brief schreiben könnte; das gäbe ihm ein Ansehen unter seinesgleichen und verhüte, daß man ihn ohneweiters verkaufe.

So stands im Grundhofe und alles gieng seinen richtigen Gang. Da trat ein kleines Ereigniß ein, das zwar nicht unmittelbar und in den nächsten Jahren, wohl aber in der Folge nicht ohne Einwirkung auf die Dinge

im Grunde und auf das Leben und die Verhältnisse Klausens blieb.

Das war an einem der Weihnachtstage. Eine dichte Schneedecke lag über das Thal gebreitet und ein fahler Sonnenglanz schimmerte darauf. Ueber dem Walde, durch den der Weg in den Grund führte, hieng es wie ein Silbernetz. Kein Ton störte das Waldesschweigen ringsum, nur wenn der Luftzug stärker vom Osten her kam, lösten sich zuweilen erstarrte und ineinanderverschmolzene Schneekringeln vom Geäste los und glitten mit kaum hörbarem Knistern auf den Boden hernieder. Nachmittags, als der Wald zu dampfen anfieng, flog dann und wann ein Vogel ab und zu und spähte an den schneefreien Stellen zunächst an den Stämmen der Fichten nach Samenkörnlein, die er hastig auflas und verzehrte.

Vom nahen Dorfe herüber war der Schall der Festglocken gekommen, der in der reinen, kalten Luft doppelt feierlich erklang. Da stieg von dem Bahndamme herab zum Pfade, der in den Waldgrund leitete, ein Bauernmädchen, das ein Kind von etwa 4 Jahren auf dem Arme trug. Es hatte sich früher sorgsam nach rechts und links umgesehen und als es eine Strecke im Walde fortgegangen, blieb es stehen, horchte eine Weile, lüpfte dann das Tuch, das des schlafenden Kindes Gesichtchen bedeckte und schaute mit umflorten Augen auf dasselbe nieder. Die Brust des Mädchens hob sich gewaltig, ihr Antlitz verzerrte sich schmerzhaft, sie schien mit einem Entschlusse zu ringen, — da scholl vom Dorfwege her ein Jauchzer. Die Fremde

hier im Walde seufzte, drückte einen innigen Kuß auf die Stirne des Kindes, das noch immer fest schlief, und legte es dann nahe am Wege in den Schnee nieder. Sie selbst flüchtete tiefer in den Wald hinein.

Bald wurden zwischen den Bäumen zwei Gestalten sichtbar, ein schlanker, hochgewachsener Bursche von 12 Jahren und ein wenig jüngeres Mädchen, das auf ihrem breitkrempigen Unterinnthalerhute eine schwere Goldquaste und um die Schultern einen gelb und roth durchwirkten türkischen Shawl trug, beides Stücke, die andeuteten, daß sie aus wohlhabendem Bauernhause sei. Auch der Bursche, der voranschritt, sah in seiner bäuerlichen Tracht mit den Silberknöpfen auf Weste und Jacke und den zum künstlichen Knoten verschlungenen Halstuche aus blaßrother Seide reich und hübsch aus. Und wieder stieß er einen gellenden Juchschrei aus, daß es vielfach aus dem Walde widerhallte und das Mädchen sagte:

„Das Gejuchz magst gut sein lassen, Klaus, es will sich nicht schicken am hohen Festtag.“

„Warum nicht, wenn's mich freut?“ entgegnete der Bursche. „Haben die bethlehemitischen Hirten nicht auch gedudelt und getanzt um die Krippe und das Christkindl her?“

„Du weißt, was der Pfarrer sagt: die Heiligkeit des Festtages soll man mit Sammlung in Betrachtungen und Gebeten feiern und nicht —“

„Ja die Sammlung hat der Pfarrer gern,“ lachte der Bursche und er machte dabei eine hohle Hand, „davon

redt' er viel auf der Kanzel"; und als das Mädchen eine böse Miene machte, fuhr er ernst fort: „Meiner Seel' und Gott, wann soll man denn eigentlich lustig sein? Jodelt Ihr etwa im Gidihofe drüben, wenn Ihr Eure Wiesen abmäht und Euch die Sonne auf die Sense scheint, oder wenn Ihr auf dem Tennen die Garben drescht? Alles zu seiner Zeit, Nani, fert waren wir in der Kirche und haben der Sonntagspflicht genügt, jetzt aber sein wir im Wald, wo alles singt, hörst's?"

Klaus blieb stehen und beide horchten; das Weinen eines Kindes drang an ihre Ohren. „Das ist ja seltsam", sagte Nani erstaunt. Indessen war Klaus einige Schritte vorgeschritten bis zu einer dicht mit Schnee umhangenen Staude. Da saß das Mädchen, das jenes fremde Weib vor wenig Minuten hingelegt, und streckte die vor Frost blauen Händchen vor sich, als wollte es nach der Mutter haschen.

„Da schau, Nani, das Hascherl da im Schnee!" Klaus blieb vor dem Kinde stehen, das ihn mit großen Augen anschaute und dabei auch das Weinen vergaß.

Nani war mittlerweile näher gekommen. Sie beugte sich zum Kinde und fragte: „Du kleines Trutscherl Du, wie kommst denn daher, wie heißst denn?

Anstatt aller Antwort fieng die Kleine neuerdings zu weinen an.

„Dem armen Ding ist bitterkalt," sagte Klaus, „wem es nur gehört, 's ist meiner Seel' und Gott strafbar, so ein winziges Wesen an die offene Straßen herzusetzen."

Er sah sich dabei um, als erwarte er, daß alle Augenblicke die Mutter erschiene, um ihr Kind zu holen.

„Am Ende ist das Dirnele ausgesetzt worden von einem gewissenlosen Dörcherweib; na das gäb' eine nette Bescheerung.“ Nani sagte das ganz entmuthigt und sie schien nicht übel geneigt, ihren Weg weiter zu gehen.

Klaus hatte inzwischen das Kind aufgenommen. „Schau, was ein lieber Fratz es ist!“ rief er munter, dann hauchte er angelegentlich in des Kindes Händchen, um sie zu erwärmen.

„Das steht Dir gut an, Klaus!“ lachte die Nani ziemlich gezwungen. Des Anscheins halber strich sie nun auch über die Backen der Kleinen, doch die wandte sich von ihr ab und schlang ihr Aermchen um Klausens Hals.

„Aha,“ lachte der Bursche vergnügt; „mich hat der kleine Schatz doch lieber, als Dich, Nani.“

„Nun, so magst ihn auch behalten,“ gab diese schnippisch zurück.

Jetzt kamen dem Burschen doch einige Bedenken. Was war da nun zu machen? Sollte er das Kind wieder auf sein Schneeplätzchen niedersetzen, da es ihn ja doch nichts angieng? Nichts angieng? War es nicht Christenpflicht, Werke der Barmherzigkeit zu üben? Wenn nun das Kind wirklich von seiner Mutter ausgesetzt worden war, mußte es nicht jämmerlich erfrieren hier, ehe noch der Nachtfrost eintrat? Aber, wenn seine Mutter doch noch kam — bah, er konnte sich keinen Grund denken, der eine Mutter vermögen sollte, ihr eigenes Kind in den Wald zu legen.

„Was thun wir nun, Nani?“ fragte er nachdenklich.

„Ich, nichts, mich geht der fremde Ranger nichts an.“

„Aber da lassen können wir ihn auch nicht, es geht heut' wahrscheinlich keiner mehr den Weg in den Grund oder zum Gidi — und so bliebe dem armen Hascherl nichts übrig, als zu Stein und Bein zusammen zu frieren.“

„Ich kann nicht helfen, nimm nur Du's mit und schau, was für eine Ehr' Du aufhebst damit bei der Grundbäurin.“

Die herzlose Rede verdroß den gutmüthigen Burschen. „Nu, so komm mit heim Dirnele, sollst ein warmes Nestl haben und was z'essen. Deine Mutter wird Dich schon finden, wenn es ihr darum zu thun ist.“

Er schritt, das fremde Kind auf dem Arm haltend, der Nani nach, die bereits vorangegangen war. Bei der nächsten Wegscheide lenkte diese seitwärts ab dem Gidihofe, ihrer Heimat, zu. „Ich werd' nächstens nachschauen kommen in den Grund, bin wohl neugierig, ob Du eine gute Kindsmagd wirst,“ rief sie noch dem Klaus zu, dann hüpfte sie eilends weiter. —

Im Grundhofe war viel Theilnahme mit dem Findling und Klaus hatte mit geheimer Freude bemerkt, daß seine Mutter, der er von dem Zusammentreffen im Walde erzählt hatte, sehr zufrieden schien mit der Art, wie ihr einziger Sohn sich in der delikaten Lage benommen.

II.

Am Abende desselbigen Weihnachtsfeiertages war beim Judenwirth eine neue Kellnerin eingetreten, ein Mädchen in den ersten Zwanzigerjahren mit dunklen Augen und runden Formen, mit einem flinken Wesen, das der Judenwirthin, und mit gefälligen Manieren, die den Gästen insgesammt gar wohl gefielen.

Dieser Eintritt zwischen der Zielzeit erklärte sich damit, daß der früheren Kellnerin plötzlich eine Heirath ausgekommen war und der Bräutigam ihren sofortigen Austritt aus dem Dienste verlangt hatte. Die Judenwirthin war diesem Wunsche um so weniger entgegengetreten, da ihr gleichzeitig ein tüchtiger Ersatz, eine ehemalige Lendbräukellnerin, empfohlen worden war, die zwar seit einiger Zeit kränklichkeitshalber nicht servirt, sondern zur Erholung bei einer entfernten Verwandten auf einem Berghofe im Volderthal gelebt hatte. Der Ersatz schien ihr auch deßhalb ein willkommener, weil sie erfahren hatte, die Agnes scheue keine Arbeit, halte überall unverzagt aus, wo sie einmal die Harr angenommen, und pflege keine Liebschaften. Man munkelte diesbezüglich, sie hätte es zwar nicht immer also streng gehalten, vielmehr einmal zu Gunsten eines jungen Bürgers von Schwaz eine Ausnahme gemacht, jedoch man wußte doch nichts Rechtes und Thatsache blieb immer, daß sie eine Haltung beobachtete, an der sich nicht leicht etwas aussetzen ließ.

Die Folge lehrte, wie gut die erfahrene Wirthin darin gehandelt hatte, indem sie auf den Tausch ohne Widerstand eingegangen war. Agnes erwies sich als ein Magnet, der viele Gäste anzog, und es war nicht zu leugnen, unter den Vielen kamen manche ihr zu liebe; ja die männliche Dorfjugend schien jetzt förmlich ein sonntägliches Stelldichein beim Judenwirth zu haben und selbst einige erbgesessene Besitzer verriethen, daß sie insgeheim bereits zu überlegen anfiengen, ob sie eines ihrer Vorurtheile fahren lassen dürften und ob man es ihnen arg verübeln würde, wenn sie eines Tages anstatt mit einer vollwichtigen Bauerntochter mit einer Kellnerin von der Kanzel herab verkündet würden.

Die Verehrer der Juden-Agnes giengen einander zu Neide und jeder glaubte, sich durch eine tüchtige Zeche bei der Angebeteten am besten zu empfehlen. Wenn man aber in vertraulichen Stunden den einen und den andern über seine Erfolge in dieser Angelegenheit ausforschte, mußte jeder seufzend bekennen, daß von Erfolgen eigentlich gar keine Rede sein könne. Die Agnes blieb zwar ungerührt von dem Flöten und Seufzen, auch von dem Fluchen und Drohen ihrer verschiedenen Bewunderer, aber doch immer gleich freundlich. Wo eine Andere vielleicht mit beiden Händen zugelangt, wo jede, deren Abstammung sich von Mutter Eva herleiten ließ, wenigstens die tiefste Befriedigung empfunden haben würde ob so viel Auszeichnung, Vertrauen, Hingabe oder Opferwilligkeit, — auf die Agnes schien es keinen sonderlichen, gewiß nicht einen freudigen Eindruck zu machen. Selbst die sichere Stelle, die ihr

doch nebst dem unbedingten Vertrauen der alten Judenwirthin eine in ihrer Art glänzende Bezahlung eintrug, schien ihr zuweilen zuwider, ja man wollte bemerkt haben, wie sie manchmal mit wahrer Angst im Gesichte, Schweißperlen auf der Stirne, die Thüre aufmachen und dem Eintritt fremder Gäste entgegen sah.

Doch, dies war selten und man vergaß solche Seltsamkeiten der schönen Agnes um so lieber, je weniger man sie zu erklären wußte. Nicht ganz vergessen war aber im Kopfe einer Mitbediensteten der Agnes, der Bernegger Lena, eine Scene geblieben, die sich gleich in den ersten Diensttagen der neuen Kellnerin, am letzten Tage der Weihnachtswoche, ereignet hatte.

Es war am Morgen gewesen. Die Lena war beschäftigt, die Zechstube zu räumen, die Agnes spülte die Gläser, da trat ein Bursche in der Uniform der Kaiserjäger ein, die Lena kannte ihn gar wohl, es war der Pimbacher Peterl, der über die Feiertage Urlaub genommen und sie in der Heimat zugebracht hatte. Der Peterl verlangte ein Fraggerl Schnaps, „denn,“ setzte er munter bei, „das ist allweil das beste Couragewasser und das sicherste Mittel zur Wiederbelebung der halbtodten Lebensgeister. Heut müssen aber alle meine Kräfte bedeutend begeistert und bei Leben sein, denn die zehn Stunden bis Innsbruck, die ich noch z'machen hab', sind auch grad' kein Katzensprung.“

Der Jäger schnalzte dabei mit der Zunge und er wollte das wiederholen, da schaute er aber der Agnes, die

ihm das Lebenswasser hinreichte, ins Gesicht und er schnalzte nicht mehr, denn die Zunge versagte. „Oho!“ rief er dafür, „ja Dirndl, haben wir uns nicht schon einmal gesehen?“

Die Kellnerin schüttelte verneinend mit dem Kopfe und zog sich zu ihren Gläsern zurück. Aber der Peterl ließ nicht so leicht los. „Denk dran, an der Zillerbrucken war's vorgestern, Du kamst aus der Schlitterer-Au her und trugest ein Kind auf dem Arm, ein kleines Dirnele. Pah, sperr Dich nit, wenn Du auch ganz vermummt warst, ich hab' doch so viel g'sehn, um Dich jeden Augenblick wieder zu kennen. So ein G'schau hat nicht jede und so einen Wuchs und gräflichen Gang auch nit.“

„Magst's gut sein lassen,“ entgegnete die Agnes entschieden, gleichwohl stand aber die pure Verlegenheit in ihrer Miene zu lesen.

„Nu, meinetwegen kannst leugnen, was geht's mich an, wo Du selbiges kleines Mädle hingethan hast und wem es angehört“ und der Sprecher schaute dabei pfiffig auf Agnes hin, der es dunkelroth hinaufflammte. „Was mich nit brennt, blas ich nit. Aber, daß Du's warst, mit der ich von der Zillerbrucken bis zum Matzen-Schloß gegangen bin, darauf schwör ich hundert Juramenter. Daß Du so was verleugnest, begreif' ich nit, wirst's aber schon wissen, warum's so besser sein soll.“

Der Jäger warf eine Münze auf den Tisch und schritt kopfschüttelnd zur Thüre hinaus, indem er sang:

Nit alleweil über ein Stiegl steig'n,
Nit alleweil bei ein Buem bleib'n,
Alleweil überecks, überecks,
Alleweil fünf, sechs.

Die Agnes hatte sich in eine Ecke gesetzt, das Gesicht in beide Hände versenkt und laut geschluchzt. Auf die Bernegger Lena war der Vorfall nicht ohne Eindruck geblieben, sie hatte viel darüber nachgedacht und fragte sich noch zuweilen, was für eine Bewandtniß es wohl mit jenem Kinde haben könnte. Gelegentlich, so nahm sie sich vor, wollte sie über das frühere Leben der Agnes mehreres zu erfahren suchen. — — —

Ueber den Grund hin wehte es lind und lau, wie Frühlingsahnen; hinten im Walde rieselten die Wässer, die Matte begann sich in frisches Saftgrün zu kleiden und zwischen den Gräsern giengen die weißen Sterne des „Schweizgerl's" und die blauen der Feldanemone auf. Die Arbeiten auf dem Felde begannen und auf dem arrondirten Gute der Grundbäurin gieng es darum lebhaft zu.

Die Bäurin selbst schaltete im Hause und um sie her war der kleine Gast, der vor Jahren um Weihnacht ins Haus gezogen.

Man hatte damals nur herausgebracht, daß die Kleine Regerl hieß, sie hatte es selbst gesagt, weiter aber keinerlei Anhaltspunkte über ihre Angehörigen zu geben vermocht. Der Mutter des Klaus war es insgeheim ganz lieb gewesen, daß das Kind, an dem sie ihre Freude und ein wahrhaftiges Vergnügen fand, von keiner Seite zurückgefordert worden war.

Die Regerl ihrerseits schien nebst Klaus wieder die Bäurin besonders in ihr Herzchen geschlossen zu haben, um diese war sie allzeit gewesen, diese unterhielt sie fast einzig mit ihrem kindlichen, lieben Geplauder. Bald galt sie wie eine zur Familie Gehörige und seltsam schnell war es allenthalben vergessen worden, daß die Regerl eigentlich nur ein Findelkind sei, das nicht mehr Recht im Hause hatte, als eines der Dienstboten. Nur die Gidibauern Nani erinnerte all die Jahre her bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit an jene Begebenheit im Walde und ziemlich allgemein wurde es empfunden, daß die Worte angeblich aufrichtigen Bedauerns für das Schicksal des armen Mädchens eine gewisse Absichtlichkeit verriethen, die gerade nicht der besten Quelle entsprang.

Die Regerl fühlte gegen die Nachbarstochter, die so oft im Grundhofe vorsprach, einen Widerwillen, der sich mit den Jahren eher verstärkte als verminderte. Beitragen mochte zur Erhöhung der ursprünglichen Abneigung wohl auch die Wahrnehmung, wie sehr sich Nani an Klaus und seine Mutter herandrängte und daß sie sogar kein Hehl hatte, allerdings in einer noch halb mädchenhaften Weise zu gestehen, wie sehr sie hoffe, einmal selbst Bäurin im Grunde zu werden. Diese Aeußerung der eitlen Bauerntochter erregte unter den Bewohnern des Grundhofes sehr verschiedenartige Empfindungen: die alte Bäurin glaubte darin einen Wunsch des alten Gidi zu erkennen, der seine Tochter unter eine warme Haube bringen wolle, Klaus zuckte die Achseln und obwohl er vorderhand gar nicht

ans Heirathen dachte, empfand er doch eine heimliche Genugthuung darin, von einer Dirn so offen bevorzugt zu sein, zu der so mancher Bursch aus dem Dorfe „gasseln“ gieng. Die weiblichen Ehehalten machten kein Geheimniß daraus, wie zuwider ihnen die zudringliche Gididirn sei, und der Oberknecht meinte einmal: der aufgeschmeckten G'sellin werde er noch das Brautgesicht einreiben, daß ihr das vorzeitige Gelüste ehrlich und auf lange Zeit vergienge.

In diesen Tagen traf es sich einmal, daß der Knollenwirth von Alpach, ein Mann in den tiefen Vierzigen, der allgemein in großer Achtung stand, im Grundhofe erschien. An seiner Seite trat die Agnes, die Kellnerin vom Judenwirth, festlich herausgeputzt, vor die Grundbäurin hin, mit anmuthiger Geberde die Rede begleitend, welche der Wirth an seine Nächstverwandte, die Grundbäurin hielt.

„Schwägerin,“ sagte er, „ich bin auf dem Punkte, in den heiligen Ehestand zu treten und dahier die Juden-Agnes ist meine Braut. Wir gehören beide nimmer zu den Jüngsten und so wird man wohl nicht denken, daß unser Schritt unüberlegt und eine Thorheit wär'. So 's Gott will, schaffen wir ehrlich mitsammen. Nach Ostern soll Hochzeit sein und Ihr, Schwägerin, und der Klaus werdet uns wohl die Ehr' anthun und dabei sein.“

„Und die Regerl auch, Grundbäurin, die darf nit fehlen. Schlagt's nicht ab, ich bitt' gar schön,“ setzte die Agnes hinzu.

Die Bäurin hatte erstaunt aber freundlich zugehört, es war ihr doch überraschend gekommen, jedoch sie faßte

sich schnell und bot den Brautleuten Stühle an, während sie selbst hinausgieng, um Klaus und Regerl herbeizuholen und für einen Imbiß zu sorgen.

„Na, Vetter Paul, ich gratulir von Herzen,“ frohlockte Klaus, kräftig in die dargebotene Hand des Alpacher Wirthes einschlagend, „hast Dir meiner Seel' und Gott eine Wirthin geholt in Dein Thal hinein, die fast zu gut ist für Euch wunderlichen Leut' dort.“

Und die Regerl hüpfte auf die zukünftige Wirthin zu und legte mit seltsamen Gefühlen, über die sie sich selbst keine Erklärung zu geben vermochte, ihre zitternde Hand in jene der Braut. Wie eigenthümlich gerührt sie heute war, sie wußte nicht, was sie zu der Person hinzog, die sie zwar oft auf ihren Wegen wie zufällig getroffen, die ihr wohl auch manchmal eine fast innige Theilnahme entgegengebracht hatte, mit der sie aber doch eigentlich nie in nähere Bekanntschaft getreten war!

„Weißt,“ sagte die Agnes der Regerl ins Ohr: „Wenn Du einmal hier überflüssig wärest, kommst zu mir.“ Und die Regerl blickte erstaunt auf.

„Schau nur hin, Klaus,“ nickte da der Wirth heimlich und vergnügt mit den Augen zwinkernd, „ist es nicht ganz spassig, wie die Beiden dort einander gleichsehen, hm, als ob sie zwei Schwestern wären.“

Auch der Klaus war fast nachdenklich geworden und er schüttelte zu den Bemerkungen seines Vetters bejahend den Kopf. „Meiner Seel' und Gott, als ob sie Mutter und Tochter wären.“

III.

Zwölfmal schon hatte der Winter dem siegreichen Lenze weichen müssen, seit Regerl unter dem gastlichen Dache des Grundhofes lebte. Ohne daß sonderliche, ausnehmend freudige oder tiefschmerzliche Vorfälle in ihr Gemüth eingegriffen hatten, war sie zur Jungfrau emporgeblüht und man nannte sie schön.

Manche tiefsinnige „Vierzeile", manch ein neckisches Schnaderhüpfl, zu dem der eine oder andere Naturdichter des Dorfes sich begeistert fühlte und das dann ihr zu Ehren unter ihrem Kammerfensterlein in traulicher Abendstunde erklang, feierte sie als die lieblichste Blume im Mädchenkranze der Dorfschaft.

Regerl nahm die ihr dargebrachten Huldigungen mit Grazie entgegen, munterte dabei keinen ihrer Sänger auf und scheuchte keinen ab. Ihre Antwort war ein frohes Lachen, ein lustiges Hinweggleiten über alle, auf eine nähere Bekanntschaft abzielenden Gesprächsversuche; denn so sehr es insgeheim ihrer weiblichen Eitelkeit schmeicheln mochte, der Gegenstand so vieler zart sein sollender Aufmerksamkeiten zu sein, fühlte sie doch, daß sie zu keinem der Buben eine richtige Neigung fassen könnte. Zu keinem? In einer sicheren, geheimen Falte ihres jungen Herzens hatte sie wohl ein Bild versteckt, ein geliebtes, theures Bild, doch der, den es darstellte, ach, der blieb für sie

unerreichbar, der ahnte auch gar nicht, welchen Kultus die kleine Regerl mit ihm heimlich trieb. —

Und wieder rieselte es geheimnißvoll drüben in den Bergen, der milde Odem, der so wohl that nach den rauhen Wintertagen, zog wieder über die „apernde" Fläche des Grundes dahin, auf dessen Wiesenrändern die violetten Kelche des Frühlingssafran erschienen waren.

Ostern wars geworden. Regerl gedachte der Alpacher Wirthin, bei deren Hochzeit vor drei Jahren sie zum ersten Male getanzt hatte. Klaus wars gewesen, der mit ihr den Hochzeitsreigen eröffnet, der sie zum allerersten Male im Kreise geschwungen hatte.

Wie viel Wasser war seitdem im Innbette thalab geflossen und sie hatte doch die Zeit her ein ähnliches Hochgefühl nicht wieder empfunden. Woran das nur liegen mochte. Alle im Hause, auch Klaus nicht ausgenommen, waren seit den Jahren, die in ihrer Gedächtnißtafel aufgezeichnet standen, wohl älter, aber gegen sie in keiner Weise anders geworden; alle hatten sie gerne, und der alte Oberknecht war ihr Schützer und Vertheidiger geblieben, wie er es gleich anfangs gewesen, wenn immer sie des Schutzes oder der Vertheidigung gegen die hämischen, versteckten und offenen Ausfälle der Gidi-Nani bedurft hatte. Vielleicht lag es darin, daß auch diese nicht anders geworden, ja sich in dem Maße zudringlicher an Klaus machte, je älter sie wurde und je weniger Aussicht sie hatte, anderwärts noch Anwerth zu finden.

Regerl empfand es wohl wie einen Trost, wenn sie

sah, wie gleichgiltig Klaus der Nani begegnete und wie er sich manchmal gelangweilt und mißmuthig von ihr abwandte, diese aber gleichwohl nicht nachließ zu thun, als habe sie ein Recht auf ihn und auf die Anwartschaft, einmal Bäurin im Grunde zu werden. Hatte Klaus ihr wirklich eine feste Zusage gemacht? Liebte er sie, die doch fast gleich alt wie er selbst war, und hatte nicht seine Mutter schon geäußert, das Gididirndl gäbe keine richtige Bäurin, sie gehe gar so gern der Arbeit aus dem Wege?

So traf sich die Regerl öfters dabei, wie sie sich den Kopf über Klaus zerbrach, dann brannte es ihr flammend hinauf und schnell trillerte sie ein Liedl, hüpfte durchs Tennenthor hinaus und fieng an zu arbeiten, daß die Dirnen nur so schauten und zu thun hatten, es ihr nachzumachen.

Am Nachmittag des Ostermontags war die alte Grundbäurin unwohl und hütete das Bett. Klaus hatte mit der Regerl schon früher ausgemacht, daß sie diesen Nachmittag zum Judenwirth gehen wollten, wo die Tanzmusik der Bergleute spielte; nun war sein Entschluß wankend geworden, besonders weil die Regerl erklärt hatte, sie würde es sich nicht verzeihen, bei einer Lustbarkeit zu sein, während die Bäurin zu Hause allein war und Schmerzen litt.

Klaus stand in seinen reinen weißen Hemdärmeln vor dem Hause und redete mit dem Oberknecht, der auf der Bank saß und zur besseren Heiligung des Ostertages eine Cigarre schmauchte. Als er zufällig aufblickte, sah er den

Waldsteig, der vom Grund zum Gidibauern führte, die Nani daherkommen. Schon drehte er sich in seiner ruhigen unauffälligen Weise, um hinter dem Hause irgend etwas zu „bandeln“, da tönte ein Jauchzer, der wie eine Herausforderung klang, an sein Ohr.

„Das Gididirndl mit dem Pimbacher Peterl,“ brummte der Oberknecht, „hm, passen just z'samm die zwei Ausgedienten.“

„Wie meinst das?“

„Nun, die erste Kapitulation hat die Nani schon redlich hinter sich, muß nun um eine passende Versorgung auslugen, grad so wie der Peterl.“

In den Mundwinkeln des Klaus spielte ein leises Lächeln. „Der Pimbacher Bue, hör ich, ist beim Gidi im Tagwerk, so lang das „Niederrichten“ (Anbauen) dauert.“

Der Oberknecht nickte. „Ich zeug,“ sagte er, „er wird sich beim alten Gidi anmachen wollen und bei seiner Tochter nicht minder. Er ist schlau, denn sie kriegt doch einmal eine schöne Sach und dazuthun mag sie auch, — hat schon vierundzwanzig geschlagen, da fallen die Blüh (Blüten) rasch nacheinander ab.

Inzwischen kamen die Beiden, von denen eben gesprochen worden war, näher. „Nun was ist's Klaus, wirst mich wohl zur Musik führen?“ rief die Nani von weitem.

„Thätst fein allein nicht hinfinden?“ fragte Klaus gleichmüthig.

„Einen Korb wirst mir wohl nicht geben, ich hab' auf Dich zählt.“

„Schau, schau! Ich glaub', Du sollst mit Einem zufrieden sein, weißt, zweispannig fahrt nur die Matzen Ritterin."

Klaus lachte und machte Miene zu gehen.

„Fax, Du rechter!" gab die Nani zurück, drauf lief sie näher herzu und sagte: „Klaus thue mir das nicht an, der Pimbacher geht mir nicht von der Seiten und Du weißt, wie z'wider er mir ist?"

„Wie soll ich das wissen?" fragte Klaus mit Gleichmuth. Dann kraute er sich hinter dem Ohre. „Schau Nani, ich geh' heut' meiner Seel' und Gott gar nicht gerne, Mutter ist letz und Regerl hat auch allweil keine Lust, sie meint —"

„Nun, so soll sie daheim bleiben, bei der Bäurin," fiel schnell die Nani ein, „ist ja noch so jung, ein völligs Kind, und die Mutter machst auch nicht gesund damit, wenn Du ihr auf'm Fürtuchbandl sitzen bleibst."

Klaus schwankte. „Glaub' schier, 's thuts doch nicht recht," meinte er.

„Geh', mach keine Flausen, laß Dich nicht auslachen, Deine Weiberleut' wird Dir niemand vertragen derweil und wenn's zudunkelt, bist wieder daheim."

„Wenn die Regerl mitgehen möcht', wär's mir fein lieber, weißt, ich hab's ihr versprochen."

„Aber sie will ja nicht, sagst ja selbst," stieß die Nani erregt heraus. „Möcht' nur wissen, was da dahinter ist, daß Du nicht mehr thun darfst, wie Du willst, und erst die Erlaubniß vom Dirndl brauchst."

Da drehte sich der Klaus, trat in die Kammer und holte seine dunkle Festjacke. Die warf er über die linke Schulter. „Gehen wir.“

Der Pimbacher Peterl, der eine Zeitlang etwas abseits von der Gruppe auf die Nani gewartet hatte, war endlich, da er merkte, er wäre schier überflüssig, den Waldweg gegen das Dorf zu gewandert; die Beiden schritten jetzt langsam hinter ihm her.

Am Eingang des Waldes wendete sich Klaus noch und, gegen das Haus blickend, sah er die Regerl, die an dem Fenster von der Mutter Kammer stand. Schiens ihm nur so, oder war es wirklich: sie blickte traurig auf ihn herüber und wahrhaftig! jetzt wischte sie mit der Hand über die Augen, sie weinte wohl gar?

Vorn sang der Peterl:

Dirndl geh, geh,
I zahl Dir an Kaffee,
I zahl Dir a Glas Bier,
Daß D' a Liab kriegst zu mir.

Der alte Oberknecht hatte inzwischen ruhig sein Cigarrl ausgeraucht, nun stand er auf und brummte nach seiner alten Art in sich hinein: „Dem Pimbacher trau' ich nit und der Gidihex noch weniger.“

Wenige Minuten später lenkte auch er dem Dorfe, dem Judenwirthe zu.

IV.

Die Tiroler sind Sänger und Musikanten von Natur aus; weil diese ihnen eine reine Kehle, ein starke Brust und Lunge verlieh, wählen sie für sich gar so gerne Blasinstrumente, die bei dem, der sie spielt, jene Eigenschaften voraussetzen, und lassen die Saitenspiele den zarter organisirten Menschenkindern. Die Vorliebe für Blasinstrumente macht es auch, daß in jeder größeren Dorfschaft eine Musikkapelle, eine sogenannte „Türkische Musik" existirt, die bei festlichen Gelegenheiten, wie bei feierlichen Umzügen u. dgl. mitthut, auch sonst wohl die rothen Kalendertage, den Namenstag des Kaisers und des Pfarrers, des Kirchenpatrons und des Gemeindevorstehers verschönern hilft. Bei diesen Dorfmusiken sind alle Arten von Blasinstrumenten vertreten, vom kleinsten bis zum größten, vom zierlichen Piccolo bis zum gewaltigen Helikon; natürlich fehlen auch die kleine und große Trommel nicht, ja sie sind es zumeist, welche die Musik eigentlich zu einer echt „türkischen" machen.

Kapellmeister der „Banda," die alle Samstag Abends, vielleicht auch mitunter am Sonntag Nachmittag im Schulhause oder im Dorfwirthssaale ihre Uebungen abhält, ist entweder der Schullehrer oder ein „Gedienter", das heißt ein solcher, der schon bei der Kaiserjäger Kapelle mitgeblasen. Er ist der „Oberste", er ordnet alles an und ihm hat jeder Musiker zu gehorchen. Meldet sich ein

Bauernbursche für dies oder jenes Instrument, das er erlernen möchte, so hat er sich das selbst zu beschaffen, der Kapellmeister schreibt ihm Scalen oder, wenn eine bei der Hand und zu haben ist, eine Schule, gibt ihm kurz einen Begriff von dem Mechanismus und den Geheimnissen des Instrumentes, alles Uebrige muß dann der Lehrjünger selbst thun. Und er thut es in der Regel auch, mit unsäglicher Mühe und Geduld quiekt er die Scalen hinauf und hinunter, bis er immer reinere Töne findet, die sodann gleich in eine Schnaderhüpflweise oder zur sinnreichen Melodie des „lieben Augustin" zusammgemodelt werden. Ueber kurz oder lang stellt er sich dann dem Dirigenten vor, der ihn, wenn er würdig befunden wird, der „Banda" einreiht. Wer in Tirol gewandert ist, der weiß, wie Tüchtiges manche Dorfmusikkapelle zu leisten im Stande ist.

Eine ganz andere als diese Festtags- und Parademusik ist die Bauerntanzmusik. Bei diesem seltsamen Orchester fallen zunächst ein Paar schreiende Clarinetten schrecklich ins Gehör, denen es eine schmetternde Trompete nachzuthun sucht, eine Violine quiekset auch dazu und eine brummige Baßgeige vervollständigt den kreischenden Chorus.

Ein solch weittönendes Quintett war es, das dem Klaus und der Nani den Jubel ihres Zusammenklanges entgegensandte, als sie dem Judenwirthshause nahten.

Oben im Tanzsaale stampften und juchzten schon die erstgekommenen Buem und walzten mit ihren Dirndln in einem Kreise herum, der oft nicht größer war, als eine

solide Tischplatte. Ringsherum standen andere, die bereits das Vergnügen verkostet hatten, und der Schweiß rann in großen Tropfen von ihrer Stirn. Ab und zu wimmelte es, denn die Schanklokale, in die man doch die Dirndlen zuerst führen mußte, um ihnen bei süßem Wein und Zuckergebäck die erforderliche Ausdauer anzuzechen, lagen im Erdgeschoße.

Dahinein, in die große Bauernstube, traten Klaus und Nani. An dem großen Ecktische zunächst dem Fenster ließen sie sich nieder.

„Mit Verlaub halt," hatte der Grund Klaus gesagt und der alte Werlbauer, der mit seiner Bäurin gerade von den alten Zeiten sprach und wie damals alles besser und lustiger gewesen, war mit den Worten „Auf alle Weis'" hinter den Tisch gerückt. Darauf schenkte der Alte sein Glas voll und schob es dem Klaus hin, „bring Dir's," sagte er.

„G'segn Gott!" und der Klaus nippte und reichte das Glas der Nani, die erst mit der Werlbäurin anstieß und dann ebenfalls ein Schlückchen nahm.

„Wirst viel tanzen heut'," hub die Werlin das Gespräch an, „hast recht, hab's auch gethan zu meiner Zeit, ist oft kreuzmunter zugangen damals."

„Glaub's," sagte die Nani gedankenlos, denn ihr Blick flog in der Stube herum, musterte die eintretenden Paare, während ihr Ohr keinen Ton der schmetternden Trompete oder der schreienden Clarinette verlor, der das Stimmengewirre in der Bauernstube siegreich durchdrang.

Es juckte sie schon, sie hätte sogleich hinauf mögen und hinein in den tollen Wirbel, der ihr alles war. Doch Klaus machte keine Miene, er redete mit dem alten Werl ganz gleichgiltige Dinge. „Mein," hörte sie den Alten sagen, „denk' dran, was ich sag', noch ist der letzte Schnee nicht gefallen, der Himmelbrand hat so viel hoch geblüht fert. Ist noch nichts mit dem Almfahren."

„Kannst recht haben, bist ein Alter," stimmte Klaus bei und er würde den Faden noch fortgesponnen haben, wenn ihm nicht die Nani merklich in die Seite gestoßen hätte, zum Zeichen, daß sie eigentlich des Tanzens und nicht des Plauderns wegen hergekommen seien.

So standen sie denn auf und stiegen zum Tanzplatz empor; dort war ein großes Gewühle und eine tropische Hitze, die einige der Tänzer bereits empfanden, denn das „Absingen" hatte schon begonnen. Es ist dies eine Spezialität der Bauerntänze in den Tiroler Bergen. Nachdem die Musik einige Takte der Ländlerweise gespielt hat, tritt ein Bursche mit seiner Dirn am Arm vor dieselbe hin, legt ein Geldstück auf das Pult des Vorgeigers und hebt dann ein Schnaderhüpfl zu singen an, ein Kind der eigenen Muse, das entweder seiner Tänzerin zu Ehren oder einem Gegner zum Trutz lautet oder allgemeinen Inhalts ist.

Wenn das G'sangl auf einen Anwesenden oder seine Tänzerin gemünzt ist, was dieser sofort versteht, weil gewöhnlich kurz vorhergegangene Vorfälle dabei berührt werden, dann darf man wetten, daß über wenigen Takten der

Getroffene vor dem Orchester Halt machen, seinen Silberling opfern und das erste G'sangl „absingen“, in derbwitziger Weise zu entkräften suchen wird. Solch ein Absingen währt oft Stunden lang und endet nicht selten mit einem Kampf der Rivalen.

Seltener kommt es vor, daß der epigrammatische Inhalt der Vierzeile eine direkte Herausforderung birgt.

Es war trotz der häufigen Unterbrechungen und der immer spitzer und bedenklicher werdenden Vierzeilen bis zum Abend in ziemlicher Gemüthsruhe weiter getanzt worden, da man sich bei dem Liedlwettsang zweier oder mehrerer Burschen, die von Berghöfen herabgekommen wären, nicht eigentlich interessirt fühlte. Um die Zeit herum, da die Aveglocke läutete, wurde eine längere Pause gemacht, während welcher ein Theil der entfernter wohnenden Paare den Heimweg antrat. Auch Klaus zeigte Lust, den Tanz einzustellen, er schien überhaupt heute wenig Freude zu haben und war zum Verdrusse seiner Tänzerin ziemlich wortkarg und gleichgiltig gewesen. Nani ließ sich die Galle darüber auch anmerken und koquettirte deßhalb mit dem Pimbacher Peterl, der sich auffallend in ihrer Nähe hielt. Klaus schien das Spiel, das um ihn vorgieng, erst zu beachten, als sein Oberknecht ihn fragte: ob er keine Augen im Kopfe habe und etwa gerne über sich lachen lasse?

Jetzt warf er dem Peterl einen geringschätzenden Blick zu; in demselben Augenblicke rief schon ein „Tusch“ der Musik zur Fortsetzung des Tanzes. Alles erhob sich. Der

Peterl hatte die ihm zunächstsitzende Dirn eingeladen und nun rief er im Vorübergehen der Nani zu, indeß sein Auge keck auf Klaus haftete: „Werdet's wohl nachkommen, laßt Muttern nur greinen dasmal!"

Der Tanz war angegangen. Eine erwartungsvolle Stimmung herrschte; es war als läge etwas in der Luft. An den Wänden herum standen einige ältere Bauern, darunter auch der Oberknecht vom Grundhofe. Der hatte seine Pfeife im Munde, sie war aber längst ausgelöscht, denn er vergaß heut' allweil darauf, zu rauchen. Sein Blick folgte dem Klaus, der mit der Gidi-Nani polkte, und mürrisch brummte er in sich hinein: „Was er mit dem Mensch will, ist so alt wie er, ein Drach, ein richtiger, der nur auf seine Haut schaut. Aha, jetzt aufgepaßt!"

Die Musik hielt inne, vor ihr stand der Peterl und sang:

Buxbam und Ahornlab,
Türkisch Papier,
Heunt hätt' i mein glockspeisern
Raufzeug bei mir.

Die Clarinetten huben wieder zu quieken, die Paare wieder zu springen an. Da warf Klaus seinen Zwanziger aufs Pult und als Stille war, sang er:

Thua nit a so singen,
Thua nit a so sag'n,
Traust di ka Henn' ja
Aus der Steig'n außi z'jag'n.

Drauf der Pimbacher:

Auf'm Hut Federn,
Unter'm Hut Bluat,
Jetzt möcht' ich wissen,
Wer mir's auslassen thuat.

„Sakra Kerl, den der Teufl beim Plündern verloren hat," fluchte der Oberknecht und das Pfeifenspitzl knackte zwischen seinen Zähnen. „Wird's noch zur Keilerei treiben." Er ahnte recht, denn schon sang Klaus:

Hör' auf so zu foppen,
Du kranader Hahn,
Geh' außi, wenn 'D a Schneid' hast,
Dann zapf' i Di an.

Das Liedl war kaum verklungen, ein gellender Juchschrei, der Pimbacher Peterl machte sich von seiner Dirn los und zog schon während des Hinausgehens, das er in der auffallendsten Weise that, die Joppe ab und steckte den scharfkantigen Schlagring an den kleinen Finger der rechten Hand.

Auf dem Rasenplatze hinter dem Judenwirthshause bildete sich ein weiter Kreis. Drinnen standen Klaus und Peterl, maßen sich mit den Blicken und schossen dann aufeinander los. Mit verschlungenen Armen und Füßen rangen sie, daß einer den andern auf den Boden brächte, aber es gelang nicht. Tausendfach waren die Windungen, die ihre jugendlich elastischen Körper machten, um aus der feindlichen Umschlingung zu kommen. Da glaubte Klaus einen günstigen Augenblick gekommen, mit Blitzes-

geschwindigkeit hob er den Arm und der Schlagring schlug im Gesichte des Peterl ein, „'s ist von wegen dem Anzapfen," keuchte er. Das Blut rann über das Gesicht des Getroffenen und jetzt hielten es die Umstehenden als an der Zeit, die Gegner zu trennen. Der Oberknecht war da, der riß die Beiden auseinander, doch der Peterl wollte um keinen Preis nachgeben. Er schäumte vor Wuth.

„Aha Grundinger, hast Dir den Knecht als Succurs mitgenommen? Willst nicht, daß ich Dir den richtigen Denkzettel auf die Larve hau!" schrie er.

Da kam auch dem Klaus, welcher schon Mitleid mit dem Gegner empfunden hatte, der einem Ecce homo gleichsah, wieder die Galle und er sprang schon auf ihn neuerdings los, als er sich plötzlich von der Faust eines Gendarmen erfaßt fühlte, der ihm gebot, sich augenblicklich zu entfernen. Auch dem Peterl wurde bedeutet, sich nicht mehr auf dem Tanzplatze blicken zu lassen.

Als Klaus und der Oberknecht sich auf dem Heimwege befanden, war jener sehr verdrossen. Er hatte noch nie Händel gehabt und darum bei dem vernünftigen Theile der Dorfbewohner, die den Jüngling nicht nach der Anzahl der Kämpfe, die er mit seinesgleichen durchgefochten, zu beurtheilen pflegten, stets viel gegolten. Man hatte sich dabei seines Vaters erinnert, der auch so ein ruhiger friedfertiger Mann gewesen war. In Klausens Gehirn tanzten noch viele andere Gedanken und Fragen herum. Wer war Schuld am ganzen Vorfalle? Nicht die Nani? Sie hatte den Peterl ermuntert, gegen Klaus aufzutreten,

und was hatte sie gethan, um die Scene zu verhüten? Hatte sie sich um ihn gekümmert, als die Balgerei begonnen? Nicht einmal vom Herannahen eines Gendarmen hatte sie ihn verständigt und sie mußte ihn gewiß frühzeitig erblickt haben. Der Gedanke, abgeschafft worden zu sein, wie ein unmündiger Knabe und vor allen Leuten, der war ihm ganz besonders peinlich. Hätte er doch seinem ersten Gedanken gefolgt, wäre er daheim geblieben, wie — die Regerl. Ach, wie wird sie aufhorchen, daß er gerauft, mit dem Pimbacher Peterl, der die Nani freien will, gerauft wegen der Nani! „Meiner Seel' und Gott," sagte er laut, „wenn's nur ein Anderer gewesen wär', und es nicht aussäh', als ob ich um die Gidi'sche gerauft hätt'! — "

„Die doch der Andere heimführt heut'," setzte der Oberknecht höhnisch bei.

V.

Südwärts von Brixlegg, in welchem Dorfe, wie wir endlich gestehen wollen, unsere Geschichte zum einen Theile spielt, zwischen der Gradlspitze und dem Reither Kogl hinein, zieht das Alpacher Hochthal. Im Sommer ist es gar hübsch dort und viele haben das längst erkannt, weßhalb sie in jener Jahreszeit ihren Sitz dahin verlegen, wo sie das köstlichste Gebirgswasser trinken, die reinste Alpenluft athmen und unter den mit der seltsamsten Landestracht bekleideten Menschen wandeln.

Zwei gute Stunden drinnen, wo der Waldpfad auseinanderläuft und die Berge sich zu einer weiten, ovalen Mulde ausbuchten, steht die Kirche und die Häusergruppe, welche das Hauptdorf bildet. Eines der ansehnlichsten Häuser in dieser Gruppe ist das Knollenwirthshaus.

Dort war seit Jahren die Agnes glückliche Knollenwirthin. Ihre Ehe mit dem Wirthe war zwar nicht mit Kindern gesegnet, nichtsdestoweniger harmonirten die Gatten gut und das Geschäft florirte unter der umsichtigen Leitung der neuen Wirthin, die im ganzen Thale in hoher Achtung stand, aufs allerbeste.

Das von keiner Sorge gestörte Dasein, dessen Agnes sich erfreute, konnte nicht hindern, daß sie doch manchmal schwermüthig wurde und sich trübseligen Gedanken hingab. Es kamen diese oft über sie, wenn sie, wie heute, allein Haus hütete, weil alles auf dem Felde zu schaffen hatte und die Sommergäste sammt und sonders ausgeflogen waren.

Trübe, schuldvolle Tage zogen an ihren geistigen Augen vorüber, Tage, die berufen schienen, ihr den Himmel zu geben, weil sie durch die erste Liebe verherrlicht und erhellt wurden, die ihr Herz gekannt, die gleichwohl aber nur Schande brachten, Verzweiflung und bittere Enttäuschung. Wie hatte jener Mann, der in seiner Stellung als angehender Kaufmann Kredit und Ansehen genoß, mit seiner sanften Rede und seinen bündigen Versprechungen ihren Sinn bethört, ihre Tugend betrogen, Kredit und Ansehen mißbraucht, um schließlich zu verschwinden. Die strafende Gerechtigkeit haschte vergeblich nach dem Betrüger,

doch die Hand Gottes mußte ihn wohl noch zu fassen wissen, das Gewissen mußte ihm doch täglich die Schuld zurufen, ein Herz hintergangen zu haben, das so sehr an ihm gehangen, ein Geschöpf in die tiefste Erniedrigung gestoßen zu haben, das so jung, so unerfahren und so unschuldig war.

So sann die Wirthin und die Thränen standen in ihren Augen, die flehend an dem rauchgeschwärzten Christusbilde hiengen, das mit Türkenkolben und Aehrenbüscheln in der Ecke über dem runden Stammtische hieng. „Hilf, mein Jesus hilf!" jammerte sie, denn ein Moment ihres Lebens grinste sie unerbittlich an, der schrecklichste Moment, da sie fast zur Verbrecherin geworden war, aus Schamgefühl und Verzweiflung. Niemand wußte darum, als ihr eigenes Gewissen, das sich nicht durch die Gegenreden, deren sie viele, viele hatte, beschwichtigen ließ; niemand hielt sie für fähig, böses zu thun, denn sie hatte weder vor, noch nach diesem einen Male böses gethan. Oder doch? Hatte sie nicht den Mann getäuscht, dem sie vor dem Altare zugeschworen? Hatte sie ihm nicht verschwiegen, welch ein schwarzer Fleck ihre Seele verunziere und ihr Herz belaste? „Hilf, Himmel, hilf!"

Schritte im Hausgange schreckten sie auf; sie trocknete die Thränen von Augen und Wangen, da trat schon ein Mann herein in verlottertem städtischen Anzuge.

Der sah sie mit den halbscheuen, wenig vertraueneinflößenden Blicken an und die Wirthin blieb wie erstarrt und voll Entsetzen vor dem Manne stehen.

„Agnes, treff' ich Dich endlich!" sagte er und ein tückisches Lächeln flog um seine Züge.

„Du! und just gerade in dieser Stunde, da ich mit bitterer Reue an die Vergangenheit gedacht hab'."

„Ah, Du denkst also noch an mich?" rief er aufgemuntert und ohne zu bemerken, welchen Ekel ihr seine Worte einflößten, fuhr er mit dem Phlegma der Vagabunden fort: „Auf Ehre, es gab Zeiten, wo ich auch an die Philistertage in Schwaz und an Dich dachte, drüben über dem Ocean, im freien Amerika! Ha, war dort ein Leben! Ich habe Tausende gewonnen, aber auch alles wieder verloren. Pech, nur Pech! Die Sehnsucht nach dem alten Welttheile drängte mich und die Sehnsucht nach Dir natürlich, so kam ich nach Tirol. Nach Schwaz wollt' ich nicht gehen, möglicherweise haben die dort die lumpigen paar tausend Gulden noch nicht verschmerzt, die ich als Reisegeld mitgenommen, — ich erkundigte mich in Brixlegg nach Dir und eine Magd beim Judenwirth gab mir Deine Adresse. Da bin ich also."

Er setzte sich gemächlich. „Nun, und Du hast mich also auch nicht vergessen? schön von Dir, so wirst Du mir gestatten, einige Zeit Dein Gast zu sein."

Die Wirthin hatte sich von der ersten Erregung, welche das unvermuthete Erscheinen des Jugendgeliebten, dessen Liebe ihr aber so sehr verhängnißvoll geworden war, schnell erholt und das, was er als erste Worte zu ihr gesprochen, hatte nicht wenig dazu beigetragen, daß sie ebenso schnell entschlossen war.

„Thut mir leid, es ist kein Platz frei im ganzen Hause,“ sagte sie kalt.

„Unmöglich! Und wenn, so wird sich einer frei machen lassen.“

„Geht nicht, zudem will mein Mann immer genau wissen, wen er im Hause hat.“

„O ho!“ lachte der Fremde und zog ein ziemlich abgegriffenes Büchlein aus der Tasche, „da lies, ich bin der Hausierer Georg Weber aus Finkenberg im Zillerthal, es steht schwarz auf weiß da und das amtliche Siegel ist auch dabei.“

Agnes sah ihn von der Seite mit steigendem Mißmuth an. Er aber fuhr gleichmüthig fort: „Das Patent hier habe ich ehrlich erworben, hab' mit dem ehemaligen Inhaber, der die alte Welt und das Herumahasvern mit allerlei Kram satt bekommen hatte, getauscht und ihm meine amerikanischen Referenzen dafür überlassen. Ihm ist gedient, mir auch — Du weißt warum. Der Knollenwirth wird also nichts dagegen haben.“

„O doch, er würde den nächsten Gendarm, der heute zukehrt, auf Sie aufmerksam machen, Herr Lederer.“

„Bst! Der Name soll nicht genannt werden.“

„Ich kann nicht anders, ich werde mich immer verreden. Zudem, Herr Lederer, wissen Sie, daß mein Mann den Georg Weber persönlich sehr gut kannte und Geschäfte mit ihm machte?“

Jetzt sprang der Fremde auf: „Verdammt, ist das wahr?“

„Pure Wahrheit, Herr Led —“. Die Wirthin stockte,

sie sah jetzt, wie betrübt der Mann plötzlich war. Doch traute sie ihm nicht.

„Agnes,“ sagte er, indem er sich erhob und wie bittend vor ihr stand, „denk’ an die alten Zeiten zurück und um unserer damaligen Liebe willen gewähre mir eine Unterstützung. Wir waren ja doch glücklich und wir wären heute beneidenswerthe Eheleute, wenn das Schicksal—“

„Das Schicksal! geben Sie dem keine Schuld, Ihre Liederlichkeit war’s, die Sie zu Grunde richtete und Ihre Schlechtigkeit bracht’ es, daß Sie nicht nur Ihre Verpflichtungen gegen mich nicht einhielten, sondern auch andere, die Ihnen Vertrauen schenkten, schändlich betrogen und es dahin brachten, daß man Sie heute noch ins Zuchthaus steckt, sobald man Ihrer habhaft wird. Uebrigens da haben Sie ein Paar Gulden, kommen Sie aber nicht mehr unter meine Augen. Mein Mann weiß alles, er würde Sie nicht schonen.“

Die resolute Sprache hatte seine Frechheit besiegt. Seine Voraussetzung, das gläubige, opferfähige Geschöpf wiederzufinden, das er ausbeuten konnte, hatte ihn betrogen. Der Ernst des Lebens hatte Agnes gestählt und gerade er, der Mann, der nicht wußte, in welchem Elende er damals die Geliebte zurückgelassen, hatte am meisten dazu beigetragen, ihr Herz dem vorzeitigen Mitleide zu verschließen.

Er gieng. Die Wirthin aber sann noch lange trübsinnig nach und eine tiefe Beunruhigung überkam sie, es war ihr, als müsse sie dem Mann, den sie vor langen Jahren geliebt, nach, um — ein Unheil zu verhüten.

VI.

Der seelische Zustand des Klaus war in den ersten Tagen nach dem Vorfalle beim Judenwirth kein behaglicher gewesen. Der Gedanke an die Rauferei mit dem Peterl beunruhigte ihn und peinigende Bilder umgaukelten ihn bei Tag und Nacht. Das Bild seines Vaters, der bei allen im Dorfe, im Thale, ja weithin im Lande so hoch in Ehren gestanden, sah ihn vorwurfsvoll an, es war ihm, als hätte er einen Makel darauf geworfen mit seinem Verhalten.

War er damit nicht in das alttraditionelle Buemthum verfallen, das seine Freude daran hatte, sich windelweich zu hauen und mit Gewaltthaten sich ein Ansehen zu schaffen, in jenes Hagmoarenthum, dem der alte Landrichter Schiestl mit dem Haslinger zu Leibe gegangen und das er auch besiegt hatte, bis nach seinem Tode einige kulturfeindliche Geister auftauchten, die den Erfolg wieder zu Schanden machten. Gehörte nicht auch er zu diesen? Klaus schämte sich recht herzlich und er hätte es um keinen Preis vermocht, seiner Mutter, der Grundbäurin, geschweige der Regerl, etwas von den Ereignissen bei der Tanzmusik zu sagen. Bei allem ärgerte es ihn aber doch wieder, daß diese auch ganz und gar nicht begierig schien, etwas davon zu erfahren. Und sie hatte ihn doch mit der Nani fortgehen sehen?

Doch diese Kaltsinnigkeit war ja ein Theil ihres

Wesens; theilnehmend in allem, was das Haus und die alte Bäurin angieng, mitfühlend, wenn einem ihrer Mitbediensteten, unter deren Reihe sie sich selbst immer stellte und zählte, etwas Unangenehmes passirt war, gab sie sich doch stets den Anschein großer Zurückhaltung ihm gegenüber. War dies Gleichgiltigkeit? Warum war sie früher so ganz anders gewesen? Ach, wie hatte sie ihm ihre Liebe bezeugt, da sie jünger gewesen, wie sehr hatte sie ihn vor allen bevorzugt! Und weßhalb that sie nun so zurückgezogen? Er bemerkte wohl, wie ihr sinniges Auge oftmals auf ihm ruhte, wenn sie sich unbemerkt glaubte. Warum nur dann?

So kreisten die Fragen in seinem Gehirn herum und da er ein guter, aber wankelmüthiger Mensch war, kam er mit der Beantwortung nie zu Ende. Hätte er sich nur bemüht, die Regerl genauer kennen zu lernen, wie sie dachte und fühlte und wie sie ihre Stellung im Hause auffaßte, es hätte, um die Erklärung ihres Thuns und Lassens zu finden, keines Kopfzerbrechens bedurft.

Eines Tages waren der alte Gidi und seine Tochter Nani in den Grundhof zum Heimgarten gekommen. Der Alte wollte schon längst einmal die kranke Nachbarin aufsuchen und er stieg deßhalb die Treppe hinauf. Als er in die Kammer trat, fand er Regerl, die der Bäurin aus einem Evangelienbuche vorlas und nun aufstand. Der Gidi setzte sich an das Bett und fieng an, von den alten Zeiten zu reden und von gewissen Plänen, die er und sein Freund, der selige Grundbauer, einstmals besprochen.

Sie betrafen ihre Kinder und die Vereinigung der beiden Güter in eine große Besitzung.

Die Regerl hatte still zugehört und dem Blick des alten Gidi, der wie zufällig an ihr hingeglitten, war es nicht sichtbar geworden, wie es krallenartig an ihr Herz schlug. Leise schritt sie der Thüre zu und hinaus auf den Söller. Lässig flog ihr Auge hin über die Fläche des Grundes und sie gewahrte doch nicht, wie ein hausierender Mann dem Grunde zuschritt, als er sie erblickte, Halt machte und heraufrief, ob sie nichts brauche zum Staate oder für die Wirthschaft.

Sie sah und hörte nicht, was um sie vorgieng, denn in ihrem Kopfe wirbelte es und ihr Herz wurde schwer und schwerer. Sie dachte an Klaus und unfreiwillig folgte sie einem innern Drängen, so daß sie über die Stiege hinabschritt, der untern Stube zu. Dort schäckerten Klaus und Nani miteinander und der Hausierer hatte seinen Pack auf den Tisch gestellt und Tücher und Bänder ausgebreitet.

„Da sollt' sich die Jungfer ein Brautgewand aussuchen, sind echte und haltbare Seidenstoffe, garantir' für die Güte," sagte der Mann, indem er das Paar lächelnd und aufmunternd musterte.

„Ja," lachte die Nani, „habt gut reden, wer sollt's denn kaufen?"

„Wer anders, als der junge Bauer da. Paßt gut zusammen Ihr Zwei."

Die Nani erröthete und ein vielsagender Blick traf

den Klaus, der seinerseits meinte: „Bist mir nicht feil um ein schöns Gewandl, wenn nur der Pimbacher nichts dagegen hat.“

„Red' nicht so. Der Vater hat ihn augenblicklich gehn lassen damals, weißt schon; er ist schon länger nimmer bei uns.“

Nani schmollte.

„Nun so sei fein,“ sagte Klaus treuherzig, „und such' Dir was und das schönste Tüchl dazu.“

Regerl hatte durch das Fensterchen in der Stubenthür alles mit angesehen und alles gehört. Wie gebannt war sie gestanden, bis ein Seufzer sich aus ihrer Brust rang, daß sie selbst erschrak.

Jetzt lief sie davon, hinaus ins Freie, denn da herinnen war es schwül und bange, fremd und traurig.

Als sie wieder ins Haus trat, fand sie die untere Stube verlassen, nur der Pack des Hausierers stand auf der Ofenbank. Der Mann war mit Klaus und Nani zur Bäurin hinaufgegangen, wahrscheinlich um auch ihr seine Herrlichkeiten zu zeigen, oder um auch ihr Urtheil darüber zu hören, was die Nani sich zum Brautstaat auswählen sollte. Ja, ja, so mußte es sein.

Die Regerl trocknete die letzte Thräne aus dem Auge, dann schlich sie in ihr Kämmerlein hinauf. Mit einer seltsamen Hast raffte sie ihre Kleider zusammen, die sie in ein Tüchl zusammenband. Es dämmerte schon, als sie die Hausflur flüchtig überschritt. Noch einmal sah

sie im Raume herum, dann zog sie das Kopftuch tiefer über die Augen herab und huschte zur Thüre hinaus.

Sie hatte sich vollkommen unbemerkt geglaubt, sie war es aber nicht gewesen. Der Hausierer war mittlerweile herabgekommen, um aus seinem Packe Gegenstände zu holen, die er oben zeigen wollte. Der hatte sie gesehen und ihr Benehmen war ihm aufgefallen. „Das ist dieselbe Dirn," sagte er zu sich, „die bei meiner Ankunft auf dem Söller gestanden. Ein merkwürdiges Ding, bei dem nicht alles richtig sein muß. Könnt' den Umstand nützen und ein Stück Geld herausschlagen. Hilf, was helfen mag; wenn ich nur wieder so viel hab', daß ich hinüber kann übers große Wasser. Dahier brennt es mir unter den Sohlen, denn ich bin immer nicht sicher, ob man mir heut' oder morgen auf den Schlich kommt mit dem falschen Paß."

Als er oben wieder ankam, stellte er sich etwas mürrisch. „Ich versteh' nicht, was es ist, ich find' ein Packet mit schweren Seidentüchln nicht, das ich Euch zeigen wollt'; wird schon die Dunkelheit machen. Nun wir werden dann später schauen, wenn Licht ist. Behaltet mich ja wohl über Nacht, nicht wahr? Schön, vergelt's Gott tausend Mal, seid gute Leut', will Euch auch billig halten.

„Gut, so bringt mir morgen von den schönsten Tüchln und Schürzen, die Ihr habt, herauf, ich will für mein Regerl das Beste haben, sie hat's wohl verdient. Will ihr's nie vergessen, ihre Lieb' und treue Pfleg';" so schloß die alte Grundbäurin für heute das Geschäft. — —

In der untern Stube hatte sich das Gesinde zusammengefunden. Der Hausierer kramte an seinem Waarenpacke herum und that, als suche er eifrig. Mittlerweile hatte die Bäurin nach dem Regerl verlangt, man suchte sie und fand sie nicht. Eine Dirn war in ihre Kammer gekommen und hatte die Entdeckung gemacht, daß auch die Kleider der Regerl nicht da wären. „Sie ist fort!" Unbegreiflich schien's und doch, es konnte nicht anders sein, alles deutete darauf hin, daß sie heimlich auf und davon sei.

War das ein Reden und Muthmaßen! Regerl davongelaufen, Regerl, die wie eine Tochter vom Hause gehalten wurde. Weßhalb nur solch ein verzweifeltes Beginnen!

„Er ist fort, wahrhaft weg!" rief der Hausierer.

„Wer, er?"

„Der ganze Pack Seidentücheln. Nicht Laub und Staub ist mehr davon zu sehen. Schaut nur selbst."

Da war's still geworden in der Stube, recht sonderbar still, bis der Oberknecht grimmig aufstund, mit seiner nervigen Faust in den Tisch hämmerte, daß es nur so dröhnte.

„Ich rath' Euch Mann, hütet Euer Maul. Der Teufel weiß, wo Ihr Eure Fetzen verkeit (verloren) habt, hier in diesem Haus hat sie sicher niemand angerührt. Und wenn Ihr ein Gelüst habt, unser Regerl zu zeihen, oder nur einen Schatten auf sie zu werfen, dann habt Ihr's mit mir zu thun, merkt Euch das. Die Regerl ist ein braves Leut', ist unter unseren Augen aufgewachsen

und man weiß, was man von ihr zu halten hat, eine Sach', die man nicht von jedem weiß, der seinen Kram durchs Land tragt."

„Ich beschuldig kein Regerl, ich kenn' keins, ich weiß nur, was mir passirt ist und was mir fehlt und das trau' ich mir auch anderswo zu sagen." Der Hausierer nahm seinen Pack auf die Schulter und gieng. Klaus, der gekommen war und die Reden gehört hatte, zog ihn im Flur draußen beiseite und sagte:

„Hausierer, mögt Ihr schlimmes im Schilde führen, ich rath' Euch, davon abzulassen, im Grundhof sind nur ehrliche Leute. Uebrigens will ich, daß Ihr über acht Tagen wieder herkommt, sollt' sich bis dahin das Vermißte nicht gefunden haben, dürft Ihr keinen Schaden leiden und es wird sich finden, wer schuldig ist, denselben zu tragen."

Der Mann schaute zweifelhaft auf den Grundbauern hin. Wollte der ihm etwa eine Schlinge legen? Denn das schuldvolle Gewissen pochte in ihm, seit er sah, daß sein Kniff bei diesen einfachen Leuten doch nicht ganz recht angewendet war. So gab er einfach zu, über die Woche zuzusprechen und näheren Aufschluß zu geben oder zu empfangen.

Nur die Nani hatte bei der unerquicklichen Scene die Achseln gezuckt, um ihre Zweifel auszudrücken; sie hatte es nicht gewagt, die Regerl zu verdächtigen, aber, man sah es allgemein, sie wollte ihr auch nicht die Ehre lassen, wie die Hausleute im Grundhofe dies laut und unumwunden thaten.

„Was läuft sie weg? Und ist's nicht seltsam, daß gerade zugleich mit ihr die Seidentücheln verschwunden sind?" so warf sie beiläufig hin und die Worte wirkten auf Klaus und den Oberknecht. Beide wurden über die Sprecherin sehr erbost. Jenem besonders gieng es auf, wie sehr er Regerl vermisse, die der gute Genius des Grundhofes war. Den Abend und die Nacht über schwebte sie ihm vor und er fühlte es wie nie zuvor, es wäre um und aus, wenn die Regerl nicht wiederkäme. Warum sie gegangen war? Die Frage preßte ihm Herz und Kehle zusammen, es schien ihm doch, als sei er selbst die Schuld. Hatte er es nicht gewahren müssen, was ihm doch die zeitweiligen Bemerkungen der Dienstboten und die Sticheleien der boshaften Nani offen genug sagten: daß das Mädl ihm inniger zugethan war, als er glauben wollte, daß ihre Zurückhaltung eine Ursache seines eigenen Verhaltens und seines Umganges mit der Nachbars Nani war. Und, hatte er nicht ein stilles betrübtes Angesicht gewahrt, das durch die Scheibe in der Stubenthüre blickte, am Nachmittage, als er mit der Nani von einem Brautkleid sprach, scherzend sprach, denn ihr ein solches zu kaufen, hätte er sich trotz allem und allem doch wieder nicht entschließen können. Wo war nun Regerl, wen kannte sie, bei dem sie Zuflucht gesucht? Niemanden als die Alpacher Wirthin; da hinein wollte Klaus am nächsten Morgen und die alte Bäurin trieb ihn auch an, dies zu thun und nicht ohne Regerl heimzukehren.

VII.

In Alpach lag die Regerl in den Armen der Agnes und beide weinten vor Freude und Rührung. Sie hatten den Schleier gelüftet, der ihre Vergangenheit verhüllte und der Bitternisse gedacht, deren Quelle die Ereignisse jener Tage waren und deren Kelch noch immer nicht vorübergegangen.

Regerl hatte ihr geheimes Herzeleid erschlossen und es war das Klagelied der erfahrenen Frau sogleich verständlich gewesen; es war das alte Lied zurückgesetzter, verkannter Liebe. Darauf hatte Agnes gesprochen von Jugend und erster Lieb', von grausamer Enttäuschung und bitteren Nothlagen; Bekenntniß um Bekenntniß war aus dem Schacht ihres übervollen Herzens hervorgebrochen, verhaltener Jammer und verhaltene Liebe quollen nun über und die arme, elternlose Regerl, der Findling aus dem Grundwalde, hatte, ehe eine Stunde seit ihrer Ankunft in Alpach vergangen war, eine — Mutter gefunden.

An der Brust der Mutter, die sich wieder zurückversenkte in jene entsetzensvolle Stunde, erklärte sich dem Regerl das Räthsel ihrer Herkunft und ihres elternlosen Seins, das sie in trüben Stunden oftmals wie einen schweren Vorwurf gegen die ungekannte Mutter geschleudert. Da erfuhr sie, mit welch' unendlich schmerzlichen Gefühlen diese damals ihr Kind an den Rand des Weges gelegt, rechnend darauf, daß einer der beiden reichen Bauern im

Grunde sich seiner erbarme, und wie die arme Mutter dem Klaus nachgeschlichen, als er die Regerl emporgehoben, um zu sehen, in welchem der Höfe und wie es aufgenommen würde. Gelobt sei Gott, der es so gefügt, das Kind hätte in keine besseren Hände gerathen können. Sie selbst hatte das winzige Geschöpf bald nach dessen Geburt bei einer verwandten Alten angeblich sehr sicher untergebracht gehabt. Da suchte sie es eines Tages, als sie gerade beim Judenwirthe eintreten sollte, auf und fand zu ihrem nicht geringen Schrecken die alte Person sterbend, das Kind fürchterlich vernachlässigt, so daß sie wohl oder übel gezwungen war, es mit sich fortzunehmen. Wo sie nun anklopfte, um es unterzubringen, gegen Geld und gute Worte, überall wies man sie ab, man wollte von einem fremden Kinde nichts wissen. Sie selbst gerieth dadurch in die peinlichste Verlegenheit: ihre neue Dienstgeberin durfte gar nicht wissen, die Welt durfte nichts ahnen davon, was in ihrer Vergangenheit an ungesühnter Schuld lag. Man würde ihr ja alle Achtung versagt, ihr selbst die Berechtigung, in einem achtbaren Wirthshause die Gäste bedienen zu dürfen, abgesprochen haben. Und an der Achtung der Menschen lag ihr doch so sehr. Daher auch die Angst, die ihr so den Blick bannte, wenn Gäste ankamen, und die ihr die Kehle zusammenschnürte, wenn von Dingen die Rede gieng, die in jenen Tagen wurzelten, da auch der Tempelbau aller ihrer Hoffnungen und Erwartungen zusammengestürzt, da ihr Geliebter sie und seine Gläubiger betrogen und mit Schmach und Schande

beladen, verfolgt von den Verwünschungen armer um ihre Sparpfennige Bestohlener, flüchtig geworden war.

Ihr war es anfangs gewesen, als sähe man sie für die Helfershelferin des Verbrechers an, als müßte man mit Fingern auf sie weisen, aber es war dem nicht so. Der Mann hatte von seiner Liebe zu dem armen, niedern Mädchen der Welt gegenüber geschwiegen und niemand dachte also ihrer, wenn des Flüchtigen Erwähnung geschah.

In den späteren Tagen ihrer Ehe hatte sie kein Hehl ihrer Schuld vor dem biedern Manne, der sich sogar erbot, das Regerl in sein Haus zu nehmen. Es geschah dies nicht, weil die Mutter selbst es aus mancherlei Erwägungen nicht zugab. War das Mädchen doch gut aufgehoben, an der alten Grundbäurin hatte sie einen wahrhaften Ersatz für eine Mutter, nichts gieng ihr ab. Dann — Agnes gestand es sich im Geheimen: es würde der Schritt doch Aufsehen gemacht, Erklärungen und Entschuldigungen erfordert haben; jeder Einzelne würde sich ihr gegenüber zum Großinquisitor aufgeworfen haben, die Männer würden über sie die Achseln gezuckt, die Weiber sie unbarmherzig verdammt haben; bei jedem Herd, bei jedem Heimgarten, in jeder Brechelhütte würde ihr Urtheil gesprochen worden sein. Nein, es gieng nicht, es konnte ja noch vermieden werden, bis durch die Umstände selbst Mutter und Tochter zusammengeführt würden.

Und so hatte es sich nun gefügt. Als Klaus am selbigen Mittag in Alpach eintraf und er der Wirthin, die ihn an der Schwelle des Hauses begrüßt hatte, des

Langen und Breiten von den letzten Vorfällen im Grundhofe erzählte und seine Rede damit schloß, ohne dem Regerl könnt' seine Mutter nicht leben und er selbst auch nicht leicht; und als er von dem Verdachte geredet, den der fremde Hausierer ausgesprochen, dem aber weder eines seiner Leute, noch er selbst den mindesten Glauben beimesse, da erschien vor ihm plötzlich das sanfternste, erröthende Antlitz der Gesuchten, die ihm die Hand reichte und ihm mit leisen, tiefbewegten Worten für sein Zutrauen dankte und für die viele Lieb', die man ihr immer erwiesen und die sie fast nicht mehr zu verdienen glaube.

Aber sie habe nicht anders gekonnt, es sei so eine Stimme in ihr laut geworden, die habe ihr gerathen, auf und davon zu rennen aus dem alten lieben Grundhofe, weil sie dort doch schon einer im Wege war, oder gar zweien und es ihr zuwider gewesen, zu wissen, daß sie, nur sie allein, den Beiden vor der Sonne stand.

Drauf hatte der junge Mann gestanden, wie sehr er in den letzten Zeiten einsehen gelernt, was seine Mutter längst erkannt, aber in ihrer zurückhaltenden Weise nur nicht nachdrücklich betont hatte, daß die Nani nicht für ihn passe, daß ihr Wesen ihn anwidere und dann, daß er viel aus übelangebrachter Neckerei gethan, weil es ihn gleichsam gefreut habe, wenn Regerl in Aufruhr gerieth, weil er dabei eigentlich die Symptome ihrer Liebe zu ihm gesehen habe.

Viel wurde geredet zwischen den Dreien von der Vergangenheit und dann, als der Wirth ebenfalls herbeikam,

nicht weniger von der Zukunft. „Ich werd' sie öffentlich als meine Tochter anerkennen und sie wird künftig einen Namen haben und dem keine Schand' machen," sagte der biedere Mann. Dabei sah Klaus auf Regerl hin und reichte ihr seine Rechte zu: „Nicht wahr, Du wirst ihn aber doch nicht lang behalten, sondern ihn mit dem meinen vertauschen. Weißt, die Mutter hat mir aufgetragen, nicht ohne Dich heim zu kommen und mir g'schieht auch am besten dabei." Diese weinte und lachte und schlug kräftig ein, denn sie meinte ja selbst im Geheimen, auch ihr geschähe nicht übel, wenn sie Grundbäurin würde.

— — Diesmal kam der Klaus allein heim, aber sie lasen es ihm vom strahlenden Gesichte ab, die Regerl würde schon nachkommen, wenn es Zeit wäre. Und es lag in der Luft, oder wie es kam: man sagte allgemein, es würde nicht so lange dauern, um Ostern sollt's losgehen. Nur die Nani hielt das für Geschwätz und war dafür eifrig beflissen, an die dunkle Geschichte zu erinnern, von dem Hausierer seinen Tüchln und was da noch herauskommen thät. Wirklich war die Sache peinlich für alle, und alle sahen dem Tage nicht mit Bangen, doch mit Unlust entgegen, da die Frage wieder zur Sprache und zum Austrag kommen sollte. Man hielt den fremden Händler für einen Hallunken, nichtsdestoweniger fühlten Knecht und Dirn, daß es ihm bei der Lage der Dinge gelingen konnte, einen Makel auf Regerl zu werfen. Soviel hatte die Gidi-Nani schon herumgeredet und gemuthmaßt, daß es selbst diesen braven Menschen leid um Regerl

wurde. Was wußten sie davon, was das Mädl aus dem Grundhofe hinaus getrieben hatte?

Endlich waren die acht Tage verflossen, der Hausierer hatte sich eingestellt und den Klaus gefragt, ob er ihm heute zu seiner Sache verhelfen wollte, was dieser stumm bejahte. Drauf saßen sie alle, die Knechte und Dirnen und die Gidi-Nani darunter, in der großen, ebenerdigen Stube beisammen. Der Oberkecht sah mit Mißbehagen auf den Hausierer hin, dem er seinen stinkenden Knaster ins Gesicht blies. Eine mächtige Schüssel voll dampfender Erdäpfel in der „Montur" wurde aufgetragen und alle begannen zuzulangen.

Da that sich die Thüre auf und die Alpacher Wirthin trat herein. Ihr erster Blick fiel auf den Hausierer. „Ah, der ist's," sagte sie und eine verdächtige Röthe flog über ihr Gesicht. Hinter der Wirthin erschien die Regerl.

Ein ganzer Tumult war nun los, denn die Dirnen und Knechte fuhren auf und jeder wollte dem Mädchen die Hand drücken. Während dessen stand die Wirthin bei dem fremden Händler und sagte: „Die ist's, Herr Lederer, die durch ein Schelmenstück ihren ehrlichen Namen verlieren soll, sie ist meine Tochter und geboren zu Schwaz in dem Jahre, da ihr Vater unehrlich geworden ist. Verstehen Sie, Herr Lederer? Heute will der sie zur Diebin machen und ins Unglück stürzen, wie vor Jahren ihre Mutter. Er soll sich aber hüten und wenn er nur ein Wort verlautet von seiner Stellung zu ihr und zu mir, ist er geliefert. Das ist die gerechte Strafe für ihn. Das wollt' ich Ihnen sagen, Herr Lederer." Der Mann saß wie das böse Ge-

wissen vor ihr und starrte mit umflorten Augen auf die Regerl hin, die so froh und unbefangen im Kreise ihrer Genossen stand, von allen willkommen geheißen, nur von der Nani nicht, die jetzt mit erheuchelter Unbefangenheit in den Kreis rief: „Wart' nur ein bißl, Du Schelmin Du, jetzt kommt das Gericht über Dich, wo ist der Ankläger, Hausierer kommt her und tragt Eure Sach' vor." Stille wurde es da und der Hausierer stand auf und stammelte: „'s ist nichts, ein Irrthum, ich hab' mich besonnen, die Tüchln sind — sind schon da. Ich bitt' ab, es war — ich hab' mich damals nicht erinnert."

„Gelogen hast Lump!" schrie der Oberknecht, „gesteh's nur ein, profitiren hast wollen von den Umständen, daß man's nicht wüßt!"

„Auf das Mädl da fällt keine Schuld, ich bekenn's freiwillig und ohne Umständ'," bekräftigte der Hausierer, indem er sich der Thüre zu drückte.

„Das geht doch nicht ganz recht zu," meinte die Nani ärgerlich.

„Alles geht recht zu," trat jetzt Klaus ein, „der Mann hätt' sich nicht zu scheuen, wenn er im Recht wär' und die Regerl braucht keine Tüchln zu stehlen, sie hätt's früher haben können und soll's in Zukunft haben, denn meiner Seel' und Gott, sie wird doch mein Weib."

Der Hausierer war längst zur Thüre hinaus, da tönte ihm das Hurrah nach, das sie der künftigen Grundbäurin zubrachten.

Drinnen aber war der Oberknecht aufgestanden und

hatte der Nani, als sie eben zu den Worten des Klaus ein böses Lachen ausgestoßen, einen der siedheißen Erdäpfel grimmig um das Gesicht gerieben, daß sie laut aufschrie vor Schmerz. „Hab's ja schon gesagt, Dir werd' ich noch das Brautgesicht einreiben, daß Du dran denkst, an Deine Bosheit und Deinen Dünkel," keuchte er. — — —

Am Osterdienstag haben sie Hochzeit gehabt, der Klaus und die Regerl. Sie war recht hübsch gewesen mit dem Kranz in den Haaren. Beim Hochzeitsmahl war es hoch hergegangen im Judenwirthshause und Jung und Alt hatte den beiden die Ehr' angethan und ihnen Geschenke überreicht. Sogar der alte Werlbauer war mit seiner Alten gekommen und der Knollenwirth war mit seiner Wirthin und der alten Grundbäurin zunächst neben den Brautleuten gesessen.

Nur die Gidi-Nani hatte gefehlt, ihre Wange war mit einer schwarzen Kruste bedeckt, in Folge des „Brautgesichteinreibens," das der alte Oberknecht unternommen.

Aber am Abend desselbigen Hochzeitstages geschah ihr doch noch was tröstliches. Unter ihrem Fensterl sang der Pimbacher Peterl:

Dirndl Du liebest mi,
Wenn D' mi mögst, kriegest mi,
Wenn D' mi treu liebst,
Kannst mi hab'n, wenn D' mi kriegst.

Nach einigen Wochen, da ihre Wange heil geworden, hat sie ihn auch gekriegt, aber — der Pimbacher Peterl singt seit der Zeit keine Liedln mehr.

Der zweifarbig' Wastl.

Man hat es allzeit in ganz Ober- und Unter-Kramsach gesagt und mit allem Grund: der Biber Wastl ist ein spassiger Ding gewesen, so lang als die Gedanken zurückreichen, und er ists geblieben bis an sein Ende. Die Art, wie er sich kleidete, die war schon aus der Weise und es blieb darum gewiß verzeihlich, wenn wir jedesmal, so oft wir in der Gegend, wo sein Haus stand, herumschlingelten, die uns bereits schon bekannten Astlöcher und Spalten im hohen Bretterzaune aufsuchten, um in das streng abgeschlossene Reich zu gucken, in dem der Wastl König war.

Da drinnen glänzte alles in Sauberkeit und in schönster Ordnung, selbst die Natur schien dem Winke des Wastl zu gehorchen, denn sein Anger brachte den üppigsten Graswuchs und beim Anblick der Birnen und Aepfel im Bibergute wässerten uns Buben die Zähne. Da es in unserem knabenhaften Wirkungskreise stand, alle die eßbaren landwirthschaftlichen Erzeugnisse der Bauern rings im Dorfe

auf ihre Güte und Schmackhaftigkeit zu erproben, hätten wir sicherlich der Versuchung nicht lange widerstanden, auch die verlockenden Aepfel aus dem Paradiese des Biber-Wastl zu verkosten, wenn uns nicht eine ganz besondere Scheu abgehalten hätte, den Stein emporzuschleudern, der schon weidlich in unseren Händen brannte.

Die seltsame Enthaltsamkeit, die wir uns in diesem Falle auferlegten, hatte eigentlich in der weisen Vorsorge für die Heilhaltung unserer Gliedmaßen ihren wohlerwogenen Grund. Denn wir wußten, daß der Wastl immer daheim war, und wir trauten ihm nicht recht. Nicht umsonst hatten wir in den Heimgartabenden erzählen gehört von Hexen und Hexenmeistern und wie sie es verstünden, Diebe zu bannen und sogar mittelst geheimer Zaubersprüche, so ihnen der Ganggerl selbst gelernt hat, „Diebe bringen zu machen.“ Nicht etwa, daß wir uns für derlei gehalten hätten, Gott bewahre, die paar Aepfel machten einen Bauern nicht ärmer und nicht feister, zudem hätte jeder uns Obst gegeben, wenn wir ihn darum baten, es war also nur der kleine Umstand, daß wir uns gerne selbst holten, was uns im Grunde genommen doch schon gehörte, sobald wir nur bettelten. Das Betteln aber ist nicht schicklich und viel feiner blieb es doch immer, sich die Marende im Anger des Nachbars, von dem alles besser mundete, als was von zu Hause kam, ohneweiters gleich ungefragt zu holen und zwar zu einer Zeit, wo uns niemand störte. Wir wählten diese Stunden natürlich nur, damit der Nachbar in keine unnütze Aufregung geriethe.

Denn ja, wie leicht hätte er sich gar beschämt finden können darüber, daß er unsere Blicke, mit denen wir die Zartheit seiner Früchte gepriesen, nicht sogleich verstanden und es unterlassen hatte, uns einzuladen, einen Ast zu schütteln.

In das System unserer Philosophie paßte aber der Biber-Wastl nicht. Denn der war ein Querkopf und wenn wir auch nie gehört hatten, daß er ein Hexenmeister sei, zweifelten wir doch nicht, daß er etwas mehr könne, als andere Christenmenschen.

So kams also, daß die Aepfel und Birnen des Wastl bei der jährlichen großen Kost immer unserem unfehlbaren Urtheile entgiengen, aber das muß gesagt werden, durch seinen Bretterzaun geguckt haben wir immer höchst gewissenhaft, so oft wir des Weges waren. Der Wastl hat sich auch immer gezeigt drinnen im Anger in seiner komischen Tracht und wir haben dann vor Aerger gelacht und vernehmbar genug gerufen: „Seht's den zweifarbing' Wastl, den spassing Ding!“

Spassig war er auch wirklich gewesen, der Wastl in seinem langherabwallenden grauen Bart und mit dem hochrothen Prälatenkäppchen, das gerade groß genug war, um die Glatze fast vollständig zu bedecken. Und seine Tracht erst! U je! die mußte man nur sehen. Er trug im Hause Schwarz und Weiß, das heißt: seine Hose bestand aus einer schwarzen und einer weißen Röhre, die Jacke war auch in eine schwarze und weiße Hälfte getheilt, aber die Farbenordnung des Wastl wollte es, daß auf die schwarze

Hosenröhre die weiße Jackenhälfte, auf die weiße Röhre die schwarze Jackenhälfte niederfiel.

Gieng der Wastl in die Kirche oder auf den Markt, er war seinem Zweifarbensystem und der bezeichneten Vertheilung der beiden Farben immer treu. Nicht immer aber glänzte der zweifarbig' Wastl in ein und demselben Farbenspiele, dies wechselte je nach der Bedeutung der Tage. Am Kaisertage gieng er in Schwarz und Gelb und am Kirchweihfest in Roth und Weiß. An diesem besonders festlichen Tage hatte er dann überdies einen hohen spitzzulaufenden Unterinnthaler Hut aus der alten Zeit auf dem Kopfe, den eine rothweiße Schärpe umflatterte, wie ein Kirchtagfähnlein die Spitze des Kirchthurmes.

Es gab aber auch Tage, in denen der zweifarbig' Wastl grün und weiß angethan dahertänzelte. Er glich dann einem richtigen Papagei, nur der Ernst, welcher an solchen Tagen von seinem Antlitze leuchtete, auf das mehr als 60 Lebensjahre wie mit Keilschrift sich eingegraben, paßte nicht recht zur Komik dieses Anzuges. Die grünweißen Tage waren aber Wastls wichtigste Erinnerungstage, es waren die Gedenktage an die Schlachten der Tiroler im Jahre 1809.

Am 25. und 29. Mai jeden Jahres trug der Wastl seinen Stutzen ins Freie, ein altes Scheit mit rostigem Radschloß und einem gewaltigen Kolben. Sein Hut war an diesen beiden Tagen mit Alpenrosen und Edelweiß umkränzt und den Gupf überragte ein Doppel-Spielhahnstoß. Am Abend des 30. Mai kniete der wunderliche Mensch

in der Mariathaler Kirche vor dem Bilde der wunderthätigen Muttergottes und auf dem Altare lag der Kranz von seinem Hut als Opfergabe.

Wenn auch der Wastl seine „Dappen" hatte, wie die Leute sich ausdrückten, hatte doch alles, was er in seiner wunderlichen Weise that, seine Bedeutung. Ich erfuhr dies in späteren Jahren und theile es auch gerne mit.

Im Jahre 1809 war der Widerwille des Landvolkes von Tirol gegen die liberale bairische Regierung, die sich durch keinerlei Rücksichten von allerlei Neuerungen abhalten ließ, welche alle Traditionen der Tiroler plötzlich und rücksichtslos über den Haufen warfen, mit elementarer Gewalt losgebrochen. Das ist männiglich bekannt.

An selbigen Maitagen hat der Militärkommandant, General Deroy, ein kluger, alter Haudegen, die ersten Schläge von den Bauernschützen zugemessen erhalten und es mochte ihm nicht recht begehrenswerth vorkommen, sich und seine Truppen einer weiteren Tracht auszusetzen. Nach der Schlacht am 29. Mai machte er sich darum bei Nacht und Nebel auf und marschirte am linken Innufer flußabwärts. Auf jener Innseite gab es damals noch keine Straße und man kann sich denken, daß dies ein Rückzug gewesen, an den der edle General Zeit seines Lebens gedachte. Alle Brücken waren abgetragen, so daß es unmöglich war, ans andere Ufer und auf die Heerstraße zu gelangen. Als Führer gieng der etwa 6000 Mann betragenden Kolonne ein Unteroffizier Namens Taxberger, ein Tiroler, voran, deren es, da Baiern seit 1806 im

Lande Rekruten aushob, im bairischen Heere genug gab. Am frühen Morgen des 30. Mai zog man in aller Stille durch das Wäldchen, das auf die Brixlegger Brücke hinausmündete. Der General hoffte bei Brixlegg überzusetzen und es lag ihm daran, daß die Bevölkerung nicht vorzeitig allarmirt werde. Taxberger schaute darum scharf nach allen Seiten aus, es war ihm ja schon die Nachtüber mehrmals vorgekommen, als ob jemand vor ihm schreite, der einem Bauernburschen glich und einen Stutzen mit sich trug. Der Waldweg hatte ihn immer gehindert, dem Voranschreitenden näher aufs Zeug zu schauen und sich zu vergewissern, welcher Art die Absichten desselben seien.

Taxberger beschleunigte jetzt seinen Schritt; man war an den Ausgang des Waldes gekommen; da ragten die einzelnen Holzpfähle aus dem Inn auf, die früher die Brücke getragen hatten, jenseits waren die langen Fronten der festen Getreidemagazine des Bergamtes und es entgieng dem scharfen Auge des bairischen Soldaten nicht, daß da drüben eine Schaar bewaffneter Arbeiter kampire. Vor sich erblickte er jetzt seinen geheimnißvollen Vordermann, es war ein Schütze, der, da war kein Zweifel, in der Schlacht am Iselberge gestern mitgethan hatte. Taxberger rief ihn an, dieser aber riß den Stutzen von der Schulter: „Aha, ich merk' schon, ihr wollt' zum Loch hinaus, ohne daß man Zeit hätt', Euch Pfütgott zu sagen" lachte er. Im nächsten Augenblicke sollte der Schuß krachen und die Brixlegger Arbeiter und die Bauern der Umgebung aufmerksam machen; das Gewehr versagte aber.

Taxberger nützte die Gelegenheit und rannte auf den Burschen los, der stillstand und in demselben Augenblicke, da dieser die Worte sprach: „Jesses Tonl Du bist's!" fiel der Gewehrkolben Taxbergers auf den Kopf des Tirolers nieder. Da lag er, der stämmige Bursche, langausgestreckt und sein blutunterlaufenes Antlitz sah zum Morgenhimmel empor.

„Bei Gott, was hab' ich than, mein' Eid, der Biber-Wastl von Fachenthal," sagte der bairische Soldat betrübt vor sich hin. Dann blickte er, wie Hilfe suchend, rings umher. Er hörte im Wald das dumpfe Geräusch der marschirenden Kolonne, über'm Inn drüben sah er Gruppen von Männern, von denen einige mit den Fingern herüberwiesen, wie um die andern aufmerksam zu machen.

Taxberger hob nun den betäubten Wastl auf und schleppte ihn hinter eine dichte Wachholderstaude abseits des Weges, just gegenüber von einem Marterl, welches das Brustbild eines Mannes zeigte, der aus dem Wasser aufrecht hinausragte. Ueber dem Kopfe des Mannes hatte der Maler ein kleines schwarzes Kreuzlein angebracht, zum Zeichen, daß derselbe zu den Todten gehöre; am unteren Rande des Gemäldes stand: „Simon Biber, Kleinhäusler von Fachenthal, Gemeinde Kramsach, ertrank im Inn am 6. Juni 1805. Gott sey seiner Seel' gnädig und du Wanderer bet' ein Vaterunser." Taxberger warf einen Blick auf das Marterl, bekreuzte sich und schob eine der Betengrallen, die an einem Drahte unterm Bilde angebracht waren, zur Seite, was seine Absicht anzeigte, daß

er ein Paternoster für den Verunglückten, den er selbst gekannt hatte, beten werde. Jetzt aber war keine Zeit dazu. Vom Walde her sprengte ein Stabsoffizier, Major Günther, um die Gegend zu recognoszíren. Der wackere Mann war kaum bei Taxberger angekommen, hatte von diesem kaum vernommen, daß drüben in Brixlegg sich bewaffnete Landleute zeigten, als von jenseits des Flusses ein Schuß kam und der Major vom Pferde in des Soldaten Arme sank.

Deroy ist jenesmal weitergezogen auf dem unwegsamen Ufer, ist unter tausend Mühsalen über den Angerberg und die Erlenauen bei Kufstein hinaus ins Baierland. Immer war Taxberger als Wegweiser voraus und schweigsam suchte er die richtige Fährte. Nur einmal, als sie durch Kramsach zogen, hielt er vor einem unansehnlichen rauchgeschwärzten Köhlerhäuschen und pochte an das Fenster.

Ein graues, gutmüthig aussehendes Mütterchen erschien, das rief, als es den Soldaten erblickte, mit freudigem Erstaunen: „O du liebe Zeit, mein Sohn, mein Tonl, sag', wo kommst denn her und —"

Doch der machte eine abwehrende Bewegung: „'s ist nicht Zeit zum Plauschen, Mutter, ich will Euch nur sagen, drüben an der Brixlegger Bruck, beim Marterl, da ist eine große Kranebittstaud'n und dahinter liegt einer, der Eure Hilfe braucht. Schaut hinüber Mutter, Euch thut niemand was zu leid. Jetzt b'hüt Gott und grüßt mir, Ihr wißt schon wen!"

Er wandte sich und gieng und das Mutterl steckte den grauen Kopf zum Fensterl heraus und sah dem Sohne mit nassen Augen nach. Wer weiß, sie fühlte wohl die bange Frage im Herzen: ob wir uns wiedersehen im Leben?

— — Der Wastl war inzwischen in tiefer Betäubung dagelegen. Das Militär zog unfern achtlos vorüber. Endlich seufzte er tief und schlug die Augen auf. Vor ihm stand das alte Weiblein, das ihm freudig zunickte. Er fühlte Schmerz im Kopfe und langte darnach. Der Kopf war dicht verbunden. Nun wollte er sich erheben, doch es gieng nicht, die Kraft fehlte ihm.

„Laß nur sein," sagte die Alte, „wenn die Soldaten vorbei sind, kommen die Nachbarn und tragen Dich in Dein Häusl. Aber da trink, das ist guter Enzeler, der stärkt Dich."

Der Wastl nippte.

„Gelt, ist gut?" fuhr die Mutter Taxbergers fort, „glaub's auch, daß's Dir schmeckt, weißt, die Traudl vom Achterbauern schickt ihn Dir."

Ein freudiges Lächeln flog über die Züge des Verwundeten. „Von der Traudl? Vergelt's ihr Gott." Sein Haupt sank zurück, das Bewußtsein hatte ihn wieder verlassen.

Als er abermals zu seinen Sinnen kam, fand er sich im eigenen Bette. Er fragte nicht lange, wie dies zugegangen, er konnte sichs ja denken. Da er ganz allein in dem Häuschen wohnte, weil bald nach seines Vaters Verunglückung im Inn auch die Mutter gestorben war,

erschienen abwechselnd die alte Taxbergerin und zuweilen — allerdings heimlich vor ihrem Vater — die Achtertraudl.

Als er so weit hergestellt war, daß er sich halbwegs wieder selbst helfen konnte, blieb die Traudl aus und nur die Alte kam. Da fragte er eines Tages, ob die Traudl ganz auf ihn vergessen habe, weil sie sich nie mehr sehen ließe. Und die Antwort war: „Ja verstehst, es schickt sich doch nicht und die Leut' thäten bald reden. Du bist jetzt schon so weit, daß Du mit meiner Zuhilf' zufrieden sein kannst. Und dann, setzte sie mit einigem Zögern hinzu, hat der alte Achter schon etwas läuten gehört von ihren Gängen daher und ist fuchtsteufelswild geworden."

„So, so, ich kann mir's schon denken, der Achter ist allweil ein bißl obenaus und der Biber-Wastl ist sein Liebling nie gewesen; das stammt aber von Vaterszeiten her. Der hat sich um sein Stückl Acker gewehrt, selbigesmal wie der Achter bei nachtschlafender Zeit die Grenzsteine zurückgesetzt hat, und der alte Geizhals hat mit Schand' und Spott verlieren müssen. Nun, verwunden hat er's nie und dem Vater hat er's nachtragen bis über den traurigen Tod hinaus. Und jetzt komm' ich an die Reih', aber er soll's merken, ich bin auch nicht immer der Beste, ich hab' auch meine Dappen."

Und das hatte der Wastl in der That, er hatte seine „Dappen" und seine Wunderlichkeiten, die mit den Jahren und den Ereignissen, die sie brachten, immer auffälliger wurden, seit seinem Zusammentreffen mit dem Taxberger. — —

Zwei Monate waren verflossen, der Wastl war gesund geworden und hatte darüber nachgedacht, was die Traudl etwa von ihm hielte. Es fiel ihm ein, daß sie ihm den Enzeler geschickt, als er selbigesmal zerschunden im Kranebittstrauche gelegen; das that seinem Herzen so wohl. Warum aber wich sie ihm jetzt überall aus? Was hatten die Leute reden können? Wenn er die Traudl werben thät, wäre das so gar aus der Weise? Sein Gütl war klein, aber groß genug für zwei Leut' mit vier gesunden Armen. Wer weiß, mit Arbeit und Sparen ließ sich sogar was erhausen.

Der Wastl stand auf und zog seine Joppe an und setzte das Hütl keck aufs Ohr. So gieng er zum Haus hinaus. Vor dem Gatter des Achterbauern, der sein Nachbar war, besann er sich eine Sekunde, dann machte er eine trotzige Bewegung und schritt ins Haus hinein. In der Stube saß der Bauer allein, vor sich eine Schüssel mit saurer Milch, in die Brod gebrockt war. Der Bauer blickte kaum auf und löffelte ruhig weiter, daß ihm die Milch zu beiden Mundwinkeln herabrann.

„Nachbar, eine kleine Bitt',“ sagte der Wastl.

„Und was soll's sein?“ brummte der Bauer.

„Eure Traudl —“

„Ist ein dumm's Mensch,“ unterbrach ihn roh der Achter und schlug mit der Faust auf den eichenen Rundtisch.

„Und grad das möcht' ich,“ entgegnete der Wastl, „gebt sie mir.“

Der Bauer erhob sich, er warf den Löffel auf den

Tisch und seine Fäuste ballten sich zusammen. Dann lachte er krampfhaft und mit heiserem Tone: „Hihihi, schau mal den Kleinhäusler an, der braucht eine Dirne und möcht' gleich auch sein Weib daraus machen."

„Nachbar, hört nur."

„Nix will ich hören und Du schaust, wo der Zimmermann das Loch gelassen. Meine Tochter mag keinen Kleinhäusler."

Der Wastl fuhr auf: „Wer sagt das, Bauer?"

„I sag's, narrischer Ding, wenn Du Augen im Kopf hast, mußt merken, daß ihr das zweierlei Tuch besser g'fallen thät', als der Bauernloden. Aber ich will ihr das austreiben, ich, der Achterbauer. Soll sich nur sehen lassen in meinem Gut, der Tonl, ich will ihm heimleuchten, daß ihm die Flausen vergehen. Und Du, Biber, laß Deine Dappen fahren, meine Tochter kriegst nie."

Der Achter schrie das heraus und gieng die Stiege empor, wo seine Schlafkammer war. Der Wastl aber schlich zum Gatter wieder hinaus und gieng wie betäubt immer gerade aus davon. Er war auf den Weg, der zum Hilaribergl, dem Wallfahrtsort, führte, gerathen und verfolgte ihn unbewußt und in seinen wirren Gedanken langsam. Was ihm der Bauer gesagt, war wie Feuer auf seine Seele gefallen. „Der Tonl! der Tonl!" schrie es in ihm, „ist der hier und was geht ihn die Traudl an? Will der mir noch einmal in den Weg treten, mich noch einmal niederschlagen, diesmal in anderer Weise als fert?"

In diesem Augenblick schlug ein lautes Gelächter an

sein Ohr. Das war die Gertraud vom Achterhofe, die mit der alten Taxbergerin dort auf dem Rasen saß und dahinter, — ja es ist also doch wahr — dahinter stand der Tonl in seiner blauen Uniform und schüttelte eine Menge Waldblumen auf die Dirne herab.

Der Wastl griff sich an den Kopf und taumelte an eine Fichte hin, es wurde schwarz vor seinen Augen, wie an jenem letzten Maientag, welcher der letzte Tag seines Frohsinns gewesen. Seit damals konnte er nie mehr so recht lustig sein, wie er ehemals gewesen.

Doch er raffte sich empor, im ersten Grimme wollte er hinüberstürzen zur Traudl und ihr bittere Worte sagen und zu Taxberger, um ihm, der gegen seine Landsleute gekämpft, seine Verachtung zu zeigen und ihn herauszufordern zu ehrlichem Ringen; aber er besann sich wieder. Was konnte er der Traudl vorwerfen, wußte sie ja gar nicht, was in seinem Innern vorgieng und welches seine Absichten waren. Er hatte ihr ja gar nichts von seiner großen Lieb' gesagt, so oft er sichs auch vorgenommen. Und was seinen verhaßten Gegner betraf, hatte der nicht in seinem Dienste gehandelt, hatte er nicht, wie alle Tiroler, die den Rock des Königs trugen, einfach seinen Eid gehalten, den er auf die Fahne des Regimentes geschworen?

Die versöhnliche Natur Wastls gewann über den Zorn und die durch die erlebte Enttäuschung erzeugte Erbitterung die Oberhand; er nahm sich zusammen und schritt an der Gruppe schweigend und ohne sich nur umzusehen vorüber, der Kapelle zu. Taxberger schaute ihm befremdet nach.

„Der Biber-Wastl ist harb auf mich," sagte er; „kann ihm's mein Eid nicht verdenken, aber weißt, er hätt' selbigesmal nicht Lärm machen sollen. Hm, thut mir leid um seine Freundschaft, er ist ein rechter Mensch, den ich mag."

„Gräm' dich nit, Tonl," tröstete seine Mutter, „Du hast nit schlecht gehandelt an ihm und er weiß, wem er's zu danken hat, daß er nit gefangen worden ist. Hättst Du ihn liegen lassen auf dem Weg, der Wastl thät' wohl keinen Schnaufer mehr."

„Gott weiß, wie mir der Häuter erbarmt hat, als Deine Mutter mir den Vorfall am Marterl erzählt hat," setzte die Traudl bei, — „ich hielt's fast für meine Schuldigkeit, alles für ihn zu thun, was ich vermochte, bloß um gut zu machen, was Du böses an ihm gethan hast."

Inzwischen kniete der Wastl in der Kapelle. Er hatte versucht zu beten, es gieng nicht. Seine Gedanken weilten nicht im Gotteshause, sondern draußen, wo — sie saß und nach einem Andern blickte. Der Schmerz, der in ihm wühlte, überzeugte ihn erst, wie sehr ihm die Traudl ins Herz gewachsen war. Warum wollte gerade ihn niemand lieben und war das zweierlei Tuch wirklich um so viel besser? So schwirrte es durch seinen Kopf, bis der Trotz wieder in ihn fuhr: „Und wenn ich ihr zu letz bin, betteln werd' ich sie auch nicht, und wenn ich sie nicht krieg, brauch' ich eine Andere ebenfalls nicht. Hörst du's Muttergottes da droben auf dem Altar, dann will ich sonst auch niemand mehr gern haben, als dich und die Heiligen im

Himmel.“ Wastl senkte das Gesicht in beid eHände und starrte brütend vor sich hin. Als er den Heimweg antrat, glänzte schon der Abendstern am dunkelnden Himmel, weit um ihn lag die schweigende Landschaft. Er schritt seinem Häuschen zu.

Einige Tage später hörte er allerlei Dinge, die ihm den Kopf wieder einigermaßen aufrichteten, seine Gedanken in anderer Richtung beschäftigten und auf seine Traurigkeit wirkten, wie edler Balsam auf die offene Wunde.

Der Wastl war ins Stadtl nach Rattenberg hineingegangen und hatte dem Meister Hufschmied dort Kohlen verkauft. Als dieses Geschäft vorüber war, zog ihn der Durst in das Handelshaus hinein, das einstmals zu Herzog Sigismunds Zeiten den Fuggern von Augsburg gehört hatte, nun aber von dem Krämerbräu als Bierhalle benützt wird, wozu es sich vortrefflich eignet, da unter den Felsen hinein, auf dem die alte Hochburg ragt, gar prächtige Keller laufen.

Unter dem Gewölbe des Vorbaues standen Tische, welche Wastl bei seinem Eintritte fast alle von Bürgern und Bauern besetzt fand, die lebhaft mit einander diskurirten. Ueberhaupt hatte es unserem Kramsacher geschienen, als wäre heute besonders viel Bewegung unter den Bewohnern des Städtchens.

In der breiten Hauptstraße und auf dem Marktplatze sah man zahlreiche österreichische Soldaten in ihren weißen Fräcken und kübelförmigen Tschakos. Große Leiter-

wägen wurden bepackt, aus den Ställen der Gasthöfe führten die Knechte angeschirrte Pferde.

„Was ist denn los heut?“ fragte Wastl, an einem Tische Platz nehmend, an welchem ein Brandenberger Bauer saß, den er von den Maitagen her kannte, wo sie beide in den Reihen der Speckbacherischen an der Voldererbrücke gekämpft hatten.

„Die Oesterreicher ziehen ab,“ antwortete dieser, „man sagt, der Waffenstillstand, den der Kaiser mit dem Bonapartl zu Znaim abgeschlossen hat, will’s so. Der Kaiser Franzl hat den Kürzeren gezogen bei Wagram, sag’n’s, und er darf den Tirolern nimmer helfen, wenn er auch gern möcht’.“

„So, so, und was g’schieht also jetzt?“

„Was soll g’scheh’n“ entgegnete der Brandenberger achselzuckend, „die Stutzen mögen wir wieder vom Nagel heben; selber müßen wir uns helfen, wie allweil.“

Drüben am Tische in der Ecke saßen mehrere Handwerksmeister und bei ihnen ein Wildschönauer im langen Haftlrock, ein großer, behäbig aussehender Mann.

„Ich sag’ Enk, Rattenberger,“ hub dieser an, „noch hat die Boarglocke nit ausgeläutet. Da hätten wir erst müssen den Klakl ausheben und ob wir das im Stand sein, wird sich bald zeigen. Daß der Deroi, vielleicht gar der Freden wieder kimmt und diesmal mit großer Verstärkung, das is so sicher, wie’s Laden beim Schuß. Gratulir’ Enk dann, wanns boarisch Regiment wieder anhebt und der freiherrlich Landrichter wieder eing’setzt wird, der den Leuten die Hüt’ vom Kopfe schlagen ließ,

wenn sie sich b'sonnen hab'n, das eh' zu thun, bevor sie dem g'strengen Herrn auf ein paar Klafter nahkommen sein. Gott gnad Enk, derselb' wird's Enk eintränken, daß's den Schergen, den Dionis Stuhlreiter, auf den Esel bunden und durchs ganze Stadtl herumg'führt habts. Der Scherg, der giftig, is allweil seine rechte Hand gewesen und der wird sorgen dafür, daß die Buße recht saftig ausfallt."

„Könnt'st nicht unrecht haben, Loi," sagte der Kasbacher Bäcker, „vorerst fragt sich's nur noch, ob wir wieder bairisch werden. Noch sind wir's nicht und werden mögen wir's auch nicht, wir haben genug gehabt an den Sekkaturen, die sie uns angethan, und werden uns deßhalb wohl wehren."

In diesem Augenblick trat ein Bürger eiligen Schrittes ein. „Wißt Ihr das Neueste?" rief er erregt, ließ aber den Anwesenden nicht Zeit zu antworten, sondern setzte gleich selbst bei: „Die Franzosen und Baiern sind auf allen Seiten gegen unser Land im Anzug, der Lefebre kommandirt diesmal gegen Vierzig Tausend."

„Juchhe!" juchzte der Brandenberger und warf seinen Hut in die Höhe, „los geht's wieder. Hörst Loi, ich bleib' bei Deiner Kompagnie und Du auch, nicht wahr?" fragte er den Wastl, der bejahend mit dem Kopfe nickte.

„Zu was werden die Rattenberger sich entschließen itzt?" fragte der Schützenhauptmann Margreiter, den die Bauern Loi nannten, mit einem lauernden Blick auf den zuletzt Angekommenen. „Was meint Ihr Sandbichler, wollt Ihr dem Feind die Thor' aufmachen und die Festung übergeben?"

Sandbichler schwieg eine Weile, ein feines Lächeln spielte um seinen Mund. „Vielleicht würden wir sie dem Danziger eher übergeben, als Euch Bauern,“ sagte er dann.

„Bauernregiment taugt so wenig wie Baiernregiment,“ warf der Kasbacher hin.

„Oho, so seid Ihr Bürger gesotten?“ schrie der Loi, „ist das Enker Patriotismus?“

„Oesterreich zieht seine Truppen aus dem Lande, überläßt das sich selbst, die Baiern, denen es zugesprochen wurde, sind weggejagt, weil sie wie Sclavenhalter mit uns verfuhren, —“

„Und die haben wir vertrieben, wir Bauern haben Tirol freigemacht!“ rief der Brandenberger.

„Allerdings, Aschbacher,“ fuhr der Sandbichler gelassen fort, „das habt Ihr gethan und Ihr müßt auch schau’n, daß sie nicht wieder hereinkommen, denn gnad’ Euch und uns allen, wenn die mit ihrem Grimm über uns kommen. Was aber die Festung betrifft, so ist niemand, der sie halten kann und es thät’ allweil auch nichts nützen, gegen die großen Kanonen helfen die Mauern in die Länge auch nicht. Euch Bauern können wir als Besatzung nie und nimmer brauchen, Ihr würdet uns in wenig Wochen vollends auffressen. Würde also nichts helfen, wir könnten dem Danziger den Durchzug nicht weigern, oder er setzt uns den rothen Hahn aufs Dach.“

Der Margreiter trank seinen Steinkrug leer und erhob sich sodann: „Mit Enk Bürger ist nix z’machen, bleibt also nur der Bauern Arbeit, die Franzosen außiz’schmeißen,“

brummte er; dann zum Brandenberger und zu Wastl gewendet, setzte er mit ermunterndem Tone fort: „Da sind das Leut', die lob ich mir, nit wahr, wenn ich Enk brauch', Des fehlt's nit?"

„Wir gewiß nicht," bestätigten beide.

Draußen wirbelten die Trommeln, das Militär zog in langen Kolonnen durch das Brixlegger Thor hinaus. Die Bürger schauten ihnen düster nach. —

— — Der Juli 1809 war ins Land gezogen und mit ihm das französisch-bairische Heer unter Marschall Lefebre. In Rattenberg war ein Theil der Truppen des bairischen Generals Oberndorf geblieben und die Behörden hatten unter dem Schutze der Bajonette wieder zu amtiren begonnen. Es gieng alles gut. Man hatte beschlossen, das Schreckenssystem in Tirol nimmer zu erneuern, und Mäßigung und Güte an die Stelle der früheren grausamen Strenge gesetzt. Dem Klerus gehorchend verhielten sich die Bauern in ganz Nordtirol noch immer zuwartend, während in Südtirol, wo man von dem Befehle Napoleons: die Tiroler durch Milde und durch Achtung ihrer Eigenthümlichkeiten zu gewinnen, nichts wußte und wo Hofer und Speckbacher bereits beschlossen hatten, das Land nicht aufzugeben, sich schon alles wieder unter der Fahne des Sandwirthes schaarte.

Am 1. August brach der Herzog von Danzig von Innsbruck mit seiner Macht nach dem Süden auf, und ebenfalls an jenen Tagen gieng schon der Ruf durch die Thäler: Auf Landsleute, zu den Waffen, es ist Zeit!

Der Biber-Wastl konnte der Versuchung nicht widerstehen; seitdem er wußte, wie er bei der Gertraud stand, lag ihm ohnehin nichts am Leben. Er langte seinen Stutzen von der Wand und gab der alten Häuserin den Auftrag, auf die Sach' zu schauen, bis er entweder zurück sei, oder sie sonst von ihm höre. Damit gieng er. Als er über die Achenrainer Brücke schritt und auf die nach Brixlegg führende Straße einlenkte, sah er die Traudl vom Hilaribergl herabkommen. Das Mädchen schien sehr gedrückt, er wußte wohl warum. Der Tonl hatte noch am selbigen Tage, da er ihn und die Traudl droben am Wallfahrtsorte so fröhlich beisammen gesehen, den Befehl erhalten, sogleich einzurücken. Mit dem Abschied, den Taxberger schon in Händen glaubte, war es also nichts gewesen, und neuerdings war er allen Gefahren des Krieges ausgesetzt.

Die Traudl kam näher und Wastl bemerkte mit aufrichtigem Leidwesen, daß sie recht abgehärmt und verweint aussah. Er fühlte ein tiefes Mitleid, wußte er ja selbst, wie wehe hoffnungslose Liebe that.

Jetzt schaute sie auf. Ein flüchtiges Erröthen flog auf ihre Stirn, als sie sich dem Wastl gegenüber sah. Dieser wußte schon, was es zu bedeuten hatte. Ihr Vater hatte ihr von seiner Werbung erzählt in seiner rohen, höhnischen Weise. Er wollte aber unbefangen thun und sagte daher frohgemuth zu ihr „B'hüt Dich Gott, Nachbarin, und nichts für ungut." Und als sie ihn erstaunt und erschrocken anstarrte, setzte er etwas weniger fröhlich

hinzu: „Nu ja, es geht halt wieder in den Krieg. Warum soll ich nicht, es liegt ja doch nichts an mir und kein Hahn kräht nach dem Biber-Wastl.“

„Was, Du gehst Boarn derschlagen?“ hauchte sie hin, „sind doch Leute wie wir und unsere Landsleut' sind selber unter ihnen. Wastl, thue's nicht.“

In Wastl's Mundwinkeln spielte ein bitteres Lächeln.

„Mir zu lieb' —“ setzte sie fast bittend hinzu.

„Wenn ich einem begegne, auf den Du jetzt denkst, schieß' ich in die Luft,“ sagte er treuherzig.

Das Mädchen blickte ihn fest an. „Aber grad auf den bist Du harb, ich weiß es.“

„Wahr ist, daß ich seinetwegen viel Leid g'habt hab', aber allein ist er auch nicht dran schuld und ich weiß auch, wie gut er's mit mir g'meint hat dortmals, obwohl mir lieber wär', sie hätten kurzen Prozeß mit mir g'macht. Was hab' ich denn vom Leben.“

„Red' nicht so gottlos, Wastl!“ rief die Traudl. „Schau, ich hab' den Tonl schon lang gern gehabt, lang bevor Du auf mich denkt hast. Und ich will ihm treu sein, wenn die Lieb' auch noch so viel Herzeleid macht. Du kennst ja den Vater, hast ihn selbst g'hört und kannst Dir nun vorstellen, wie es zugehen und was es geben wird, wenn wir einmal vor ihn hintreten und Ernst machen wollen. Wenn die Muttergottes nicht hilft, ich weiß nicht, was für ein End' das nimmt mit uns zwei.“

„Nu gräm' Dich nicht, Traudl, ich werd' Dir nichts in den Weg legen und ich seh's ein, ich hätt' auch kein

Recht dazu. Ich bin kein schlechter Mensch," und er reichte ihr die Hand hin. „Wenn ich den Tonl sehen sollt', grüß' ich ihn von Dir."

„Aber gewiß," rief sie ihm nach und die Thränen kollerten auf ihr weißes Busentuch herab. Der Wastl gieng rasch die Straße hinauf und das Mädchen lenkte dem Hause ihres Vaters, des Achterbauern, zu. —

— — Die blutigen Treffen in den Eisackschluchten waren vorüber. In fortgesetzter Retirade war der Marschall in die Gegend von Innsbruck zurückgekommen, wo er die nahen Höhen besetzt halten wollte. In zweien für die Tiroler ruhmreichen Schlachten war er indeß auch hier verdrängt worden und er sah ein, daß seine Position im Lande eine verlorene sei. Die bairischen Civilbehörden und die Hofkommissäre mit dem Grafen Rechberg an der Spitze hatten schon ihre Koffer gepackt, als sie wahrnahmen, daß das schwere tirolische Ungewitter sich immer näher zog und vom Iselberge her ihre Köpfe bedrohte. Am 13. August Abends stand der Delegirte der Regierung, Graf Rechberg, in einem Zimmer der Burg und schaute geängstigt und ungeduldig durchs Fenster auf den Rennplatz hinab. Ferner Kanonendonner drang dann und wann an sein Ohr und heftige Salven der Musketen. Er hatte sich vom Marschall zeitweilige Nachrichten über den Verlauf der Schlacht ausgebeten und der ungalante Elsäßer, der auf die zarten Nerven des Hofmannes wenig oder gar keine Rücksicht nahm, ließ ihn in zitternder Ungewißheit schmachten.

Da kam unten ein mit dem Kreuze der Ehrenlegion

geschmückter bairischer Sergeant eilends die Straße herab, der Burg zu. Der Graf klingelte.

„Man rufe den Sergeanten, der eben angekommen ist, unverzüglich zu mir," befahl er dem eintretenden Diener. Nach einigen Minuten stand der Mann salutirend vor dem Grafen.

„Wie stehts, sind die Bauern zurückgeworfen?" fragte dieser hastig.

„Zu Befehl, nein Herr Graf, Ihre Durchlaucht haben selbst den Rückzug befohlen und werden heute in der Burg Logis nehmen," gab der Sergeant Taxberger zur Antwort.

„Wir sind also geschlagen?" rief Rechberg erbleichend.

„Der Herr Marschall gedenkt morgen die Salzburger Straße zu gewinnen. Es sind bereits Anordnungen getroffen."

Der Graf rannte im Zimmer auf und ab, da wurde der Oberaufseher des Gefangenhauses gemeldet.

„Im Kräuterhause sitzen seit 14 Tagen zwei junge Bauernburschen, Excellenz; es sind Kriegsgefangene und wurden deßhalb mir übergeben, weil die Militärzellen alle überfüllt sind. Nun kommt alle Tag ein grimmiger Korporal, um, wie er sagt, sich zu überzeugen, ob die zwei jungen Leut' wohl sicher aufgehoben sind. Eigentlich hat aber der Kerl sein Pläsir mit den armen Schluckern, die er mit Hohn und Spott zur Verzweiflung treibt. Sagt einer ein Wort, ja macht einer nur einen Muckser, so stößt er mit den Stiefeln in sie hinein und haut mit den

Fäusten, daß beide schon aussehen wie Ecce homos. Ich kann das nimmer mitansehen, Excellenz, die Gefangenen, die mir übergeben sind, sollen menschlich behandelt werden."

„Was geht das mich an," schnauzte ihn Rechberg an, „ich weiß ohnehin kaum, wo mir der Kopf steht." Er klingelte wieder und befahl anzuspannen und alles zur Abreise bereit zu stellen.

Der Gefangenaufseher harrte noch immer auf einen bestimmten Befehl.

„Uebergeb' er die beiden Tiroler dem Sergeanten hier, er soll damit machen, was er will; uns gehen die Kriegsgefangenen nichts an."

Erleichtert athmete der Diener auf und Taxberger, etwas erstaunt über seine neue Mission, entfernte sich kopfschüttelnd mit ihm.

Aus der Keuche des Kräuterhauses krochen zwei bleiche Burschen, die vielfache Spuren erlittener Mißhandlungen im Gesichte trugen.

Wie erstaunte Tonl, als er in den Gefangenen den Biber-Wastl und dessen Freund, den Aschbacher von Brandenberg, erkannte. Auf sein Befragen, wie sie in die Hände der Baiern gerathen waren, antwortete nur Aschbacher, daß sie abgefangen worden seien, ehe sie noch den Schönberg erreicht hätten. Des bairischen Korporals, der ihnen täglich die standrechtliche Erschießung angekündigt und sie in satanischer Weise in fortwährender Todesangst erhalten hatte, erwähnte er mit einer Art Schauder. „Wir haben dem Lotter all' unser Lebtag nix zu leid than", sagte er.

Der Biber-Wastl war zu keiner Rede zu bewegen und es wollte Taxberger scheinen, als glühe ein unheimliches Feuer in seinen Augen, wie in den eines Wahnwitzigen. Was sollte er nun mit den Beiden anfangen? Taxberger war schnell entschlossen. Wer kümmerte sich in der Verwirrung, die ringsum herrschte, um ein paar arme Tiroler Burschen? Er führte sie bis Mühlau hinunter; dort wo der Weg gegen Arzl abzweigt, nahm er kurzen Abschied von ihnen, indem er sie nach Hause gehen hieß. Mit dem Wastl sprach er nichts weiter, er zweifelte, ob dieser ihn verstanden haben würde.

— — — Jahre waren seit den erzählten Ereignissen, in denen der Leser zugleich die Ursachen von Wastl's „Dappen" erkennen mag, vergangen. Ruhe und Friede herrschten wieder in dem vom Kriege vielfach heimgesuchten Tirolerlande, das trotz seiner Schilderhebung für das angestammte Herrscherhaus und trotz seiner glänzenden Siege erst am 13. Mai 1814 wieder an Oesterreich übergegangen war. Taxberger hatte in Anerkennung seiner treuen Dienste noch von der bairischen Regierung die nachgesuchte Amtsschreiberstelle an der Messingfabrik in Achenrain erhalten und die österreichische Verwaltung änderte nichts in dem Stande.

Er hatte sein gutes Auskommen, war Beamter und dem getraute sich der alte Achterbauer seine Tochter nicht zu verweigern. Tonl und Gertraud heiratheten und waren glücklich, der Wastl hatte sich aber ganz auf sich allein gestellt und nur eine ältliche Verwandte, die so sonderbar

schien wie er selbst es war und von Jahr zu Jahr mehr wurde, bis er der zweifarbig' Wastl geworden, führte ihm die Wirthschaft.

Zur Zeit meiner Knabenjahre war er ein hoher Sechziger. Es wurde damals erzählt, daß, wenn er am letzten Maitage vor dem Muttergottesbilde in Mariathal kniete, er immer eine Bittschrift an den Herrgott vor demselben niederlegte, worin er um die Verlängerung seines Lebens um weitere 10 Jahre anhielt. Das Mittel erwies sich als probat, der Wastl wurde ein Achziger.

Um diese Zeit lag Gertraud längst drüben im Friedhofe von Voldöpp, ihr Mann, ein gebeugter Greis, lebte von einer kargen Pension, denn der Achter hatte seiner Tochter nur den Pflichttheil, den er ihr nicht entziehen durfte, vermacht. Die einzige Tochter Taxbergers war ins Kloster gegangen und von dieser Seite durfte der greise Vater eine Unterstützung nimmermehr erwarten.

Die Bedürfnisse des Alten aber waren klein und er wußte sich zu bescheiden. Da hieß es eines Tages, der Biber-Wastl sei gestorben. Die Leute wollten das kaum glauben, es war doch nicht zu denken, daß er so kurzweg aus dem Leben geschieden wie ein anderer, ein vernünftiger Mensch.

Alles war dem Sterbhause zugeströmt, um sich zu überzeugen und den zweifarbing' Wastl nochmals zu sehen.

Richtig, dort lag er schon auf dem Rechtbrette mit dem rothweißen Janker und der weißrothen Hose angethan. Er hatte diesen Anzug selbst für diese Gelegenheit

bestimmt; in den Tirolerfarben wollte er in das Grab steigen, um dereinst am jüngsten Tag als Tiroler wieder aufzustehen.

Als der Abend hereinbrach, zündete man ein Talglicht an, das man zu Füßen der Leiche stellte. Es war ein unheimlicher Anblick. Jetzt knieten die Anwesenden nieder, um den üblichen Rosenkranz zu beten. Die Weiber schauten dabei, wie gebannt, auf den todten Wastl hin, der im Leben gar so ein g'spassiger Ding gewesen. Plötzlich schrie eine laut auf, die Leiche hatte mit den Augen gezuckt.

„Macht keine Faxen," brummte der Vorbeter ärgerlich, „ist der Wastl auch im Leben ein Sonderling gewesen, nach dem Sterben hat er keine Dappen mehr."

Und er schnarrte die Ave's und Paternosters ab und ließ eine Gralle des Rosenkranzes nach der andern fallen. Endlich war er zu Ende.

„Herr gib ihm die ewig' Ruh' und das ewig' Licht leucht —"

Ein Schrei aus einem halben Dutzend Weiberkehlen unterbrach das G'satzl. Alles schaute auf die Leiche hin. Diese hatte den Kopf bewegt, die Augen standen offen und blickten verwundert auf die Versammlung.

„Jesses, Maria und Josef!" kreischten die Weiber und rannten, sich bekreuzigend, zur Thüre hinaus. Auch einige Männer schlossen sich an.

Der Taxberger trat aber zum Rechtbrette hin, faßte des Wastl Arm und senkte sein Ohr auf die Brust der

Leiche nieder. Der Vorbeter und einige Beherzte aus der Nachbarschaft standen neben ihm.

„Sein Herz schlagt," sagte der Taxberger, „es war ein Starrkrampf und nicht der Tod."

Während nun alle beriethen, seufzte der Wastl tief auf. Er blickte die um ihn her Stehenden der Reihe nach an, dann blieb sein gebrochenes Auge auf Taxberger haften.

„Tonl," sprach er, „ich hab' Dir allweil noch nicht gedankt für, weißt schon —"; dieser wollte etwas erwidern, aber der Wastl winkte. „Merkt auf, was ich sag', ich brauch' nichts mehr auf der Welt, so soll meine Sach' wie's liegt und steht dem Anton Taxberger gehören. Habt Ihr mich alle verstanden."

Die Umstehenden nickten und ein vergnügtes Lächeln flog um Wastl's bleiche Lippen. Seine Augen erweiterten sich, sein Mund haschte nach Athem, eine Sekunde und der Wastl war wirklich todt.

Taxberger drückte seinem ehemaligen Nebenbuhler die Augen zu und meinte, indem er sich eine Thräne, die ihm an den Wimpern hieng, verstohlen wegwischte: „Auf baldiges Wiedersehen, drüben."

So war der zweifarbig' Wastl auch in seltsamer Weise aus dem Leben gegangen, hatte aber zu guter Letzt noch bewiesen, daß er im Grunde doch stets einfarbig, echt und edel gewesen.

Die Kellnerin von Hirnbach.

I.

Um die kahlen Felsenriffe des „Vorderen Kaisers" flatterten die Nebel. Vom bairischen Hochlande her zog ein scharfer Wind, der ab und zu das Gewölke auseinanderschob; dann glitzerten in den Lücken die Eisflächen und der frische Schnee, den es über Nacht da oben geworfen. Das Innthal bot keinen wesentlich erfreulicheren Anblick; auch hier deckte der Schneemantel die Wiesen und Aecker, die Wälder und Auen gleichförmig zu. Nur die Nebel hatten sich nach rechts und links an die Berge gezogen, da spannen sie sich empor, wie Hilfe suchend vor den verzehrenden Strahlen der aufgehenden Sonne.

Auch über den Wipfeln des Kufsteiner Waldes hieng es noch wie ein Silberdach, unter dem die beeisten Fichten und Tannen die Zotteln schüttelten, welche der Winter an ihre Aeste gehängt. Das Silberdach wurde in dem Grade vielfarbiger und bewegter, je höher die Sonne jenseits des Hügels von Schwoich emporstieg und je mehr

hier ihre Strahlen den Wipfeln des Kufsteiner Waldes nahten. Als sie endlich auf den Schornstein des Wirthshauses zu Hirnbach fielen, lag wie mit einem Zauberschlage das ganze Thal im freundlichen Lichte, das Nebelwerk war zerstoben, verwoben und nur was von ihm sich zeitlich auf Hochgebirgshöhe gerettet, schwamm als lichtgrauer Kahn im hellblau schimmernden Lichtmeere.

Von der Reichsstraße aus, welche durch den Kufsteiner Wald und am Hirnbacher Wirthshause, das inmitten desselben gelegen ist, vorüberführt, sieht man in den viel tiefer gelegenen Thalgrund, wo die Erlenauen stehen, die Ackergründe liegen, der Inn sein Rogeis führt und die Schlöte von Bichlwang schwärzlichen Rauch in die reine Thalluft dampfen. Drüben über'm Flusse, da wo der liebliche Höhenzug des Angerbergs sich allmählich verflachend ausläuft, stehen die Dorfschaften Ober- und Unter-Langkampfen. Ruhsam, in sonntäglichen Frieden versenkt, schauen sie herüber mit spiegelblanken Fenstern und von den Thürmchen, über den netten Bauernhäusern, grüßen helle Glockenstimmen hinein in die weihevolle Stille des Thales und des Waldes.

Mittag ists. Im Walde rauscht und rieselt es geheimnißvoll; ein Schuß fällt und das Echo summt verhallend zwischen den runzligen Stämmen her. Hinter dem Wirthshause oben, von wo sich der Pfad vom hohen Kirchdorfe Schwoich zur Straße herniederschlängelt, ächzen die Zweige und vieler Schritte dumpfer Schall wird vernehmbar. Sie sind noch ferne, aber der alte Wirth, der

Niedermayr, der unter dem Söller, nahe an der Hausthüre steht, hat sie mit seinen feinen Luchsohren alsbald vernommen. Er schmunzelt behaglich, denn es sind ja seine Gäste, die nahen, in viel größerer Zahl als sonst, um, er weiß es genau, die neue Kellnerin zu schauen, welche eben jetzt zu Lichtmessen in Hirnbach ihre Funktionen aufgenommen hat. Nun — so sagt sich der Alte — die werden Aug' und Maul aufspreitzen, wenn sie die wiffe Moni sehen, ihr Mundwerk ist das beste im Thal und keiner mags ein zweitesmal wagen, sie zu hänseln.

In diesem Augenblicke ließ sich von der Straße her rasches Schellengeklingel vernehmen, wie es von fahrenden Schlitten kommt, dazwischen drang lustiges Peitschenknallen durch, ein Zeichen, daß der frohe Zug nicht mehr allzuferne war.

„Die Kufsteiner, ei, daß Dich! sind immer auch dort zu finden, wo ein nettes Madel aufwartet. Und, halt! die Langkampfner bleiben auch nicht weg!"

Vater Niedermayr wandte sich der Innseite zu und hob, da die Sonne ihn blendete, die rechte Hand wie einen Schirm über die Augen. „Eins, zwei, drei Muzzen und alle vollbesetzt. Na, Moni, wirst zu thun haben zum Einstand."

Der Wirth sagte das fröhlich vor sich hin, aber die Worte waren in der guten Stimmung so kräftig gediehen, daß sie unmittelbar eine Antwort herausforderten.

„Je mehr, desto besser, Wirth, ich brauch' keine Aushilfe, schau' nur auch Du, daß der Rothe gut und

das Bier frisch ist, dann kann's nicht fehlen." Die Moni lachte dabei vergnügt, indem sie sich rasch im Kreise drehte, wie um anzudeuten, daß ihre Bewegungen flink und gewandt seien und ihr der gute Wille keineswegs fehle.

„Ei, daß Dich!" rief der Wirth, während ein zufriedenes Lächeln auf seinen Lippen erschien und sein Auge mit Wohlgefallen auf der schlanken Gestalt des holdseligen Mädchens ruhte, dessen rosiges Gesicht in den Farben der Gesundheit und des jugendlichen Behagens leuchtete. Die Moni neigte sich jetzt und ein flüchtiges Roth flog leicht über ihre von schwarzen, vollen Zöpfen umrahmte Stirne; Vater Niedermayr schaute sich rasch um und lüpfte die Schlöglkappe. Vor ihm stand ein junger Mann, dessen Nahen er ganz überspürt hatte, der blickte wie gebannt auf die neue Kellnerin hin und in seinen Zügen malte sich freudiges Erstaunen ab. Der junge Herr trug einen schwarzen Sammtrock, aus dem ein blühweißer Hemdkragen stieg, der über die Schultern hin sich ordentlich breit machte. Das lockige Haupt war mit einem breitkrämpigen, schwarzen Hute bedeckt; dies und der Umstand, daß der Herr eine Mappe trug, ließen ihn leicht als Maler erkennen.

Der Hirnbacher wollte ihn eben anreden, allein während er überlegte, ob er es da mit einem Bekannten der Moni zu thun habe, oder mit einem zufälligen Bewunderer derselben, den der erste Anblick schon halbwegs zum Bildstöckl verwandelt hatte, während dessen erschienen schon die Schlitten, einer nach dem andern, eine stattliche Reihe.

Hei, da gabs zu schaffen, für den Alten und für den Hausknecht, der die Pferde versorgen mußte, indeß die Ankömmlinge dem Wirthe die Decken aufluden, die sie aus den Schlitten nahmen. Er ließ es lachend geschehen, bis er unförmlich wie ein Schneemann anzusehen war, mit dem die ganze Schaar der jungen Kufsteiner, der sich allgemach aus den verschiedenen Seiten herankommende Trupps von Bauern zugesellten, ihr Spiel trieb.

„Oho, Ihr Herren,“ keuchte der Niedermayr unter seiner Umhüllung, „Ihr macht mir warm, ich erthu's nimmer!“

„So packt an!“ hieß es und der Wirth wurde flugs von vier kräftigen Armen gefaßt, die ihn emporhoben und unter dem lustigen Gejohle der Bauern in das Haus trugen.

„In die Heukammer mit ihm, in die Heukammer!“ tönte nun der Ruf und die übermüthigen Gesellen würden demselben unbedingt nachgekommen sein, nun aber trat die Moni rasch hinzu. Mit blitzenden Augen maß sie die Schaar und die linke Hand in die Hüfte gestemmt, den rechten Arm vor sich hingestreckt, rief sie: „Ich rath Euch, laßt's gut sein. Es will sich nicht schicken, mit einem alten Manne solche dumme Faxen zu machen. Kein Seidel schenk ich dem ein, der ihn noch anrührt.“ Das Mädchen griff nun selbst zu, nahm dem Wirthe die Decken von Kopf und Schulter und legte sie in die nächste Kammer. Die Kufsteiner sahen einander an, der und jener versuchte einen Witz zu machen, dann aber giengen sie

alle, selbst erstaunt, daß die neue Kellnerin so seltsame Gewalt über sie hatte, ins Herrenstübl; die Bauern hatten sich schon in die große Zechstube verloren und der Zwischenfall war bald vergessen.

Die neue Kellnerin hatte in der nächsten halben Stunde alle Hände voll zu thun und es erforderte alle ihre Kraft und Flinkigkeit, der zu gleicher Zeit angekommenen großen Anzahl von Gästen zu entsprechen. Als sie sich kaum eine Minute frei wußte, trat sie an die Hausthüre, in der ihr die kühle Winterluft entgegenwehte, und ihr Auge eilte wie suchend über den Platz. Er, an den sie im Augenblicke dachte, war nicht zu sehen, er war so plötzlich verschwunden, als er überraschend und unverhofft vor ihr aufgetaucht war.

Es war ein seltsames Gefühl von Unbehagen und sehnsüchtigem Schmerze, ein merkwürdiges Gemisch von Freude und Mißmuth, das ihr Herz umschlich. Sie wußte nicht, sollte sie froh oder traurig sein, da er gegangen ohne Wort und Zeichen, denn gekannt mußte er sie haben, sie hatte dies auch deutlich in seinen Zügen abgelesen. Und weßhalb sollte er sie vergessen haben, trotzdem Jahre zwischen der Zeit lagen, da sie zum letztenmale sich gesprochen hatten, unter seltsamen Umständen, die bestimmend auf sie beide eingewirkt, unter Umständen, die heute noch des Geheimnißvollen viel für sie hatten und von denen sie eigentlich nur die Wirkung kennen lernte, daß durch sie eine undurchdringliche Scheidewand zwischen zwei Menschen aufgerichtet worden ist, welche sich früher so

herzinnig zugethan waren, welche die Jugend als treue Spielgenossen miteinander verlebt hatten.

Dem Mädchen blieb keine Zeit, trübseligen Gedanken nachzuhängen, ein heller Ton, der aus dem Herrenstübl drang, rief sie an ihre Pflicht. Ein Liedchen summend huschte sie zwischen den jungen Herren hindurch, dem freundlich zulachend, wie man es von einer dienenden Person verlangt, jenen, der seinen Arm um ihre Taille zu schlingen versuchte, mit gutlaunigem Ernste zurückweisend.

„Der Engel da, Freund Pepi, will von Deinem Paradies nichts wissen, das ist ein spröder Schatz, den nicht einmal Dein malefizblonder Schnurrbart zu rühren vermag. Ach, das ist traurig!“ rief ein kurzes, dickbackiges Herrlein einem hochgewachsenen, breitschultrigen, hübschen Jungen zu, der sich die vergebliche Mühe nahm, der Kellnerin alle möglichen Aufmerksamkeiten zu bezeigen.

„Weiß der Teufel!“ rief dieser unmuthig, „das Ding läßt sich die Cour machen und ist dabei doch nicht zu kuriren. Sie leidet an verhärtetem Herzen, auf das alles, was ich sage, nicht wie heilender Balsam, sondern wie Zwetschgenwasser wirkt.“

„Die reinste Pomade ja, was Du redtst, Pepi! So ein grünes Dirndl sollt' nicht zu biegen sein? Das gibt's nicht, nur muß man dann nicht herkommen, wenn die Stuben voll Leute sind.“ Der Sprecher blinzelte verständnißvoll dem Freunde zu und schwang sein Weinglas: „Die Unschuld vom Lande, sie lebe hoch!“ Die

Gläser klingelten aneinander und das Gespräch der Zwei versank im lauten Stimmengewirre, welches das Herrenstübl erfüllte.

Drüben in der großen Zechstube war es nicht viel anders, die Bauern redeten ziemlich laut miteinander, zwischenhin brachen sich die Töne einer Cither Bahn, die ein junger Bursche, der am Ofentische saß, mit vieler Geläufigkeit schlug. Zwischen den Tischen dahin huschte ab- und zugehend Moni, die neue Kellnerin. Man muß es sagen, viele Augen folgten ihr auch hier verstohlen, denn auch die Bauernburschen haben richtigen Sinn für weibliche Schönheit.

Die Bauern hatten sich ortsweise, je nachdem sie von Schwoich, Langkampfen, Kirchbichl oder Häring waren, zusammengesellt und es waren auch zumeist lokale Verhältnisse und Vorkommnisse, welche von ihnen beim Seidel Etschländer besprochen wurden. Die Kirchbichler redeten von der Musik und ihrer heimischen Kapelle, die Langkampfener von der Schiffahrt nach Wien und Pest, zwischenhin schwirrte dann ein derber Spaß, der von irgend einem lustigen Vogel aufgegriffen und erwidert wurde. Am großen kirschbaumenen Rundtische hatte der Glaura Platz genommen, der reiche Bäcker draußen an der Straße vor Kirchbichl, ihm zur Seite saß der Oberluecher, ein untersetztes Bäuerlein, das zu allem, was es hörte, sein mundgerechtes Wort sprach: „Dummheit, magst sag'n." Weiters war in diesem Kreise der Boar Hois, bekannt als der Hagmair, der stärkste Robler der Gegend, und der

Putzerer, ein ältlicher, ruhiger und bedächtiger Bauersmann, mit seinem Freunde, dem Marbacher, der gewöhnlich um das mehr redete, was der Putzerer zu viel schwieg.

An einem der Nebentische tauschten die Schwoicher Burschen, der Klettinger Wastl und der Niblinger Sepp, ihre Bemerkungen über die neue Kellnerin aus und sie waren eben überein gekommen, daß sie beide sich närrisch in dieselbe verlieben könnten, letzterer, wenn sie nur halbwegs sich seine Verehrung gefallen lassen wollte, ersterer, wenn die Entacher Gretl nicht wäre, als die Thüre aufgieng, um einen neuen Gast einzulassen. Es war dies ein dicker, kurzer Mann mit glattrasirtem Gesichte, auf dem ein boshaftkomischer Zug stand. In den langen Armen hielt er einen großmächtigen Gebirgsstock und sein graues Hütl, das er mit komischer Herablassung gegen die Anwesenden schwang. Die Kleidung des Männleins bestand in einer Jacke, die grünlich schillerte und einer schlotternden groben Lodenhose.

„Der Frosch! der Frosch!“ hörte man von allen Seiten rufen, nur an dem Tische, wo der Glaura mit seinen Freunden saß, machte sich einiges Mißbehagen bemerkbar.

„Der Mensch hat gewiß wieder eine Lumperei im Schädl und macht sich über eins her mit seinem G'sang, daß ein G'red und ein Unfried entsteht, der alle Freud' verdirbt,“ brummte der Putzerer.

„Schon wahr, Dummheit magst sag'n,“ sekundirte der Oberluecher.

Aber die jüngeren Leute hatten sich bereits an den bekannten Schnaderhüpflsänger gemacht: „Sing' eins, Frosch, ich zahl' Dir ein Stamperl!" „Das Neueste, Frosch, was es zwischen Kufstein und Kirchbichl gibt." So lauteten die Aufforderungen.

Der Frosch hatte sich inzwischen umgesehen und er mochte den richtigen Mann gefunden haben, auf den er seinen Pfeil ablassen wollte, denn der boshafte Zug auf seinem Gesichte trat augenscheinlich gegen den komischen lebhafter hervor. Er setzte nun sein Hütl auf, spreizte seinen Stock vor sich hin und begann mit sonorer Stimme zu singen:

Zu Entach ins Wirthshaus
Hat's ein' Maler zuwi g'wahnt (hineingeweht),
Der hat dort den Menschern
Die Köpf' ganz verdrahnt.

Die Wirthin, die Tochter,
Die Kell'rin, die fad',
Sie möchten, daß der Maler
Schön malen sie that.

Die Gäst' schrei'n: He Wirthschaft,
Kommt kein Weibsbild daher!
Der Wirth seufzt: Mit'm Maler
Das ist ein Maleer!

„Frosch, halt's Maul," unterbrach hier der Niblinger den Liedlsinger, „dem Klettinger wird übel."

Doch der Frosch ließ sich nicht irre machen:

Uebers Entacher Dirndl
Da schimpft jetzt ihr Bue,
Denn z'Entach da geht's ihm
Schier z'malerisch zue.

Der Klettinger Wastl stand unwillig auf und gieng zur Stube hinaus, ihm nach huschte die Moni, welche mit seltsamer Erregung das Liedl des Frosch mitangehört hatte. Einige Burschen lachten, aber der Niblinger Sepp warf ihnen Blicke zu, woraus sie ersehen konnten, er dulde um keinen Preis, daß sein Freund zum Gespötte werde.

„Er hat's recht mit dem Entacher Dirndl und das geht keinen was an und ist auch keine Schand', denn das Dirndl ist brav, trotz dem da," sagte er ziemlich laut, indem er auf den Frosch einen verächtlichen Blick warf.

„Was hat's mit dem Maler für eine G'schicht?" hörte man jetzt den alten Putzerer fragen und gleich darauf die Stimme des Oberluecher: „Mein, Dummheit magst sag'n."

„Ist nichts dahinter," erklärte der Niblinger, der aufstand und zum Tische der Bauern trat, „die Sach' ist einfach die: just drei Tag sind's her, kommt aus München ein Herr zu Kufstein an, der beim Auracher mit dem Entacher Wirth ein Gespräch anfangt. Sie reden über dies und das und ein Wort gibt das andere; so stellt sich's heraus, daß der Herr eigentlich ein Tiroler ist, aus dem Brixenthal gebürtig, ein armer Teufel, der auf Regimentsunkosten in München das Malen gelernt hat und

nun von seinem Handwerk profitiren will. Denkt sich der Entacher: liegt nichts dran, spendiren wir's, lassen wir die Wirthin malen. Gesagt, gethan, der Maler geht mit, haust seitdem in Entach und malt die Wirthin und das Dirndl, die Gretl, ab, was gewiß nichts Unrechts nit ist, ist ja die Muttergottes auch abgemalen worden und in jeder Hütten aufgehängt. Zerreißt sich auch niemand das Maul darüber, als der Vagabond da, der Frosch, der gestern ins Entacher Stübl eindringt, weil in der großen Stuben kein' Kellnerin zu sehen ist, die ihm einen Schnaps brächt', und da also die Zwei beieinander findet, den Maler nämlich und die Gretl. Meiner Six, was ist da dabei, muß man denn schlecht sein, wenn man sich malen laßt und wenn man sich laßt, muß man auch das Anschauen derleiden."

Auf die wohlmeinende Erzählung des Niblinger nickten die Bauern nur mit etwas bedenklicher Bedächtigkeit die Köpfe, und der Oberluecher räusperte sich und meinte: „Hm, Dummheit, magst sag'n!"

Der Frosch hatte inzwischen das Gläschen Schnaps geleert, das man ihm als Preis für sein Liedl hatte kredenzen lassen, jetzt aber, da der Freund des Klettinger Wastl und seiner Liebsten wieder am Ofentische sich niederließ, wendete er sich an diesen.

„Redst auch, wie Du's verstehst," sagte er höhnisch, übrigens ist die Geschichte mit dem Maler und der Entacher Gretl noch nicht aus, ich werd' noch allerlei zu singen kriegen darüber."

„Sag' zu lügen und zu lästern."

„Niblinger, merk' Dir's, der Frosch redt wahr, der Frosch weiß mehr, als Ihr alle, der Frosch weiß auch, was er von dem Maler zu halten hat und daß es von Uebel ist, die Töchter in seine Nähe zu lassen."

Jetzt drehte sich die Moni, die unweit gestanden, hastig herüber und ihr Gesicht leuchtete und ein Blitz flammte in ihren Augen auf. Man hätte meinen können, sie würde nun ein heftiges Wort sprechen, aber nein, alle Farbe schwand aus ihren Wangen, ihr Auge blickte plötzlich matt und nur mit Anstrengung brachte sie die Worte hervor: „Frosch, Du hast Dein Glas gehabt, geh' Deiner Wege."

Erst jetzt fielen die Blicke des Liedlsingers auf das Mädchen. Lange blieben sie auf ihm haften, als müßten sie Zug um Zug erforschen nnd sie mit einem Bilde vergleichen, das in blassen Farben noch vor seiner Seele stand. Endlich schien die Erleuchtung über ihn gekommen, er neigte sich zum Ohre der Moni und flüsterte das einzige Wort: „Oberbichl?" Diese machte eine rasche Bewegung auf den Bauerntisch zu, wo sie die leeren Gläser zusammenraffte. Sie hatte damit erreicht, daß dem lauernden Frosch verborgen blieb, welchen Eindruck oder eigentlich, ob sein Wort, mit dem er offenbar kennzeichnen wollte, daß ihr früheres Leben ihm nicht unbekannt sei, einen Eindruck auf sie gemacht habe. Da sie nun aber ohne äußeres Zeichen einer größeren Gemüthsbewegung nach einer kleinen Weile wieder auf ihn zutrat, um ihn

mit kalten, dürren Worten zu mahnen, er möge sich seines Weges scheeren, weil er nur unnütz im Wege stünde, mußte er irre an seiner eigenen Meinung werden und dies wars, was ihn übellaunig machte.

Seine boshafte Seite trat nun wieder hervor. Indem er zur Thüre hinausschritt sang er und hielt dabei mit seinen grauen Augen die Moni gefesselt:

„Bin ein lebfrischer Frosch,
Schrei' allweil quagg, quagg!
Hab' schon oft so a Kell'rin
Unter'n Tisch einig'magg (hineingedrückt)".

Vater Niedermayr, der unter der Thüre stand, sah den Liedlsinger die Straße gegen Kufstein hinabwandern. „Daß Dich, Du Lotter! jetzt wird die Entacher G'schicht von Dorf zu Dorf verkündet. Ist immer besser, man stopft ihm die Kehle mit etwas Schnaps, sonst findet er bald etwas, um einen lächerlich zu machen," so dachte der Wirth und er war zufrieden, daß er sich mit dem boshaften Frosch wieder einmal abgefunden hatte.

Die Gaststuben lichteten sich allmählich, bald waren nur mehr zwei Kufsteiner Herren, der, den sie Pepi genannt, und sein dickbackiger Freund, der Zollrevisor, im Herrenstübl, während der Niblinger Sepp und der Klettinger Wastl in der Bauernstube den Rest ihres Weines schlürften und der Moni zu Gefallen redeten. Sie kamen nicht weit damit, das Mädchen nahm die Huldigungen des Niblinger hier, wie des schönen Aktuars dort, gleichmäßig kaltsinnig auf und der eine wie der andere bekam

das Gefühl, daß jede weitere Bemühung eigentlich sehr überflüssig wäre. Dennoch hielten sie wacker aus, bis der alte Niedermayr plötzlich meldete, daß der Schlitten bespannt wäre und er von der Nacht doch auch ein klein Weilchen profitiren möchte. Jetzt räumten beide Parteien das Feld, jede mit dem Vorsatze, bald wiederzukehren und die Belagerung fortzusetzen.

Als die Moni in früher Morgenstunde sich auf ihr Bett warf, drückte sie das Gesicht in den Polster und schluchzte laut hinein.

II.

Unterhalb Kufstein spannt sich zwischen dem Kranzhorn und dem Kaisergebirge ein weiter Thalgrund aus, der die ansehnlichen Dorfschaften Ebbs, Niederndorf und Erl trägt. Dieses letztere spiegelt sich im Inn, der von da an Tirol verläßt und mit beiden Ufern in bairisches Land tritt. Bald hinter Niederndorf öffnet sich eine Felskoulisse, aus der ein klarer Bergbach fließt; sie führt in die kleine Landschaft Sewi, die der geniale Tirolreisende Dr. Steub in seiner besten Novelle verherrlicht hat, und dann zum Walchsee; von der heimlichen Waldidylle zum weiten von Häusern und schöngeschwungenen Hügeln umrahmten Gestade des grünlich schimmernden Seespiegels. Rings umschließen die wetterschwarzen Berge das Landschaftsbild, über ihm segeln die Wolken hin und die

Frühlingslüfte umwehen es linde. Auf den Hügeln zeigt sich das erste Grün und die Märzenveilchen blicken zwischen den Spalten der Zäune, in deren Nähe der Schnee zuerst schmolz, neugierig hervor, das Nahen einer fröhlichen Zeit verkündend.

An dem einen Seeufer breitet sich das Dorf Walchsee aus, am andern drüben hebt sich ein Hügel empor, der die großen Bauernhöfe Unter- und Oberbichl auf seinem Rücken trägt, deren Feldungen rings um den Hügel herziehen.

Mit milchweißem Scheine lag die Märzsonne über'm Thale und ein lauer Windhauch zog vom Westen her. Die Obstbäume hatten die Schneelast abgeschüttelt und streckten ihre Aeste schwarz und laublos vor sich hin. Von dem Oberbichl, den eben ein junger Mann nachdenklich hinanstieg, rieselten tausend Wässerlein.

Wie war doch dem kaum Dreißigjährigen seltsam wehmüthig und feierlich ums Herz, als er so langsam einen Fuß vor den andern setzte, hier nach einem Birnbaum ausschauend, den er wie einen Altbekannten begrüßen mochte, dort am Raine hinanstarrend, weil er ihn dereinst, in fernabliegender goldner Knabenzeit, mit seinem „Schlittenböckl" in Gesellschaft gleich lustiger Spielkameraden kühn befahren hatte.

„Ihr grüßet mich, trauliche Tage der Vergangenheit, auf Schritt und Tritt. Und ob ihr auch nicht immer freundliche waret, ob ihr auch getrübt waret durch die Sorge des Knaben um den flüchtigen, verfolgten, schuld-

losen Vater, euer Gruß thut dem Heimatlosen doch so wohl. Ist es mir doch, als sähe ich auf dieser Halde die Fußspuren meiner seligen Mutter und wieder zittert in mir jener Freudenruf nach, den sie an jenem unvergeßlichen Abende hinausjubelte aus ihrem gepreßten Herzen, als wir nach langer banger Zeit schmerzlicher Trennung die theure Gestalt des Vaters heraufwandeln sahen auf dem schmalen Pfade hier, der zum Oberbichl führt. Ach, wie oft im Tage war sie hinausgetreten auf den Rain und hat hinausgelugt ins Thal und auf die Straße, ob er denn nicht käme zu Weib und Kind, die seiner so schwer, so bitter schwer harrten! Wußte auch der Knabe nicht, was es war, das den geliebten Vater fernhielt; vom abgehärmten Antlitze der Mutter, aus den Thränen, die reichlich ihre blassen Wangen herabrieselten, schloß er doch schon in seinem kindlichen Sinne, daß böse Menschen daran schuld wären, die ihm nachstellten und ihm Leides zu thun suchten, wie einst die Juden dem Herrn."

So sann der Mann im Sammtrocke und er kam der Plattform, auf der die Höfe ragen, immer näher. Indem er die Hand an das Gatterthürl legte, knapp vor dem Oberbichlerhofe, blieb er nochmals stehen. Eine tiefschmerzliche Erinnerung durchschauerte sein ganzes Inneres. Unwillkürlich hüllte er mit beiden Händen das Antlitz zu und wie ein krampfhaftes Stöhnen drang es hervor. Dann ballte er die Fäuste und preßte die Lippen aufeinander, als suchte er den Schmerz zu verbeißen. „Jene Abendstunde, jener Morgen, sie verfolgen mich

noch immer wie grausige Gespenster," sagte er wehmuthsvoll vor sich hin. „Ach, gar früh hat mein stilles Glück seinen Zenith erreicht, rasch war es abgeblüht, um nur vereinzelte Knospen zu tragen, die sich nie, nie entfalten werden. Jene letzten Stunden zu Oberbichl waren entscheidend für uns alle, von da an datiren die schweren Schläge, die mich rasch nacheinander getroffen; ich allein bin es noch, der die Narben weiset und die drückende Kette des Kummers fortschleppt, durchs Leben hin."

Unbeachtet war der Mann weitergeschritten; an einem Baume, um dessen gewaltigen Stamm ein Rasensitz lief, machte er abermals Halt. Er setzte sich und blickte zu der blätterlosen Krone empor. „Da war unser Spielplatz und Hörsaal. Hier erzählte ich ihr von dem Brixenthale, von dem ebenfalls hochgelegenen Westendorf und dem Hause, in dem meine Wiege gestanden, von dem Vaterhause, das wir verlassen hatten müssen, während wir hier nur im Unterstande waren beim Oberbichler, dem treuen Freunde meines Vaters. Ich sehe es noch, wie sie lauschend an meinem Munde hieng, wenn ich ihr die heimischen Wälder schilderte und von den Vögeln und Thieren redete, die sie bargen, oder wenn ich vom Sturzbache sprach, der von weit hinten aus der Kelchsau bricht mit wilddonnerndem Getose. Von den Großthaten des Knaben hörte sie so gerne, denn ach, auch der Knabe war ihr lieb. Sie hat es einst flüsternd in mein Ohr gelegt, als ich eben ihr dunkellockiges Haar mit frischen Blumen umkränzt, sie hat es gesagt das Wörtlein: „Ich hab' Dich

gern, Markus, und wenn wir groß sind, thun wir heirathen wie der Vater und die Mutter." Ein kindisches Wort, das keimend in die junge Seele fiel, und wie seltsam! es wuchert als dichtes Wermutkraut in der Brust des Mannes üppig weiter. Ich glaubte es ausgejätet, die zufällige Begegnung nach langen, langen Jahren, der einzige Blick in ihr Auge hat mir gezeigt, wie kräftig es noch immer fortlebt."

Die Sonne versank hinter den Kamm des Niederndorfer Berges und nur einzelne Glutstreifen glitten über die Landschaft hin und funkelten im schimmernden Oval des Sees. Vom Dorfe herauf tönten die wehmüthigen Klänge der Aveglocke; sie widerhallten zitternd in der Seele unseres Fremdlings, so daß er gerührt aufstund, seinen Hut abnahm und innig betete, während die erregten Gefühle und die Bilder der Jugend, welche die Erinnerung eben wachgerufen, in ihm heiß zusammenfluteten. Wie er also in Andacht versunken dortstand, während das abendliche Dunkel mehr und mehr vom Thalgrunde heraufstieg, bemerkte er nicht jenen alten Mann, der auf seinem letzten Gange um den Hof knapp hinter ihm stehen geblieben war und ernsten aber wohlwollenden Blickes den „Herrischen" beobachtete und sich verwunderte, denn er hatte bei denen, so vielen er auch im Leben begegnet, sonst noch gar wenig Ausdruck des religiösen Empfindens gewahrt.

Der Alte hustete. „Gelobt sei Jesus Christus!"

sagte er, „so Ihr Herberge wollt in meinem Hause, sollt sie haben.“

„In Ewigkeit! Ich nehme dankbar an, Vater Oberbichler.“

Dieser schaute dem Fremdling nun plötzlich scharf ins Gesicht. „Ihr kennt mich? Hm, fast ist mir's, als sähe ich Euch nicht zum erstenmal.“ Und da der andere lächelnd nickte, fuhr er zweifelhaft fragend fort: „Das war vor zwölf Jahren, nicht wahr?“

„Ihr habt's errathen, Oberbichler, mein Vater —“

„O, jetzt kenn' ich Dich, Markus, armer Schelm, wie schlecht mag's Dir ergangen sein in den damaligen Tagen! Dein armer, braver Vater, er hat's nicht lang überlebt.“

„Ja,“ sagte Markus mit tiefbewegter Stimme, „und die gute Mutter ist ihm bald nachgegangen.“

„Hab's gehört, geb' ihr der Herr die ewige Ruh; doch komm' herein, wir wollen einmal von den alten Zeiten reden.“

Die beiden Männer traten in die Wohnstube. Nach dem Abendessen zogen sich die Knechte und Dirnen in ihre Schlafkammern zurück und der Bauer blieb mit seinem Gaste allein.

„Erzählt, Vater Oberbichler,“ begann der letztere, „wie all' die traurigen Begebenheiten so entstehen konnten. Mir ist vieles unfaßbar und räthselhaft, denn wie Ihr wohl wißt, war ich damals noch ein richtiger Kindskopf, mit dem selbst der eigene Vater nichts von den ernsten

Dingen redete, obwohl sie sich neben ihm abspielten und ihn nicht wenig in Mitleidenschaft zogen. Wie ist's gekommen?"

Der Alte lehnte sich auf den Tisch hinein und starrte in das matte Licht der Unschlittkerze. Endlich begann er: „Das ist zu Bonapartes Zeit gewesen und Tirol war rings von den Franzosen umlagert. Das Zillerthal und Brixenthal, die dortmals noch zu Salzbürg gehörten, waren noch von Feinden frei und die Tirolerschützen giengen ungescheut mit ihren Waffen herum. Es war gerade die Schlacht von Aspern durch unsern Erzherzog Carl gewonnen worden und überall hieß es, die Franzmänner würden jetzt Fersengeld geben. Anstatt dessen erschien ein Edikt, das von den sämmtlichen Geistlichen und Behörden der Provinz Salzburg den Eid der Treue an den Bonapartl verlangte. Man soll's nit glauben, aber g'schehen ist's doch, nicht blos die Beamten, denen man's vielleicht weniger in Uebel nehmen darf, weil es um ihr Brot und um die Existenz ihrer Familien gieng, nicht bloß die haben den Schwur geleistet, sondern selbst der Klerus, der ehzuvor dem Kaiser Franz zugeschworen hatte, hat die Formel unterzeichnet. Nur einer war, der Provisor Hagleitner, drinnen in der Aschau, der hat den Eid verweigert und er hat sie Verräther geheißen, allzusammen, vom Dechant angefangen bis zum Coadjutor, Verräther am Kaiser und am Reiche."

Der Oberbichler machte eine Pause, um Athem zu schöpfen.

„War eine gewaltige Zeit damals,“ hub er dann wieder an, „der Bauer hatte eine Macht und er hat dabei doch nur das Rechte und Gute wollen und die Zweideutigkeiten und das Unrechte verachtet. Als treuer Oesterreicher verdammte er drum die Gefügigkeit der Geistlichen und lobte umsomehr den wackeren Hagleitner, der so fest geblieben war. Ja es kam zuletzt so weit und zwar deßhalb, weil man allerlei Sekkaturen hörte, die sie dem Aschauer Provisor anthaten, daß man diesen allein als einen richtigen Priester anerkennen wollte und man die Waffen nur mehr von ihm weihen ließ. Die Funktionen aller übrigen seien unrichtig, so hieß es. Mein . . . mag viel überspannter Sinn gewaltet haben, aber die Bauern sind einmal so, wie die Geistlichen sie erziehen. Am meisten erbost über die Priesterschaft zeigte sich der Manharterbauer von Westendorf, Manzl war sein Name. Der und sein Freund, der Lederer Thomas Mair, ein wahrer Feuerteufel, schürten das Mißtrauen der Männer und Weiber und sie sagten herum, der Papst selbst habe die Geistlichen, die sich dem Bonapartl unterworfen haben, in den Bann gethan. Kannst's denken, das hat dem Faß den Boden ausgeschlagen. Die's übers Herz bringen konnten, mieden nun den Gottesdienst, weil die Verrichtungen des Vikars doch nicht galten, und sie kamen im Manharthofe zusammen, dort hielt der Manzl Christenlehre. Um zu beten giengen sie in Kapellen und verödete Kirchlein. Denk' selbst auch an eine solche Zusammenkunft und Dein Vater war ebenfalls dabei gewesen; glaub'

allweil, dieselbige Sach' hat den Anstoß geben zu den späteren Mühsalen und Leiden."

Markus athmete hoch auf und fuhr mit der Rechten über Stirn und Augen, als wollte er einen beängstigenden Gedanken verscheuchen. Der Alte war inzwischen aufgestanden. Er schritt zu einem Schranke hin, aus dem er eine Schnapsflasche mit zwei kleinen Kelchgläsern langte. Diese stellte er auf den Tisch hin und schenkte sie voll.

„Trink nur Marks," sagte er, „nun kommt das Ueble." Dieser nippte und der Oberbichler that dasselbe.

„Siehst Du, wenn ich von jenen Tagen red', was selten genug vorkommt, dann steht der lange Schlaghammer, Dein Vater, leibhaftig vor mir, mit all seinem energischen und männlichen Wesen und den kühnen, offenblickenden Augen. Da dreht er seinen langen, blonden Schnurrbart und darunter sieht man zwei Reihen Zähne, von denen man gern glaubt, sie könnten einen Zwanziger zu Sand zerbeißen. Nun, mit derselbigen Zusammenkunft der Manharter war's so. Ich hatte zu thun im Brixenthal, oder daß ich's recht sag', ich wollt' wieder einmal den Freund Schlaghammer besuchen und mit ihm diskuriren; hatt' schon lange nichts von ihm gehört. Machte mich eines Samstags auf und kam Abends nach Hopfgarten, wo ich den Freund zufällig traf, obwohl er oben im Westendorf sein Gütl hatte. Wir sind damals, es gab sich das ganz natürlich, auch auf die Manharter zu sprechen gekommen und der Schlaghammer bezeugte viel

Theilnahme für die Häuterleut', denen die Gerichtsbehörde tüchtig auf die Nähte gieng wegen ihren geheimen Versammlungen. So waren die Hauptführer, der Prophet Manhart und der Thomas Mair, eingekastelt worden und saßen in Rattenberg, um den Urtheilsspruch zu hören. Die anderen, die ohne Hirten waren, thaten sich also doch zusammen und am liebsten wären sie schon in die Kirche gegangen, wenn es nur dort keine Geistlichen gegeben hätte. So mußten die Kapellen herhalten. Das wollt' ich einmal ansehen und ich gieng mit dem Schlaghammer. Unter der Hopfgartner Pfarrkirche ist eine Todtenkapelle, ein schauerlicher Ort, mit Gemälden, die armen Seelen im Fegfeuer darstellend, mit schmutzigen Kruzifixen und ganzen Pyramiden aus Todtenköpfen, brrr! Ich vergeß den Eindruck nicht, den ich empfieng, als wir in das düstere Gewölbe traten, trübselig schien das rothe Lichtlein der Oelampel und an den Wänden herum schwankten allerlei Schatten. In den schmutzigen Bänken knieten die Männer und Weiber, eine schöne Zahl, alles Manharter. Sie rührten sich nicht. In die Betbank hineingebeugt waren sie wie Türksäcke stumm und starr, nur ihre Lippen bewegten sich. Von oben herab drangen die Orgeltöne, denn es wurde gerade in der Kirche die Abendlitanei gesungen.

Dein Vater und ich haben uns in den Hintergrund der Kapelle gedrückt, wo tiefer Schatten lag. Da sahen wir auf einmal einen Geistlichen mit langem Talar durch die Thüre hereinkommen, der schaute nach den Betenden

hin und fragte mit lauter Stimme, „was sie denn zu dieser Stunde hier machen?“ Ein Weibsbild erhob sich, das sprach entgegen: „Wir beten.“ Und der Geistliche drauf: „So geht hinauf in die Kirche, wo der Gottesdienst ist.“ Dann das Weib: „Gottesdienst können nur rechtmäßige Priester halten, nicht Scheinheilige und Schattenchristen.“ Der Cooperator ist dabei unwillig geworden: „Unrechtmäßige Priester! Dorothe, wer sagt Dir so unsinniges Zeug vor?“ Die Dorothe aber war schnell mit der Antwort bei der Hand: „Habt Ihr nicht die alte Religion verdreht und verpfuscht? Der Kanisius ist abgeschafft, am Samstag wird das Fleischessen erlaubt, die Aposteltage sind verboten und entheiligt, die alten Bittgänge werden nicht mehr gehalten ....“ So sagte sie und unter dem Schwalle von Vorwürfen waren alle schweigend zur Thüre hinausgegangen, nur die Dorothe stand noch mit in die Hüften gestemmten Armen vor dem Priester. Milde sagte er zu dem verirrten Schafe: „Schau, Dorothe, das alles hat die weltliche Behörde so gefügt, nicht wir.“ Damit kam er aber schön an. „Was gebt Ihr nach, ist es nicht Euer Amt, die Rechte der Kirche zu vertheidigen bis zum Märtyrertod? Geht, geht, Ihr seid keine rechten Priester und deßhalb können wir Euch auch nicht beichten und nicht aus Eurer Hand kommunizieren.“

Während des Geredes war ein Amtsdiener des Landgerichtes unter die Thüre getreten, der, ich sah das wohl, aufmerksam hinhorchte; die letzte Red' der Dorothe mochte

ihn fuchtig gemacht haben, denn jetzt kam er rasch hervor und zupfte das Weib am Hemdärmel: „Weiß ich's nun, weigerst die heiligen Sakramente. Helf Dir Gott, ich kann nichts dafür, aber Du mußt mit zum Landrichter."

Das war ein Schlag für die Manharterin und sie bat darum auch, er möge sie ziehen lassen, denn es nütze nichts. Der Gerichtsdiener wollte sie vielleicht schrecken, er faßte sie schäfer beim Arm und machte Miene, sie mit sich zu nehmen, da war's Dein Vater, der ihn angieng: „Laß sie ziehen im Frieden, findest sie alle Tag, wenn der Landrichter es für gut hält, sie zu zitiren. Im übrigen deucht mich, kann jeder glauben, was er will, und hat nicht nöthig, den Schergen zu seinem Katecheten anzunehmen."

Siehst Marks, das Wort ist Deinem Vater zum Verhängniß geworden und ist ihm nachgegangen durch alle Lebenstage. Man hat's ihm nicht mehr vergessen und ihn alleweil für einen verkappten Manharter gehalten. Als dann die Geistlichkeit darauf gedrungen, daß man den Sektirern endlich den Ernst zeige, und die Regierung sie ihrer Versammlungen wegen vor die Gerichte stellte, da traf es auch den langen Schlaghammer, der unvorsichtig genug war, solchen Zusammenkünften anzuwohnen, obwohl er eigentlich der Sekte nicht angehörte. Er that's aus Trotz, that's immer lieber, je öfter sie ihn in die Keuche steckten, und siehst, das war nicht klug. Hat zuletzt sein Gütl vergantet sehen müssen als gebrochener Mann und ist zu mir gezogen mit seinem Weib und Kind. Wirst's selbst noch wissen, warst doch schon die zwölf Jahre alt."

Markus nickte. Der Oberbichler machte einen tieferen Schluck aus seinem Gläschen und hub wieder an: „That ein Jahr lang gut hier, denn bei uns gab's nie Sektirer, wie die Manharter; aber auf einmal ist's dann doch wieder über ihn hereingebrochen. Das war am Antlaßtag gewesen. Dein Vater war nach Hopfgarten, um, so sagte er mir, Bekannte aufzusuchen. Nun, ist mich nichts angegangen und was mich nit brennt, das blas ich nit. Dort im Markte sollt's wieder einmal nach altem Brauch hergehen bei der Prozession und die Schützen sollten endlich wieder mit ihrem Stutzen erscheinen dürfen. Der Dechant selbst hatte sie aufgefordert, zur Verherrlichung des Kirchenfestes die Gewehre hervorzusuchen und Parade zu machen vor dem Allerheiligsten. Das Landgericht würde auf das Verbot der Waffen weiter kein Gewicht legen und sich nichts mehr daraus machen, denn es habe ja schon gesehen, wie ruhig die Bauern sich verhielten. Wetter noch, wie das ein Jubel war! Man vertraute dem Worte des vertrauensvollen Priesters, der gewiß selbst glaubte, was er sagte. Die Mander zogen ihre Stutzen aus dem Heustocke hervor, in dem dieselben vergraben waren, putzten Rohr und Schloß, daß sie recht schön glänzten in der Frohnleichnamssonne und — na ja, es ist ein große, stramme Kompagnie gewesen, die selbiges Mal mitgieng in Hopfgarten.

Aber o weh! nach der Parade kam die Jammerade. Am nächsten Tag sah jeder Schütze den Gerichtsdiener bei sich und er mußt', wollt' er oder nit, den geliebten Stutzen

herausgeben. Er selbst konnt' sich dann eine scharfe Nase beim Landgericht holen und froh sein, wenn er nicht obendrein noch ins Loch mußte. Schau Marks, das war's, was Deinen Vater neuerdings aufgebracht hatte, so daß er laut herumschimpfte über Geistliche und Beamte, die so treulos wären und das arme Volk bedrückten, betrögen und bestahlen. Trug ihm nichts weiter ein, als allweil die Keuche, da sollt', wie sie's meinten, sein rebellisch Blut ruhig werden. Haha, das verstunden sie schlecht, der Schlaghammer wurde nur noch wilder und er schloß sich nun nur noch mehr den Unzufriedenen an. Häufiger kamen nun Manharter hierher auf den Oberbichl, was unter den Bauern übles Gerede machte und zur Folge hatte, daß der Unterbichler, mein Nachbar, Deinem Vater, ja seinem Weib und Dir, eines Abends ein großmächtig Wetter schlug. Wirst's noch wissen, denn Dich traf's am härtesten, weil Du mit der Unterbichler Monika, die nur wenig jünger war als Du, gute Freundschaft hieltest."

Der Erzähler hielt inne, um zu Athem zu kommen, und sein Zuhörer wußte es zu schätzen, daß er nicht auf ihn Acht hatte, dem die dunkle Blutwelle in das Gesicht geschossen war.

„Ja, ja!" preßte dieser hervor, „der gute Vater mit seinem Sinne für Freiheit paßte nicht in jene Zeit. Seine religiösen Anschauungen wurzelten in einem Boden, der leider nicht vernünftig kultivirt worden war, die Schule, die er in der Jugend genossen, war eben unzulänglich und so kam's, daß seine Ideen nach rechts und

links abirrten und seine Ueberzeugungen nur zu leicht von äußeren Anstößen und Einflüssen bestimmt wurden. Ach, er hat es tragen müssen. Wir zogen fort von hier, denn unseres Bleibens war nicht da, wo alle mit den Fingern auf uns wiesen. Wie Geächtete verließen wir das Thal, das Land, und dort, wo der Inn in die Donau fließt, bebauten wir ein kleines Grundstück. Wir hätten uns leidlich durchgebracht, aber es wollte nicht sein, daß wir glücklich seien. Der Vater wurde bresthaft und starb, die Mutter, ohnehin schwach und vor Kummer und Gram heruntergekommen, folgte ihm bald."

Marks blickte trübselig in das unruhige Flämmchen der Kerze und eine Thräne trat in sein Auge, da all das Elend wieder leibhaftig vor ihn hintrat, das damals über seine Jugend gekommen.

„Der Gnade des Königs danke ich, was ich bin," stieß er endlich hervor, indem er sich von dem harten Sitze erhob.

„Und was bist geworden, Marks?" fragte jetzt erst der alte Oberbichler.

„Maler."

„Und hast Du Dein Auskommen?"

„Ich habe die bestimmte Zusicherung, demnächst eine Lehrerstelle an der königlichen Malerschule zu bekommen."

„Das wär' schon etwas," bestätigte der Alte, der bereits auf Thüren und Kasten gedacht hatte, die er dem Marks könnte zum Anstreichen überlassen.

„Als Künstler genieße ich Ansehen und ein Ein-

kommen, das für meine Bedürfnisse mehr als ausreichend ist. Schade, daß meine lieben Eltern es nicht erlebt haben, ich könnte sie nun unterstützen und sie würden keine Noth mehr fühlen."

„Der sein sie ohnehin entronnen," sprach der Oberbichler, „aber nun gibts ein Anderes für Dich, schau Dir um ein brav's Weiberl und schaff' Dir Deinen eigenen Herd. Glaub' mir's, Marks, das ist immer das Beste."

Doch der Maler schüttelte traurig das lockige Haupt. Das Gespräch wurde hier abgebrochen, denn der Oberbichler spürte schon, wie er sich ausdrückte, in seinen Augen das Pechmandl.

Als Markus allein in der Gaststube des Oberbichlerhofes auf dem Bettrande saß und die letzten Worte des alten Bauers in seiner Seele nachhallten, tauchte das Bild jenes Abends vor ihm auf, der für seine Familie und für ihn so entscheidend gewesen. Es war um die Zeit des Zudunkelns gewesen, die letzte Fuhre Heu war eingeräumt und die Männer saßen im Flur und auf der Hausbank plaudernd beisammen. Er selbst hatte sich in die Stube zurückgezogen und, am Fensterbalken lehnend, unabläßig nach Unterbichl hinübergeblickt. Er wollte die Monika sehen, denn sie war ihm den ganzen langen Tag nicht zu Gesichte gekommen, fast schiens, als verberge sie sich vor ihm. Etwas wie Trotz hatte sich in seinem Herzen geregt, aber er war an das schalkhafte Ding schon so gewöhnt, es ließ ihn doch nicht vom Fenster weg, nur sollte sie seiner nicht gewahr werden.

Markus wußte heute noch, wie er damals empfunden, war es doch das erste Leid, das er der Monika wegen erdulden mußte. Plötzlich hatte er den Unterbichler dem Hause zuschreiten sehen, es war ihm gar seltsam vorgekommen, wie so ernst und grimmig der Nachbar dreinschaute. Er hatte gehört, wie er in die Flur trat und nach dem Oberbichler rief. Beide Bauern waren dann in die Stube gekommen, die sie leer fanden, denn Marks hatte sich unter die Ofenbank geflüchtet, warum, wußte er selbst nicht.

Der Unterbichler hatte nun zu reden angefangen, erst kalt und streng, dann heftig und drohend: der Schlaghammer sei ein Manharter, er wisse es schon, ein der Religion gefährlicher Mensch. Er müsse aus dem Haus, aus dem Dorf und wenn er nicht gern gehe, würden die Bauern, die in der Sache sich schon verabredet hätten, Mittel wissen, diesen Menschen, der nicht her gehöre, los zu werden. Auch das Weib und der Bub müssen weg, sie seien angesteckt von dem Gifte und dürften keinen Verkehr halten mit anderen Christenmenschen.

Dem Oberbichler war es, so schiens dem ängstlich lauschenden Knaben, aufrichtig daran gelegen gewesen, den Nachbarn zu besänftigen; aber er wies vergebens darauf hin, daß Schlaghammer kein Manharter sei, daß ihn nur die Gewalt, die man ihm angethan und manches Andere, was geschehen, verbittert habe und daß dies Alles sich wieder geben und ausgleichen werde. Es hatte alles nichts

genützt, der Unterbichler beharrte darauf, er wolle nicht ruhen und rasten, bis dieser Jonas über Bord geworfen sei. Die Seele des Sohnes krampfte sich heute, da er die Scenen von damals überdachte, noch zusammen, wenn er sich die Worte wiederholte, welche er damals unfreiwillig hatte anhören müssen und von denen er jedes wie einen schweren Fußtritt empfunden hatte.

Und wie wars gekommen dann an jenem Abende? fragte er sich. Der Bauer war mit dem Vater beiseite getreten und hatte ihm beiläufig die Anliegen und Anschläge des Nachbars erzählt und was sie im Dorfe von ihm hielten. Drauf ist der Vater aufgebraust und hat stehenden Fußes fort wollen von dem Orte. Die Mutter hatte bitterlich geweint, aber, wie es ihre Art war, kein Sterbenswörtchen gegen den Zorn des Mannes gesprochen. Und im Kopfe des Marks ist es nach alledem helle geworden, er hat nun gewußt, wie viel es geschlagen und warum die Nachbars Monika nicht mehr zu sehen gewesen war, diesen ganzen Tag. Ihr Vater hatte sich den Feinden und Verfolgern seines Vaters zugesellt, was konnte da die Tochter anders, als den Sohn des Verachteten ebenfalls verachten. Es war vorüber, der Jugendtraum war ausgeträumt.

Und indeß Marks, der Maler, so sann und den Vorsatz erneuerte, sich morgen genau um das Schicksal der Monika zu erkundigen und was sie, die reiche Bauerntochter, aus dem Hause getrieben und genöthigt habe, unter fremden Leuten zu dienen, kam unversehens der

Schlaf über ihn, der über die Vergangenheit milde seinen Schleier deckte.

III.

Um das Wirthshaus von Entach, das außerhalb Kufstein an der Wörgler Straße steht, schlich am Morgen eines Tages in der Josephiwoche der Klettinger Wastl. Er hatte das Feiertagsgewand an und sah mit seinem blonden, in horizontale Spitzen gedrehten Schnurrbart recht sauber aus. Nachdem er eine Weile vor der Hausthüre gehorcht, aber nichts vernommen hatte, zog er sich behutsam an den Fenstern der Flankenseite hin; vorsichtig streckte er den Hals, um in die Gaststube blicken zu können. Da war alles schon gesäubert und gekehrt, aber niemand war zu sehen darin. In der Küche brannte das Feuerlein auf dem großen Herde und rings um dasselbe standen die Töpfe, doch war auch hier kein Mensch zu sehen. Der Wastl kratzte sich hinter dem Ohre, er berieth mit sich, was er nun anstellen sollte. In seinem Sinne stand es, die Gretl zu sehen, die Entacher Tochter, nur dürfte er selbst nicht gesehen werden, beileibe nicht, denn — ja, es würde sich nicht gut machen, so kam es ihm vor, sein Gewissen sagte ihm, daß er eine Dummheit begangen, indem er an der Geliebten gezweifelt hatte. Seitdem der Frosch vom Maler und der Gretl gesungen, saß ein Dorn in seinem Herzen, der ihn ganz verbitterte und ihn völlig

tiefsinnig gemacht hatte. Wenn er hernach zu ihr hergekommen war, hatte es immer ein Gezänk zwischen ihnen gegeben und weil sie nicht nachgab und weil sie auf seine Vorwürfe gar nicht einmal eine Abbitte oder wenigstens eine Entschuldigung gehabt hatte, ist ihm doch nichts Anderes übrig geblieben, als vorauszusetzen, sie sei schuldig und könne sich nicht vertheidigen. Ja, so wars und daher ists gekommen, daß der Wastl sich den Kopf aufgesetzt hat und weggeblieben ist von Entach, ein paar Wochen lang. In den ersten Tagen, da er die Gretl nicht gesehen, hat er sich leicht darüber getröstet, denn, so meinte er, sie würde nun Reue empfinden und sich härmen um ihn. Doch es kam anders, der Wastl hat sich selbst gehärmt um die Gretl, er wollt' es sich nur nicht eingestehen, aber den Niblinger hat er öfters bewogen, hinunterzugehen und ein Glas Wein zu trinken, bloß — so sagte er ihm — um zu sehen, was der Maler mache und ob er richtig auch die Gretl male und nimmer fertig damit werde. Wenn dann der Sepp zurückkam von Entach und zu Kletting vorbeigehen wollte, dann stieß er doch sicher, ob es auch noch so spät war, immer auf den Wastl, der haarklein wissen wollte, was heute vorgefallen und geredet worden sei im Entacher Wirthshause, ob die Gretl vielleicht recht traurig sei und ob sie nicht nach ihm, dem Klettinger Wastl, gefragt habe. Dann erfuhr der Klettinger Wastl zu seinem stillen Verdruße immer, daß die Gretl recht aufgeräumt gewesen und über jedes krumme Hölzl gelacht habe. Mit dem Maler sei sie lieb und fein

gewesen gar aus der Weise, der aber habe sich schon bald nach dem Nachtessen verloren. Er rede überhaupt wenig und blicke immer ernst und verloren drein. Den ganzen Abend aber, so schloß der Niblinger dann gewöhnlich seinen Bericht, ist der Name Klettinger Wastl nicht gehört worden.

Wie das den Wastl wurmte, und doch durfte er sich davon nichts anmerken lassen! „Schon gut," sagte er deßhalb und er hatte dabei Mühe, in seine Stimme Festigkeit und einen gleichgültigen Ton zu legen, „ich kann nicht verlangen, daß sie wegen einem Baum den ganzen Wald gerathen soll (läßt). Nu, kann mir auch denken: Nix verhackt, ein anderes Holz her!"

Und in solcher Stimmung war dann der Klettinger immer gern nach Hirnbach gegangen, wo ihm die Moni theilnahmsvoll zuhörte, wenn zwischen Aerger, Mißmuth, Reue und Eifersucht die eigentlichen wahren Töne seines verliebten Herzens durchschlugen, denn bei ihr konnte er sich nicht verstellen, da gieng ihm immer die Zunge mit den besten Vorsätzen davon; es war, als wüßte er, daß es ein gleichgestimmtes, ebenfalls gequältes Herz war, dem er sein Leid und sein Hoffen anvertraute. Bei allem war es doch so weit gekommen, daß der Wastl nachgerade selbst darüber Reue fühlte, daß er sein lieb's Dirndl in der Gewalt des fahrenden Malers schnöde zurückgelassen und nicht einmal den Versuch gemacht habe, denselben aus dem Felde zu schlagen. Je mehr der Gedanke, es wäre vielleicht doch noch weder Chrisam noch Taufe verloren

gewesen und das Dirndl, die Gretl, wäre vielleicht doch nicht so ganz malerisch, wie der Frosch es herumgesungen, je mehr diese Vorstellungen in ihm lebendig wurden, um so heftiger fühlte er sich in ihre Nähe gedrängt. Dieser geheimnißvolle Zug ist endlich stärker geworden, viel stärker als der Klettinger Wastl selbst war und so ist manchmal seltsames geschehen: Herrjemine, wenn sie eine Idee davon hätte, die Gretl, die thät sich gewiß nicht wenig darauf zu gute und der Frosch, wenn er's wüßte, der säng' das boshafteste Lied, das ihm je eingefallen, und zu lachen gäb's über den Klettinger Bauern, daß es durchs ganze Land hillerte. Aber wahr ists dennoch, wenn's auch nur der Wastl allein weiß, wahr ists, daß er oft Nachts die gesteckvolle Stube von Hirnbach allein verlassen hat, nach Entach hinunter gelaufen ist und — so wie jetzt, grad so wie jetzt, heimlich durch die Fenster gelugt hatte, in die helle Zechstube. Wie hat ihm dann das Herz so lustig geklopft, wenn er endlich die Gretl vor sich gesehen hat und wie ist ihm gleich wieder bang und traurig geworden, wenn er sah, wie sie zu den Andern sprach und diese sie bei der Hand drückten und mit ihr scherzten, während er, er, der doch eigentlich ihr Schatz war, wie ein Verbannter schnatternd dastehen konnte in der bitterkalten Nacht und froh sein mußte, wenn er sie nur auf einen Augenblick sah, ohne selbst gesehen zu werden. Ach, das war hart! Nicht einmal ihre Stimme hatte er gehört durch die doppelten Fenster, die süße Stimme, die oft zu ihm gesprochen in früheren Tagen. Dem Wastl

kams wie eine Ewigkeit vor, seit er das letztemal mit der Gretl gezankt. Und was gäb' er nun, wenn er nur wieder so wie damals mit ihr ein bischen zanken könnt'; es dürfte nur Spaß sein, so stellt er sichs vor und müßte mit einem tüchtigen Schmatz auf die kirschrothen Lippen ausgehen ....

An jenem Morgen in der Josephiwoche war der Klettinger auf dem Wege nach Kufstein. Es war gerade ein Bauernfeiertag und zwar einer von den abgebrachten, an dem er sonst wohl zu arbeiten pflegte; heute litt es ihn aber nicht zu Hause ... er mußte an Entach vorüber und — vielleicht fügte es sich einmal so, wie er's längst sich im Geheimen ausgedacht hatte.

Zweimal war er schon um das weitläufige Haus herumgekommen und niemanden hatte er wahrgenommen. Die Hausdirn saß vielleicht in der Kammer oben und band ihre Zöpfe und die Wirthin und die Gretl schliefen vielleicht gar noch, mocht' wohl wieder eine lange Nacht gewesen sein, gestern; war vielleicht der Maler auch dabei. Oh!

Es stach ihn schon wieder da drinnen im Herzen, und der alte Trotz und die alte Eifersucht waren wieder im Lebendigwerden.

„Wenn ich jetzt hineingehe," sagte er zu sich, „eine der Dirnen brächt' mir ein Stamperl und ich könnt' merken lassen, daß mir nicht nagelgroß um ganz Entach ist, dabei erführ' ich vielleicht, was die wahre Gesinnung der Gretl wär'. Ihr Gelächter kommt mir ein bißl

nicht gar natürlich vor, sie lacht vielleicht, um das Rearn (Weinen) zu verbergen. — Hm, ich kenne das, bei mir geschieht's auch manchmal anders, als mir zu Muth ist. Aber was nützt's, wenn ich sie ausfratschl, das Leut ist vielleicht doch klug und schaut mir in die Karten und lacht mich aus, oder laßt mich anlaufen. Lassen wir's gehn, wie's Gott will, jedenfalls komm' ich am Rückweg wieder her und dann —"

Der junge Bauer bog um die Ecke und wollte, ohne sich weiter umzuschauen, der Straße zugehen.

„Oho, Klettinger, wo aus?" rief ihm jetzt eine weibliche Stimme nach. Unter dem Hausthore stand die Großdirn mit einem Wasserschaff, im Begriff, zum Brunnen zu gehen; in Wahrheit hatte sie den Bauern längst beobachtet und heimlich über ihn gelacht.

„Was ist's denn, läßt Dich ja wenig mehr bei uns sehen," fuhr die Großdirn fort, als der Klettinger, der etwas erschrocken war, stehen blieb und nun langsam auf sie zukam. „Hat Dir etwas nit gefallen, oder warst unpaß?"

„Könnt' nit sagen, ist auch gar so lang nit her, daß ich in Entach war: nachgefragt hat mir seitdem gewiß keines."

„Wer sagt Dir das, Klettinger? das meinst halt so, weil Dir keins nachlauft."

Den Burschen wurmte diese Rede. „Das hat man auch nit nöthig," entgegnete er spitzig, „in Entach findet sich ja gleich ein Ersatz und ein Frackischer ist eh' besser, als unsereins."

„Geh', Dalkentüppel!" lachte die Dirn drauf, „bist auch so einer, der jedem Gimpel gleich nachdudelt, was er vorpfeift. Meinst wohl, der Maler hätt' nichts Anderes zu thun, als jedes G'friesl, das er malt, zu heirathen?"

„Muß nit sein, manche ist wohl zufrieden, wenn sie bei der Nase herumgeführt wird, wenn es nur ein Herrischer ist, der's thut."

Jetzt wurde die Großdirn unwillig, sie stellte das Gefäß hin und stemmte die Arme in die Seite: „Wenn Du so denkst von der Margreth, denn auf die ist's doch gemünzt, was Du sagst, dann kennst Du sie schlecht und es ist jetzt auch besser, daß Du zeitig von ihr lassen hast; eine g'scheite Ehe käm' da ohnehin nit heraus, wo kein Vertrauen ist." Sie nahm das Schaffl wieder auf und schritt schnell, ohne sich um den Klettinger weiter zu bekümmern, dem Brunnen zu.

Der Bauer war eine zeitlang verblüfft stehen geblieben und hatte sich wieder hinter'm Ohr gekratzt. Das that er immer, wenn er sich in Verlegenheit befand.

Darauf gieng er mit einem schnellen Entschluß und des Gemüthszustandes eingedenk, der ihm schon so viel zu schaffen gemacht, der Dirn nach. „Mußt es nit gleich überecks nehmen, was ich sag'," begann er und als sie schwieg, setzte er hinzu: „Wenn ich nur einmal wüßt', was das Wahre und was das Falsche an der G'schicht ist."

„An was für einer G'schicht, wenn ich fragen darf?"

„An derselbigen vom Maler, die der Frosch —"

„Aha,“ rief die Dirn ihn unterbrechend, „daher blast der Wind! na, das ist noch das Schönere, jetzt glaubt Der da dem Lumpen von einem liederlichen Schnapskessel mehr, als einem ordentlichen Dirndl, das er noch dazu sein Dirndl nennt! Kein g'scheiter Mensch hat hinter dem G'sangl was Anderes gesehen, als eine Bosheit, die es auch war. Na, der Frosch soll sich nur bei uns blicken lassen, der Rossinger wird ihm seinen Dank mit der Geißel (Peitsche) auf den Buckel knallen, für die grausame Lug, die ihr Verdruß genug g'macht hat. War nit nothwendig, Klettinger, daß Du auch noch unter jenen sein mußtest, die ihr Kränkungen anthaten und so dumm, oder so übelwollend waren, sie für ein schlechts Mensch zu halten, das sich dem Nächstbesten an den Hals wirft, wenn er nur einen herrischen Rock anhat.“

Der Klettinger Wastl schwieg betroffen, die Reue krallte wieder an seinem Gewissen, wie schon so oft in den letzten Tagen. Endlich nahm er sich doch zusammen und sagte:

„Na weißt, Burgl, wenn ich auf allerlei Gedanken gekommen bin, ist nur die Gretl selbst schuld, warum hat sie mir immer schnippische Reden geben —“

„Warum?“ rief die Burgl eifrig, „weil Deine Fragen und Deine mißtrauischen Reden nichts Anders verdient haben. Sie hätt' wohl Dir Abbitt' leisten sollen, weil der Frosch, der Lump, sie verschimpfirt hat? Und daß ich Dir sag', der fremde Maler selbst hat mehr Gefühl g'habt, als Ihr alle zusamm' und er ist aus dem Haus

und bis nach Walchsee fort, um dem G'red ein End' zu machen. Und der brave Mensch hat's sogar abgelehnt, den Buchhalter und die Gnädige drüben in der Cementfabrik zu porträtiren, bloß weil er dann hätt' müssen dableiben und weil die bösen Mäuler nicht aufg'hört hätten, übles von der Gretl zu reden. Nimm Dir ein Beispiel, Klettinger, an dem landfremden Menschen und denk' dran, daß Du die bösen Mäuler auch würdest still gemacht haben, wenn Du bei der Gretl blieben wärst, weil sie dann am ehesten g'sehen hätten, was an der G'schicht wahr ist."

Die Großdirn hatte sich ordentlich in die Hitze hinein geredet, sie nahm jetzt das gefüllte Schaffl, hob es auf den Kopf und schritt dem Wirthshause zu. Der Bursche schwankte noch, ob er ihr folgen sollte. Er war ganz mürbe geworden, denn die alte Burgl stand recht hoch in seiner Meinung und er wußte es, sie redete nur richtiges, was sie verantworten konnte vor Gott und der Welt. Nun kam es ihm immer mehr vor, als müsse er für sein Unrecht zur Buße ein Uebriges thun und das verlorene Glück wieder herstellen. Aber gieng es noch? Mochte die tiefgekränkte Gretl noch etwas von ihm wissen? Das mußte er erfahren.

Die Burgl stand in der geräumigen Küche und schnitt das Knödelbrod. Da erschien plötzlich der Wastl unter der Thüre.

„Ich will doch warten, bis die Gretl herunterkommt, muß einmal reden mit ihr, geht's hin oder her,

ich seh' schon, ich hab' auch ein bißl g'fehlt," sagte er demüthig.

„Siehst das ein? Na, so geh' ihr nach, sie ist auf'n Thierberg wallfahrten gangen mit der Wirthin."

„Meinst wohl, Burgl, ich darf mich trau'n?"

„Lettfeige Du, versuch's halt." Die Burgl legte Holz zu und machte sich eifrigst zu schaffen; der Wastl sah wohl, wie überflüssig er der Großdirn bei ihrer Arbeit sei und entfernte sich darum langsam.

Er wanderte dem Thierberge zu. In einer halben Stunde war er, nachdem er den Kufsteiner Exercierplatz überschritten hatte, den geschlängelten Pfad hinan bis zum Jägerhause gekommen. Im Wäldchen dort ließ er sich auf einer in einer Baumgruppe stehenden Bank nieder, nicht so sehr um zu rasten, als vielmehr um Zeit zu gewinnen. Denn obwohl er auf dem Wege hieher eifrig darüber nachgedacht und auch schließlich festgestellt hatte, wie er sich der Gretl und ihrer Mutter gegenüber zu benehmen hätte, schien es ihm jetzt, da die Entfernung von ihr immer kleiner und kleiner geworden und sie jeden Augenblick vor ihm stehen konnte, doch wieder geboten, alles noch einmal zu überdenken. Es klopfte ihm dabei das Herz unter der blumigen Weste, eine Erscheinung, die ihm ganz neu war, die ihn aber ängstlich darüber machte, ob er wohl keine dumme Figur spielen würde.

Während er über seine Lage und über alle Möglichkeiten nachsann, welche die nächsten Minuten bringen könnten, schlugen Tritte und gleich darauf Stimmen an

sein Ohr. War sie es schon? Unwillkürlich drückte sich der Wastl hinter einen Stamm und sorgte dafür, daß auch nicht ein Zipfel seiner grauen Lodenjacke vorstund.

Nun kamen die Sprechenden näher; Gott sei Dank, sie war es doch noch nicht! Zwei Herren schritten langsam den Weg herauf und sie sprachen so ungenirt, daß er sogar jedes Wort verstehen konnte.

„Na, Pepi," sagte der Eine, ein kurzer, dicker Napf, der heftig keuchend heraufstieg, „gesetzten Falles, daß Du wirklich recht gesehen hast, dann begreif' ich immer nicht, warum Du mich da heraufhetzest. Bei derlei Gelegenheiten ist man doch lieber unter vier Augen, ein Elephant ist dabei höchst unnütz."

„Das verstehst Du nicht, Freund," erklärte dagegen der Andere, „wenn ich allein bin, bring ich sie um alles in der Welt nicht dazu, mich zu ihrem Begleiter anzunehmen; so weit reicht mein Einfluß und ihre Neigung nicht, daß sie sich nur ein Viertelstündchen mit mir dem Gerede der Leute preisgäbe. Wenn wir zwei mit ihr gehen, schaut die Sache weit ungefährlicher aus. Uebrigens, damit Du's weißt, sobald wir außer Kufstein sind, kannst Du verduften, ich werde sie dann allein heimbegleiten, verstehst?"

„Und ob!" betheuerte der dicke Revisor und nach einer Weile setzte er hinzu, indem er stehen blieb und seinen Freund veranlaßte, ein Gleiches zu thun: „Nun will ich Dir aber nicht verhehlen, daß Du mir viel ernsthafter in die Wirthshexe verplempert scheinst, als Du

zugeben willst. Man sieht Dich ja nirgends mehr, als da draußen, Du redtst und wie mir vorkommt, denkst auch nichts Anderes mehr als an das Bauernding, das Du als g'scheiter Kerl ja doch nicht heirathen wirst."

Der Klettinger spitzte hinter seinem Buchenstamme gewaltig die Ohren. Von wem gieng die Rede? Wirthshexe, Bauernding, es konnte von niemand Anderem die Rede sein, als von seiner Gretl. Also nicht eigentlich den Maler hatte er zu fürchten, sondern den als Don Juan bekannten Aktuar von Kufstein, den sie den schönen Pepi nannten? Ein gefährlicher Gegner, besonders bei einem Mädchen, das ihren Schnürlhut und ihr Miederleibl nicht ungern mit dem Stadtkleide vertauschen thäte! Dem jungen Bauern schnappten völlig die Kniee eine.

Die beiden Freunde giengen langsam weiter und der Wastl hörte nur noch den Aktuar sagen: „Was ich alles im Stande wär', weiß ich nicht, aber das sag' ich, mein muß sie werden." Und den Revisor drauf: „Aber nur nicht für immer, hoff' ich!"

„Lumpen das!" knirschte der Bauer, der nun hervorsprang und den beiden Herren bald den Weg abgewann. „Hol' der Teufel alle Schenirerei, ich muß nun die Gretl warnen vor dem Bruder Liederlich, der sie verführen will."

Auf der Plattform oben stand die Entacher Gretl und lugte übers Thal hin, das im ersten Grün sich jungfräulich frisch ausnahm. Nur in den Bergfalten lagerte noch dichter Schnee. Ueber die Landschaft breitete sich

der Sonnenschein, jener matte, milchige Schimmer, der dem Märztage so eigen ist. Das Mädchen, eine volle Gestalt in Mittelgröße, mit blonden Haarflechten und graublauen, fröhlichen Augen, schenkte alle Aufmerksamkeit der Schönheit der Thallandschaft, so daß es nicht gewahrte, wie der Klettinger herankam.

Endlich mochte sie seine Nähe fühlen, sie drehte sich langsam und die Blicke der Beiden begegneten sich. Ein flüchtiges Roth stieg in die Stirne der Entacher Tochter empor, das aber schnell verschwand. „Gehst Du auch wallfahrten?“ fragte sie gleichgültig kühl.

Der junge Bauer nickte. Er hatte die Gretl so lange Zeit nicht mehr so nahe bei sich gesehen und jetzt kam sie ihm um vieles schöner vor als früher. Kein Wunder, dachte er bei sich, wenn sie auch den Herrischen die Köpfe verdreht. Ob sie wohl auch so standhaft ist als schön?

„Nu, Klettinger, geh' nur ins Kirchl, die Du suchst, wartet schon auf Dich.“ Die Gretl sagte es, über sein Schweigen erbost, mit spitzer Betonung, die den Burschen verletzte.

„Wegen mir geht keine auf den Thierberg,“ antwortete er, „aber Du ziehst bald mehr Leut' herauf, als die Mutter Gottes.“

Die Gretl hob den Kopf, ihr fragender Blick ruhte auf ihm.

„Wirst's gleich sehen, die noblen Herren, haha! Auf dem Wege haben sie schon ausgemacht, wie sie das Bauerndding drankriegen werden.“

„Was redst denn eigentlich, Wastl, wen wollen's kriegen."

„Denke, wird wohl Dich angangen sein, Wirthshexe und Bauerndiug, nu, ich glaub' schon, das stimmt."

In diesem Augenblicke erschienen der Aktuar und sein dicker Freund, der Revisor, auf der Höhe des Thierbergs. Sie blieben stehen und wischten sich den Schweiß von der Stirne, dann traten sie, nachdem sie rings herumgeschaut, in die Kirche. Unter der Thüre war die Entacher Wirthin, eine alte, würdige Frau, an den Herren vorübergeschritten und gieng auf ihre Tochter zu. Unmittelbar hinter der Wirthin war die Hirnbacher Kellnerin, die Moni, in das Freie herausgetreten, gefolgt von den zwei Kufsteinern, die sich eifrig mit ihr zu schaffen machten.

„Ah, auf die haben sie's abgesehen?" rief der Klettinger erleichtert aufathmend. Und die Gretl sagte sich mit inniger Befriedigung, es scheine nun doch, als sei der Wastl nicht wegen der Moni heraufgekommen, sondern — ihr Herzlein pochte bei dem Gedanken, ob dem Wastl endlich doch die Augen aufgegangen und die eifersüchtigen Skrupel vergangen seien?

„Ah, der Klettinger!" grüßte die Wirthin freundich, „hast Dich völlig rar gemacht, was nicht recht ist von Dir."

„Weiß es, Mutter, soll anders werden, ich versprech's, meine Hand darauf, nur sagt nichts mehr von dem, was gewesen ist und sei wieder gut, Gretl, willst?"

Das Mädchen schlug in die dargereichte Hand ein

und sie empfieng dafür einen dankbaren Blick, der sie freudig erregte.

„So und jetzt hinunter in die Klause, wir wollen auf ewige Freundschaft ein Glasl trinken," jubelte der Wastl, „schaut nur, die Moni von Hirnbach geht auch da hinab mit den Fracklern. Mag sich in Acht nehmen, deucht mir."

„Soll ein bravs Leut sein und wird sich wohl zu helfen wissen," entschuldigte die alte Wirthin.

Unsere Wallfahrer lenkten dann in den Pfad ein, der zur Klause hinabführt, der traulichen Schenke am Fuße des Thierberges, hart an der bairischen Grenze.

IV.

Markus, der Maler, war schon etliche Tage in Oberbichl gewesen und hatte die Porträts der Entacher Wirthsleute fertig gemacht. Nebenbei war es ihm nicht leicht geworden, näheres über seine Jugendgespielin, die Monika vom Unterbichlerhofe, zu erfahren. Im Hofe selbst durfte er sich nicht blicken lassen, denn dort hauste noch immer wie ein Drache der alte Nachbar, der in der Zeit noch gefürchteter, weil rauher, geiziger und fanatischer geworden war. Von dem konnte er nichts erfragen. Vom Oberbichler brachte er nur heraus, daß die Moni eines Tages vor mehreren Jahren vom Hause verschwunden und auch im Dorfe nicht zu finden war. Weiters habe

sich der Alte nicht um die Tochter bekümmert und die Bäurin durfte es ebenfalls nicht, ja sie wagte es gar nie, in Gegenwart des Bauern den Namen der Entflohenen auszusprechen.

Was eigentlich die Moni bewogen hatte, das elterliche Haus zu verlassen, konnte man nicht mit Bestimmtheit sagen, die allgemeine Vermuthung gieng aber dahin, sie sei sehr hart gehalten worden. Zuletzt habe es sich der Alte, den ein völliger religiöser Wahn gefangen hielt, in den Kopf gesetzt, sie müsse Klosterfrau werden, denn als solche könne sie für ihn beten. Weil er keinen Sohn hatte für den geistlichen Stand, wollte er der Kirche wenigstens die Tochter opfern. Er redete ihr zuerst zu, später befahl er und als er mit Drohungen kam und darangieng, seinen Willen auch zur Ausführung zu bringen, da war das Mädchen auf und davon.

Man raunte sich im Dorfe in die Ohren, der alte Unterbichler habe seine Tochter enterbt und verflucht und wenn sie nicht wiederkehre und sich seinem Willen unterwürfe, bliebe der Fluch auf ihr haften, bis übers Grab hinaus. Sie könne im Leben kein Glück und nach dem Tode die Seligkeit nicht finden.

Dem Maler graute, als er dies hörte, aber er konnte dem Mädchen nicht Unrecht geben, wenn es sich geweigert, dem Willen des Vaters nachzukommen. Wie konnte er das Lebensglück seines Kindes verlangen, das einmal nicht den Beruf in sich fand, in düsteren Klostermauern lebendig begraben zu werden? Arme Monika! Also auch sie litt

durch den hartherzigen Egoismus, den tollen, fanatischen Sinn jenes Mannes, von dem er selbst schon so viel des Trüben und Traurigen erfahren? Und war das nicht ein deutlicher Wink, daß er von nun an die Jugendgespielin nicht mehr meiden dürfe, weil ein gemeinsames Band des Leides sie gleichsam aneinanderknüpfte?

Es war also nicht so, wie er bisher gedacht, die Monika war nicht wie ihr Vater, sie verachtete den angeblichen Manharter und seine Familie nicht, weil ihr Vater es so wollte. Die Monika dachte selbständig und gewiß toleranter als ihr Vater, sonst würde sie nicht den Muth gehabt haben, sich der Zumuthung, eine heilige Büßerin zu werden, durch die Flucht zu entziehen. Und wie! lebte in ihr wohl noch etwas von jenen Gefühlen, die so zart in den Kinderherzen emporgekeimt waren, sind sie vielleicht auch in ihr, wie in ihm erstarkt und nur durch die Wendung, die das Schicksal gefügt, verhindert worden, zur vollen Blüte auszuschlagen?

Es litt den Maler nicht mehr auf dem einsamen Oberbichlerhofe. Er sagte dem treuen Freunde seines seligen Vaters ein „B'hüt Gott!" Die Männer schüttelten sich die Hände, dann gieng Markus und der Oberbichler rief ihm ein herzliches „Auf Wiedersehen!" nach. Es war am selben Nachmittage, an dem wir unsere Wallfahrer auf dem Wege nach der Klause verließen.

Indeß der Maler gegen Durchholzen hinabwanderte, stieg der Frosch von der Dorfseite zum Oberbichl empor. Sein unbärtiges, runzliges Gesicht zeigte wieder den bos-

haften Ausdruck, der es so unangenehm machte; offenbar kreiste in seinem Gehirne ein Rachegedanke, welcher zu groß war, um bloß in ein derbes, verletzendes Schnaderhüpfl ausgemünzt zu werden. Man kannte den Frosch im ganzen Unterlande für einen gallsüchtigen Menschen, den jedes quere Wörtlein beleidigen konnte; die Leute meinten deßhalb, er müsse wohl ein großer Schelm sein und vieles auf dem Gewissen haben, weil er sich immer getreten fühle.

Beim Unterbichlerhofe blieb der Frosch einige Augenblicke stehen — er horchte; da er nichts vernahm, was auf die Anwesenheit der Knechte deuten konnte, trat er vorsichtig ein. Die Kammer des Unterbichlers war im oberen Stockwerke, vornehinaus gegen den Söller. Der Frosch wußte das alles genau, war er doch vor langen Jahren Knecht gewesen auf dem Unterbichlerhofe und, wie die Dorfleute sich noch erinnerten, einer, der den sonst so hart zugänglichen Bauern am kleinen Finger hatte. Nur ein gewisser Wandertrieb und ein ausgesprochener Hang zum Nichtsthun hießen ihn die vortheilhafte Stellung in Unterbichl gegen das vagabundirende Leben vertauschen, dem er seither oblag. Obwohl man ihn wie eine Landplage scheute und seine Liedln fürchtete, getraute sich doch niemand, ihn abzuweisen, wenn er um eine Gabe vorsprach, und nirgends trat man offen gegen ihn auf, denn man hatte allgemein das Gefühl, der Frosch wäre eigentlich doch mehr im Stande, als einem einschichtigen Bauern lieb sein könne.

Als der Frosch behutsam in die Kammer des Unter-

bichlers trat, schleichend wie ein Dieb, fiel alsbald sein unstät herumeilender Blick auf die Gestalt des alten Bauers, die, über eine Truhe hineingebeugt, am Boden kauerte. Ein böses Lächeln flog über das Gesicht des Liedlsängers und seine Augen leuchteten gierig; er hatte genau das Klappern der Silbermünzen vernommen, die der Unterbichler, eine nach der anderen durch seine langen dürren Finger gleiten ließ.

„Grüß Gott, halt!" sagte halblaut der Frosch.

Der Unterbichler klappte beim ersten Laut den Deckel der Truhe überrascht zu und flugs hatte er sie unter die große, zweischläfrige Bettstätte geschoben. Mühsam erhob er sich jetzt, denn seine Glieder waren steif geworden mit den Jahren und bei der rauhen Arbeit. Aerger und Mißtrauen blickte aus seinen erdfahlen Zügen, aus seinen düsteren, unter grauen, buschigen Brauen hervorstechenden Augen.

Der Frosch hatte inzwischen gleichmüthig auf einem Stuhle Platz genommen.

„Seid nur nit gleich sakrisch, Vater, weil ich Euch heimsuch'," sagte er, „Ihr könnt nit wissen, was ich will."

„So, nit wissen, was Du willst, Bruder Faullenzer? Hast mal was anders wollen, als Geld? he!"

„Dasmal, Vater, gebt Ihr mir nit umsonst die paar Gulden, ich bring' Euch eine Neuigkeit, wird Euch gewiß werthvoll sein, was ich Euch zu sagen hab'."

Der Unterbichler stand mit schlaff herabhängenden Armen und sagte wie ermüdet: „Weiß schon, streichst

mir allweil Süßes ums Maul, wenn Du im Sinn hast, aus mir was herauszupressen. Und —" der Alte schlug die Augen zum Herrgott empor, dessen Bild an der Stubenecke angebracht war, „der Herr Jesu Christ weiß es, daß alles mit harter Arbeit ehrlich verdient worden ist."

„Ihr habt nur Euer Geld im Kopf, Unterbichler, denkt Ihr nimmer dran, daß Euch das Gebet auch nit schaden thät. Könnt Euch den Himmel nit kaufen und den Geldhaufen nit mitschleppen in die Ewigkeit —"

Der Bauer hielt sich die Ohren zu: „Hör' auf, Sakra zwiderer! Weißt, ich mag nix hören davon und geht Dich auch nix an —"

„Gelt, wollt's nix davon hören, aber im großen Schuldbuch da oben steht's dennoch eingetragen, wie Ihr das Weibl, das alte, wißt's es ja, die Schacher Moidl hat man's geheißen, wie Ihr das Mutterl geschlagen habt, wegen den paar dürren Aesten, die es sich geholt hat. Na, Vater, denkt Ihr nimmer dran? Sie ist zusammen gesunken und —"

„Ich hab' ihr nur einen Schupfer geben, das klebere Ding — weiß Gott, ich hab' ja nix weiter wollen —"

„Ja, hat weiters nix braucht, ist dortgelegen im Moos und starr und starrer worden und die Augen sein ihr gebrochen, dann hat sie den letzten Schnaufer gemacht und gar ist's gewesen: die Schacher Moidl war todt."

„Todt!" jammerte der Bauer, „mein Heiland, ich kann nichts davor, ich hab es nit gethan und nit woll'n, ich bin immer ein guter Mensch gewesen mit den armen

Leuten und es hat mich nur fuchtig gemacht, wenn sie eigenmächtig hingiengen und nahmen, ohne zu fragen, darf ich, oder darf ich nit? Na, na, mein Gewissen ist rein, ganz gewiß rein, ich hab es nit so wollen."

„Warum seid Ihr dann nit hin zum Landgericht, um die Sach' zu sagen, wie sie vorgefallen? Wegen dem lautern Gewissen hat also der Frosch die kalte Leich' in den Nachbarwald tragen müssen, damit man hätte meinen sollen, die Lahn hab' die Moidl erschlagen."

„Hör' auf, sag' ich, hör' auf, Frosch!"

Doch der fuhr fort: „Teufel, noch einmal, Unterbichler, Ihr braucht also kein Gebet mehr? Kommt's Euch nit spassig vor zur Nachtzeit, wenn alles ruhig mit gutem Gewissen schlaft, ist's Euch dann nie, als ob Ihr das Prasseln des höllischen Feuers hörtet, krallt es nie an Eurer Bettstatt herauf und reißt Euch die Duchet heraus? —"

„Oh! oh! Frosch, red'n wir was Anderes, sag', was hast neues." Der Bauer war noch fahler geworden, sein Auge sah ängstlich nach den Stubenecken; matt und geknickt sank er in seinen Stuhl.

So weit hatte ihn der Frosch bringen wollen und jetzt widerstrahlte erst ein Schimmer innerlichen Vergnügens und Behagens auf seinen häßlichen Zügen.

„Ist schon recht, daß Ihr endlich vernünftig denkt: Gebet ist's, was der sündige Mensch braucht. Sollt nun sehen, wie ich auf Euch und Euer Seelenheil bedacht bin. Will man Frieden in sich und mit Gott, muß man erst

Frieden im Haus schaffen. Hat man den Frieden im Haus, kann man sich nützliche Fürbitter erwerben, denn, daß ich's grad heraus sag', unser eigenes Gebet ist oftmals verflucht wenig werth; was glaubt Ihr, Unterbichler?"

Der stöhnte nur und faltete die Hände ineinander.

„Da hab' ich Eure Tochter, die Monika, gefunden —"

Den Bauer faßte der alte Trotz, er streckte die Arme von sich und stieß zornig die Worte vor: „Nix, nix von Der!"

Aber der Frosch ließ sich nicht irre machen. „Die könnt Eure Fürbitterin werden und Euch in den Himmel lupfen, wenn sie ins Kloster gienge —"

Der Unterbichler lachte ingrimmig.

„Oder sie wird das Gegentheil: — Eure Anklägerin, weil Ihr sie dem Manharterbuem, dem Markus Schlaghammer, in die Klauen fallen laßt —"

Jetzt schoß der Unterbichler in die Höhe: „Wo ist sie, die Monika?"

„In Hirnbach; dort muß sie die Bauern bedienen und die Herrischen, die ihretwegen zukehren und sitzen bleiben bis in die verschwiegene Nachtstunde hinein. Ihr seht, wie nahe Euer Kind am Abgrunde steht, Vater Unterbichler."

Der Bauer schritt erregt in der Stube auf und ab.

„Hat sich selbst die Suppe eingebrockt," sagte er dann rauh, „selbst gethan, selbst haben! Warum hat sie meinen Willen nit respektirt und wer hieß sie bei Nacht

und Nebel ausreißen, als ob sie dem Messer hätt' entfliehen müssen?"

„Ah, ah, Ihr wollt sie also dem Manharterischen lassen, Eure einzige Tochter? Und wenn Euch der Herrgott einmal fragt dort drüben, wißt schon, in der Gegend über'm Grab: Unterbichler, wo hast die Tochter, die ich Dir gegeben hab'? was denn dann? he! Wollt Ihr ihm auch vorlügen, wie den Gerichtsleuten wegen der Schacher Moidl und sagen, ich weiß nix, ich bin nicht schuld daran, ich hab' nix gethan?"

Der Unterbichler machte eine heftige Bewegung: „Red' nit, Frosch, und laß die Moidl einmal, ich mag es nit leiden."

„Werdet's leiden müssen, wenn ich zu Kufstein einmal zukehren sollt' in dem Haus mit dem großen Kaiseradler über der Thür." So sprach der Frosch langsam und nachdrücklich, indem er sich von seinem Sitze erhob und Anstalt machte, die Stube zu verlassen.

„Teufl!" knirschte der Bauer, dann faßte er den Frosch am Aermel, „so wart' nur ein bißl, laß Dir drunten in der großen Stuben was zum Beißen geben. Die Moni — hast schon recht, ich muß ihr den väterlichen Willen zeigen und Gehorsam lehren, ich muß sie dem Manharter entreißen — die hol' ich nächstens von Hirnbach ab, sie muß ohneweiters heim."

„Wann holt Ihr sie, Unterbichler?" fragte der Liedlsänger lauernd.

„Am Josephitag und dabei bleibt's!"

„Das ist recht, thut das, wie g'sagt, Ihr braucht das Gebet, aber —"

„Was?"

„Meinen Lohn für die Nachricht, die doch viel Werth hat für Euch, vergeßt den nit" und der Frosch hielt die hohle Hand hin.

Der Unterbichler zog ein ledernes Beutelchen hervor, suchte aus demselben ein paar Silbermünzen und reichte sie mit zitternder Hand dem Frosch hin, der sie lange unzufrieden betrachtete, dabei zu verstehen gebend, daß er eigentlich mehr erwartet habe.

Als er die Stube verließ, warf er noch einen flüchtigen Blick auf die Truhe, die unter'm Bette stand und auf die ein dichter Schatten fiel, so daß, wer von ihr nichts wußte, sie auch nicht sehen konnte; dann schritt er die Stiege hinab, vor sich hinbrummend: „Wart' nur, scheinheiliger Filz, ich werd' Dich schon noch schröpfen."

Der Maler Markus war inzwischen beflügelten Schrittes hinaus geeilt „aufs Land" — durch Kufstein, Entach zu. Dort wollte er die fertigen Bilder abgeben und dann nach Hirnbach gehen; es drängte ihn, Monika zu sehen und zu sprechen. Er war überzeugt: sie hatte dem Jugendgespielen ihre Zuneigung bewahrt. Die Begegnung in Hirnbach, die unter dem Vorurtheile stattfand, sie theile die Gesinnung ihres Vaters und verabscheue den Sohn des von ihrem Vater einstmals verfolgten Schlag-

hammer, diese Begegnung — wenn er wieder und wieder sich den Augenblick vergegenwärtigte, ließ viel eher verrathen, daß die Moni das Bild des Freundes noch lebhaft in ihrem Gedächtnisse, vielleicht auch in ihrem Herzen bewahrt hatte; ihr sanftes Erröthen, zeugte es nicht auch davon, daß sie sogar seiner öfters gedacht, in freundlicher Weise gedacht hatte?

Zu Entach erfuhr Markus erst von der Wallfahrt der Wirthin und der Gretl nach dem Thierberge und die Großdirn sagte ihm obendrein noch, daß er nun nicht mehr flüchtig zu werden brauche vor dem G'sangl des Frosch und dem Gerede der Leute, weil voraussichtlich der Klettinger heute ewigen Frieden geschlossen habe mit der Wirthstochter. Der Maler nahm diese Erklärung um so freudiger auf, da auch ihn schon einmal der Gedanke gepeinigt hatte: wie, wenn die Moni die Sache ernst nahm und wirklich an ein Verhältniß zwischen ihm und Gretl glaubte? Hatte sie doch keine Ursache, nicht daran zu glauben, da er ja damals an ihr und an Hirnbach vorübergegangen, wie von Furien getrieben. Aber ja, jetzt wollte er ihr alles gestehen und ihr, falls sie ihm noch gut war, gerne Abbitte leisten.

Es war schon Mittag vorüber. Um diese Zeit wurden die Gretl und ihre Mutter zurückerwartet. Markus stellte die fertigen Bilder im Zimmer der Wirthin auf und begab sich ins Herrenstübl, um zu speisen. Während er sein Mahl einnahm, hörte er die Ankömmlinge draußen. Es waren ihrer viel mehr, als die Großdirn erwartete,

die ja nur vom Klettinger gesprochen hatte, der seiner Gretl nachgezogen war; wahrscheinlich hatten sich auf dem Wege Bekannte gefunden, die ebenfalls den nämlichen Rückweg zu machen hatten und nun in Entach Mittag hielten.

„Wer ist da nun angekommen, Burgl?“

„O, eine ganze Schaar, sie schau'n sich die Bilder an und die Hirnbacher Kellnerin weint gar vor Freud', so gut, sagt sie, ist die Wirthin troffen!“

„Die Hirnbacher Kellnerin, die Monika, wie kommt die heute daher?“

„Das kann der am besten wissen,“ gab die Burgl zurück und deutete auf den Klettinger Wastl, welcher gerade in der Thüre erschien.

Der junge Bauer war dem Maler, den er für einen gefährlichen Nebenbuhler gehalten, immer ausgewichen, heute schnalzte er lustig mit der Zunge und reichte Markus zutraulich die Hand. „Was soll ich sagen, Herr, fragt nur zu,“ sprach er guten Muthes.

„Der Herr hat es auf die Moni abgesehen,“ scherzte die Großdirn, „drum wundert's ihn, daß sie mit Dir kommt.“

„Oho, nur keine Eifersucht, sie ist nit meinetwegen auf den Thierberg gegangen und auch nit daher, dran sind die Kufsteiner schuld.“

„Daß sie auf den Thierberg gieng?“ fragte Markus athemlos.

„Das weniger, aber daherein ist sie versprengt worden,“ und weil der Wastl das pure Interesse und die Un-

geduld aus den Augen des Malers herausleuchten sah, setzte er sogleich erklärend fort: „Wißt Herr, der Kufsteiner Aktuari hat es halt auf die Moni abgesehen, ist ihr auf den Thierberg nachgegangen, was ich selbst gesehen hab'. Von dort sind wir alle in die Klause hinabgestiegen, die Moni hat sich nit anders traut, die Herren haben ihr so viel zugeredt und fürchten hat sie nichts dürfen, waren ja wir da, die Gretl und die Mutter und ich. Aber der Aktuari hat nit loslassen wollen, der ist bis über die Ohren verbissen in die Hirnbacher Kellnerin und ich hab's auf dem Weg mit meinen eigenen Ohren gehört, wie er sie gefragt hat: ob sie nit Frau Aktuarin werden möcht'."

„So," preßte Markus hervor und alles Blut drängte zu seinem Herzen, „und was hat sie drauf geantwortet?"

„Weiß ich's? aber wie sie gesinnt ist, das will ich Euch sagen; wißt, sie hat mich gebeten, sie durch den Wald hinaufzuführen und sie nit allein zu lassen bis Hirnbach, sie thät sich nit trauen, mit den Herren zu gehen, sagt sie, weil allweil so viel geredt und gesungen werden thät."

Markus wußte genug; Moni war vorerst in sicheren Händen und in Hirnbach sollte sie von der Zudringlichkeit des Aktuars nichts mehr zu leiden haben.

Im nächsten Augenblick hatte er das Wirthshaus von Entach hinter sich, aber nicht ungesehen war er gegangen, ein dunkles Augenpaar hatte ihm mit schmerzlicher Verwunderung nachgeschaut.

V.

Die Moni hatte in den letzten Stunden nicht wenig gelitten; nicht weil der Aktuar ihr seine Liebe aufdrängen wollte, nein, der Mann hatte eine Form gewählt, ihr von der Lebhaftigkeit seiner Gefühle zu sprechen, die sie nimmermehr verletzend finden konnte. Der Lebemann hatte eine Sprache gefunden, wie das einfache Mädchen sie noch nie gehört, und die warmen Herzenslaute, die in dem, was der Aktuar sprach, durchklangen, hatten auch einen sympathischen Wiederhall in ihrem Herzen geweckt. Sie fühlte, daß sie ihm nicht böse war, zudem — ja, an ihrer Stelle würde jede mit beiden Händen zugegriffen haben. Er meinte es, so schien es ihr wenigstens, gut und man konnte ihm wohl zutrauen, daß seine Liebesflamme auf dem ehelichen Herde ruhig weiter brennen und nicht so bald verlöschen würde. Pepi hatte Gemüth gezeigt, man durfte bei all seinem frohgemuthen, leichten Sinne doch annehmen, daß er eine Frau glücklich machen würde.

Aber nein, — sie konnte ihm dennoch das Jawort nicht geben. Am Hochaltare ihres Herzens stand ein Bild seit ihrem frühesten Mädchenalter aufgeschlagen, das durch die lange Zeit, die es schon dort stand, und durch die Erinnerung, die an ihm haftete, geheiliget war. Der Gedanke an ihn, den sie meinte, hatte stets so viel entzückendes für sie gehabt, er war mit ihr groß geworden, dieser Gedanke, und schon ganz mit ihrem inneren Leben ver-

woben. In den letzten Tagen, da Markus plötzlich vor ihr erschienen und wieder gegangen war, hatte sie darum eine völlige Prüfungszeit überstanden. Frage um Frage drängte sich in ihrem Kopfe. Liebte er sie wirklich nicht, wälzte er thatsächlich die Schuld des Vaters auf die Tochter? Und wenn ja, that sie dann klug daran, jede andere Liebe aus ihrem Herzenskämmerlein auszuschließen? Der Aktuar hatte sie lieb und sein Antrag war ein offener, ohne Klausel und Bedenken wegen ihres Standes und ihres Bildungsgrades.

So giengen die Erwägungen in beständigem Widerstreite in ihr wie Ebbe und Flut hin und wieder. Bald darauf, nachdem sie von dem Stübchen der Entacher Wirthin aus Markus hatte hinweggehen sehen, hatte der Aktuar einen Augenblick erhascht und die dringende Frage gethan, ob sie es wohl erlauben würde, daß er bei ihren Eltern um die Hand der Tochter freie? Bei ihren Eltern! Es fuhr ihr kalt durch alle Glieder; ihr Vater, was wird der sagen, der Vater, dem sie entlaufen, der ganz anderes mit ihr vorgehabt, von dem sie seit Jahren keinen Gruß vernommen und kein Zeichen erhalten, das gesagt hätte, er erinnere sich zuweilen daran, daß er noch eine Tochter auf der Welt habe.

Die Moni war in Verlegenheit um eine Antwort. Sollte sie ihr Verhältniß zur Heimat, ihre Flucht aus dem Vaterhause offenbaren? Konnte sie den jungen Beamten zu dem rauhen Bauern senden und ihn dem Unmuthe und dem Grolle des Alten überliefern, der sich für

gewöhnlich in der derbsten Art zu äußern pflegte, geschweige in dieser Sache? Nimmermehr! Sie bat ihn also, sie nicht sofort zur Antwort zu nöthigen, sondern ihr Bedenkzeit zu lassen. Am Josephitage solle er kommen und ihren Entschluß vernehmen, bis dahin würde sie alles überlegt und erwogen haben und er könne ihr nicht in übel nehmen, wenn sie nicht gerade mit beiden Füßen in den Ehestand hineinspringe, der schon vielen Mädchen zum Wehestand geworden sei.

Auf dem halben Wege nach Hirnbach hatte die Moni sich vom Aktuar freundlich, aber etwas kühl verabschiedet und der Klettinger, dessen Gut oberhalb des Wirthshauses lag, hatte sie bis heim geleitet. Unter dem Hausthore stand der alte Niedermayr, der den Ankömmlingen lustig sein „Grüß Gott, seid's endlich da!“ entgegenrief und der Moni dann sagte, der Maler sei im Stübl, derselbige, der neulich vom Frosch besungen worden.

Das Herz des Mädchens pochte stark, aber Moni nahm sich zusammen und trat, ohne sich lange zu bedenken, in das Stübl rechter Hand, während der alte Wirth sich draußen mit dem Wastl unterhielt, der heute gar so rosig gelaunt war.

Durch die dichten Blätter wilden Hopfens, der sein Geäste um das Fenster rankte und es halb überspann, fiel ein Sonnenstrahl in den mäßig großen Raum, in welchem Markus saß, und umgab ihn und den jungen Mann mit einer grüngoldigen Gloriole. Markus stand schnell auf und schritt dem Mädchen entgegen.

„Monika, kennst Du mich noch? Sei gegrüßt!“ sagte er bewegt und drückte herzlich die dargebotene Hand.

Sie sah zu ihm auf, als wollte sie vorwurfsvoll fragen: Wie magst Du so reden, man vergißt seine erste Liebe nicht.

Eine Thräne schimmerte einer Perle gleich in ihrem dunklen Auge. Markus küßte sie andachtsvoll hinweg.

„Marks,“ lispelte Moni und ihr Haupt sank auf seine männliche Brust hin.

Helles Entzücken durchfloß ihn, seine Arme zogen die theure Gestalt inniger an sich.

„O laß mich's hören, Moni, liebst Du mich noch?“ Die Gestalt in seinen Armen schien zu beben.

„Ich liebe Dich, Marks, seit unseren Kindertagen hab' ich Dich gern.“

„Und denkst Du noch wie damals, weißt Du, als Du das Wort gesprochen: Wenn wir einmal groß sind, thun wir heirathen wie der Vater und die Mutter! Ist das noch Dein Wille, Moni, rede, o rede!“

Das Mädchen sah wie verwirrt vor sich hin, vor ihren Augen tanzten Tisch und Bänke, der Spiegel an der Wand und der Blumenstock am Fensterbrett, dann wurde alles schwarz, es schwindelte ihr und sie wäre zusammengesunken, wenn nicht der Maler sie festgehalten hätte. Traurig blickte er auf die Jugendgeliebte nieder, eine trübe Ahnung überkam ihn und erfaßte sein junges Vertrauen.

Moni erholte sich bald. Sie kam sich wie eine große

Sünderin vor. Kaum eine Stunde war seitdem vergangen, daß sie einen anderen Mann dieselbe Frage stellen hörte. War es nicht schändlich von ihr gewesen, daß sie ihn angehört, daß sie ihm sogar Hoffnung gelassen, da doch nur eine wahre Liebe in ihr Platz genommen hatte, die Liebe zu Marks, die sich nie hätte verdrängen lassen, wenn dieser auch nicht wiedergekehrt wäre? Vergessen hatte sie nun alle Erwägungen und Zweifel, die hervorgerufen durch das seltsame Kommen und Gehen und das bedeutsam scheinende Schweigen des Jugendfreundes ihre Seele zuvor so peinlich beschäftigt hatten, vergessen waren die langen Jahre, die sie geharrt und mit Kummer und Sehnen verlebt hatte. Vor ihr stand es nun wie ein leuchtendes Blatt, auf dem ihr Verschulden, das Verschulden der letzten Stunde verzeichnet stand.

„Verzeihe mir, ich habe nicht erwartet, daß Du noch meiner gedenkest," sagte sie endlich mit zitternder Stimme. „Der Aktuar hat mich so sehr bedrängt, aber es könnt' nie daraus etwas werden, mein Vater würde es nie zugeben, Du weißt nicht —"

„Ich weiß alles, Liebste, und ich erkenne an, daß ich es mir selbst zuzuschreiben habe, wenn ich genöthigt bin, mit einem Rivalen um Dich zu ringen. Wohlan, jener von uns beiden, welcher die Einwilligung Deines Vaters erlangt, der soll Dich besitzen."

In dem Augenblicke, da Moni erstaunt zu dem strahlenden Gesichte des Markus aufsah, drang durchs Fenster die bekannte Stimme des Liedlsängers Frosch:

Bei den Kellrinnen Modi
Ist itzt's Wallfahrn göan (gehn),
Sie walln aufi alloani
Und fahrn abi zu zwöan (zu zweien).

Das Abfahrn is
Mancher Dirn nimmer neu,
Z'letzt fahrt sie gar auf bei
Der Manharterei.

Der Frosch hatte sein Schnaderhüpfl kaum beendet, als schon Markus bei ihm stand.

„Alter quackender Frosch, ehemaliger Unterbichlerknecht, höre mich an," sprach er in tiefem Ernste, „sofern es Dich gelüsten sollte, mich oder die Hirnbacher Kellnerin weiters in giftigen Liedln zu verherrlichen, will ich endlich Dir ein G'sangl vorsingen, das Dir schauerlich in die Ohren gellen soll. Gib Dir nur den Anschein, als wüßtest Du von nichts, ich werde Dein Gewissen aus seiner Betäubung wunderbar aufrütteln, alter Schurke, der den Manharterknaben schon verfolgte, obwohl er Dir nie böses gethan, und der den Unterbichler gegen seine einzige Tochter aufgehetzt hat, wer weiß, aus welcher schurkischen Absicht. Erinnere Dich an die Schacher Moidl, Bösewicht, der Du im Unterbichler Walde den Mund zugehalten, bis sie erstickt ist."

Der Frosch stand mit weitaufgerissenen Augen, bleich und zitternd vor Markus.

„Warum nicht gar," preßte er endlich hervor, „was wißt Ihr von der alten Schacher Moidl?"

„Nun, Frosch, Du kennst mich ja, den Manharter Buem, weißt? der strich damals, als er die vierzehn Jahre zählte, viel im Walde hinter Oberbichl gegen die Habichtsaueralm zu herum. Da sah er eines Tages aus einem Strauche hervor, wie der Unterbichler der Moidl das Holz abnehmen wollte, das sie in seinem Walde ohne seine Erlaubniß geklaubt hatte. Die arme Haut wehrte sich und erhielt dafür von dem wüthenden Bauern einen Stoß in die Seite, so daß sie besinnungslos hinstürzte.“

„Wer sagt das, sie war todt, mausetodt, so wahr mir Gott helfe.“

„Er hilft Dir nicht, aber Deine Lüge rettet Dich auch nicht, Spitzbube. Allerdings ließ der Bauer, der sich fürchtete, das Weib liegen, vielleicht meinte er auch, sie sei todt und rief ängstlich nach Dir. Aber während er sich hinwegmachte aus der Nähe der Mißhandelten und Du herbeikamest, da — glaubst Du, Frosch, ich habe das Stöhnen der Armen nicht gehört? Das Haar stund mir zu Berg und das Blut stockte in meinen Adern, denn ich habe mit meinen eigenen Augen gesehen, wie Du mit der Wiedererwachenden verfuhrst. Ich konnte nicht helfen, mich selbst schüttelte Furcht und Entsetzen, ein Entsetzen, das so groß war, daß ich von dem Vorfalle mich nicht einmal zu meinen Eltern zu reden getraute. Was konnte es auch nützen, die That war geschehen und Du wirst dem ewigen Richter nicht entgehen, so dachte ich damals, heute denke ich, daß Du reif bist für den irdischen Richter.“

„Ihr wollt mich schrecken, Herr,“ sagte der Frosch,

den die Gefahr frech machte, „Ihr könnt mir nichts beweisen, was Ihr behauptet, und zudem, weßhalb hätte ich die Schacher Moidl, die mir nie etwas zu Leide gethan, umbringen sollen, geht, geht!“

Markus faßte den Frosch scharf ins Auge. Der Mann hatte ihm schon als Knabe Abscheu eingeflößt, heute war das nicht minder der Fall.

„Weßhalb Du die schändliche That vollbracht, weiß ich nicht, vielleicht aber thatst Du so, um den Bauern in Deine Gewalt zu bekommen. Er sollte sich für den Mörder halten und Dir Schweiggelder zahlen, he! wer weiß, ob nicht auch deßhalb, damit der Plan besser gelänge und Du ungenirter das Geschäft des Blutigels betreiben konntest, die eigene Tochter so lange verhetzt und mit dem Kloster bedroht wurde, bis sie freiwillig der Heimat den Rücken kehrte?“

Der Frosch war verblüfft und sprachlos, er machte nur mit Kopf und Hand heftige Geberden, die als Verneinung gelten konnten.

„Wie dem auch sei, ich sage Dir, komme mir und der Moni nicht mehr nahe und unterstehe Dich nicht, je unsern Weg zu kreuzen.“

Markus trat ins Haus, ohne sich weiter nach dem Liedlsänger umzusehen. Der stand eine Weile wie angedonnert. Vater Niedermayr, der ihn beobachtet hatte, trat mit einem Gläschen Schnaps auf ihn zu: „Trink den Schluck, Frosch,“ sagte er gutmüthig, „aber mach’ mir keine Faxen und laß die Hirnbacher in Ruh, hörst Du.“

Der ließ den scharfen Inhalt verschwinden und reichte das Glas dem Wirthe hin. „Der Teufel hol' Dich und die ganze Wirthschaft!" Das war der Dank, den der alte Niedermayr vom Frosch erhielt, der hastiger als sonst davonschritt und in sich hineinredete: „Jetzt ist's Zeit, daß ich verschwind. Bin tausendmal zum Unterbichl hinaufgestiegen, jetzt hab' ich's aber satt, nur einmal noch und na, wie heißt's? s'letztemal, s'bestemal."

VI.

Der Josephitag war angebrochen. Es ist ein Festtag bei den Tirolern, die sich den heiligen Nährvater Christi zum Landespatron auserkoren haben. Vom Unterbichlerhofe sind die Knechte und Mägde hinabgestiegen in das Dorf, um dem Gottesdienste beizuwohnen, der Bauer selbst ist landauswärts gewandert; er hatte nicht gesagt, welches sein Ziel sei und die Bäurin fand sich auch nicht versucht, darnach zu fragen; sie war längst der Niemand im Hause, wie sie selbst zugestand, und fürs Zweite war sie vielleicht froh, den Alten mit seiner unerträglichen Laune auf einige Stunden los zu sein. Die Mutter der Monika war in ihrer ersten Zeit, das heißt in den ersten Jahren ihrer Ehe, ein schönes und thatkräftiges Weib gewesen, aber bald nach ihrem ersten Wochenbette hatte sie sich durch einen Fall vom Heustocke auf die Tenne ein arges Gebreste zugezogen. Sie verlor allmählich das Gehör fast ganz und allen Muth und alle Lebensfreudigkeit. Nichts

schien sie mehr zu bekümmern, es war, als empfände sie weder Freud noch Leid.

Diese Frau allein hütete das Haus am Vormittage des erwähnten Patroziniumsfestes und sie saß in der Küche und starrte gedankenlos in das Feuer auf dem großen Herde. Wie übel wars doch, daß sie so gar nichts hörte und so achtlos war: sie hätte sonst wohl die Gestalt wahrnehmen müssen, die zusammengeduckt an der Küchenthüre vorüber nach der Treppe huschte, welche zum obern Stockwerke emporführt.

Die Bäurin war arglos sitzen geblieben und hatte nur ab und zu ein Holzscheit zugelegt, wenn das Feuer auszulöschen drohte. Sie hatte auf die springenden Funken geschaut und auf die blauen und gelben Flämmchen, die um die Töpfe leckten; aber ob ihr bei dem Anblicke, wie eines nach dem andern erlosch, etwas wie ein Gedanke von der Vergänglichkeit alles Irdischen, oder der kurzen Lebensfreude, die dem Menschen beschieden, vorgeschwebt hat, wer wüßte das zu sagen? Indeß sie innen träumte, traten in die Hausflur zwei Männer.

„Nun will's Gott, daß es gut ausschlage! Mir aber kommt Dein Schritt ganz verwegen vor, Marks, kann mir nicht helfen.“

„Nur nicht gebangt, dem Kühnen lacht das Glück, Vater Oberbichler! Ich verlange nichts weiter als die Tochter und das in allen Ehren. Er hat keine Ursache, mich zurückzuweisen, denn jetzt kann ich ihm ja mein Anstellungsdekret vorweisen.“

„Stellst Dir das wohl schön vor, kennst aber den Dickschädl des Unterbichlers nit und wie er grantig sein kann.“

„Versuchen wir's nur, Vater Oberbichler, und Ihr legt Euer bestes Wort für mich ein. Die Monika liebt mich und es steht unserem Glück nichts im Wege, als die Zustimmung und der Segen des Vaters; den soll er geben und ich geh' ihm nicht früher vom Fleck und müßt ich ihm zuletzt selbst die Hölle heiß machen.“ Marks sprach es mit großer Zuversicht; die Liebe hatte ihn ganz umgewandelt und ihn unternehmender, froher und glücklicher gemacht. Den Kufsteiner Rivalen fürchtete er nicht, seit dessen Freund, der Zollrevisor, selbst in Gegenwart der Moni geäußert hatte: „Pepi sei es mehr um die Liebe und die angenehme Zerstreuung, als um den langweiligen Ernst der Ehe zu thun.“ Um dagegen zu beweisen, wie sehr es ihm ernst sei, wollte er selbst sofort die Versöhnung des Vaters mit der Tochter anbahnen und dessen Verzeihung für diese und seine Einwilligung zu ihrem Herzensbunde erlangen.

„Niemand im Hause, als die taube Nachbarin,“ brummte der alte Oberbichler, „da fürcht' ich, dürfen wir nun wieder unverrichteter Dinge unseres Weges ziehen.“

„Halt aus, Vater, wir gehen direkt in des Bauern Kammer, er ist oben, so wahr mir Gott helfe, ich hab' sein Gesicht am Fenster gesehen vom Oberbichl aus.“

„Nu, so wart da einen Augenblick, ich will dem Nachbarn erst auf den Zahn fühlen, schau'n, wie er sich stellt.“

Der Bauer stieg langsam und öfters eine Weile ausruhend die steile Stiege hinan. Markus stand herunten und wartete bis er gerufen würde. Plötzlich hörte er einen dumpfen Fall, einen lauten Schmerzensruf, die Stiege herab rannte, mit jedem Schritt einige Stufen überspringend, eine männliche Gestalt.

„Halt den Dieb, Marks! halt ihn fest!" rief der Oberbichler oben. Marks hatte ihn ohnedies schon, seine nervige Faust hielt den Mann fest an die Stelle gebannt.

„Ei, der Frosch!" sagte der Maler zu dem sich Sträubenden, „wozu denn die Eile, brennt die Hölle hinter Dir, he?"

Der Vorgang hatte sogar die Bäurin aus ihrem dumpfen Brüten aufgeschreckt, erstaunt kam sie herbei, um zu sehen, was es gebe. Als sie den Frosch erblickte, schüttelte sie zornig die Fäuste gegen ihn und spuckte vor ihm aus. „Haderlump! der Haderlump! Fort mit dem da!" stieß sie hervor, „der hat alles Unglück in unser Haus getragen."

Der Oberbichler erschien nun oben auf der Stiege. „Der Bauer ist nicht oben," sagte er im Heruntergehen. „Der Kerl da hat die Gelegenheit ausgenützt und ihn bestohlen. Liegt alles durcheinander und eine Truhe ist erbrochen, der Geldranzen fort."

„Hier ist das Ränzlein, es schmiegt sich ganz schön um den Leib des Fröschleins; na, Bäurin, kennt Ihr den Gurt?"

„Ist des Unterbichlers," sagte diese, allmählich wieder in ihre Theilnahmslosigkeit zurückfallend.

„Jetzt spann' ich meinen Braunen ein, Marks, wir fahren nach Kufstein und zwar zu dritt; meiner Seel, der Landrichter wird seine Freude haben an den nagelneuen Gerichtsdienern."

„Laßt mich laufen, Marks," bat der Frosch, „und heute noch soll die Monika Eure Braut sein. Ihr wißt nicht, wie leicht mir der Unterbichler folgt."

„O ja, alter Spitzbube, ich ahne es; ich glaube Dir auch erst gesagt zu haben, woher diese Folgsamkeit kommt. Dich laufen lassen? Nein, thät mich der Sünde fürchten. So, da ist des Oberbichlers Wagerl, mach keine Umständ', Frosch, und heb' Dich hinein, oder ich helf Dir, so wahr ich Markus Schlaghammer heiße."

Bald rollte das Kütschlein des Oberbichlers im scharfen Trabe mit den drei Passagieren gegen Kufstein.

Die liebliche Waldlichtung, in welcher der Weiler Hirnbach steht, war von der Nachmittagssonne grell beleuchtet. Oben in Schwoich und drüben in Kirchbichl und in Langkampfen war seit geraumer Zeit die Vesper vorüber, denn die Bauern und die Burschen hatten sich schon beim Wirthe eingestellt, um die festliche Marende zu halten. Während der wärmsten Stunden hatte der alte Niedermayr einen Tisch ins Freie stellen lassen und er war schnell besetzt worden. Die Monika schleppte eifrig Bier zu und der Putzerer erhob sich und ließ den Niblinger Sepp hoch leben und wünschte ihm zum Namenstage ein

Weibel, so lieblich und fein, wie sich der Klettinger eines zu wählen verstanden.

„Die Moni wär so was für Dich, he?" meinte der Glaura Bäcker und kniff das eine Auge zusammen.

„Wenn ich Dein Geld hätt', Glaura," gab der Nib-linger zurück, „derweil will sie aber höher hinaus. Seht, dort kommt ja der Richtige."

Alle Köpfe drehten sich wie auf Kommando. Um das Wirthshaus bogen eben der Aktuar und sein dicker Freund, der Revisor.

„Hm, der? Dummheit magst sagen," brummte der Oberluecher vor sich hin.

„Der Aktuari ist ein lustiger Herr," bemerkte der Marbacher bedächtig, „aber, ich kann mir nit helfen, die Moni thät mich gereuen für ihn. 's wär meiner Seel schad um sie."

Die beiden Kufsteiner Herren hatten sich ebenfalls ein Tischlein herausbringen lassen und die Moni stand bei ihnen im flüchtigen Gespräche.

„Hast Du nicht von mir geträumt, Schatz, letzte Nacht?" fragte der Aktuar.

„Könnt's nicht sagen, aber den Stoßvogel hab' ich gesehen, wie er unsere schönste Taube holen wollte, er kriegte sie aber nicht, weil —"

Der Revisor lachte, daß sein Bäuchlein lustige Hupfer machte.

„Das geht Dich an, Pepi, Du bist der Stoßvogel."

„Er kriegte sie nicht, weil —?" frug der Aktuar pikirt.

„Nu, weil ein Geier ihn verjagt hat.“

„Und drauf hat der Geier sich das Täuberl beigebogen? Na, versteht sich,“ ergänzte der Revisor, während sein Freund schmachtend in die gleichgiltig blickenden Augen der Kellnerin sah. Auch der Revisor schielte jetzt zur Moni hin; was war das, eine plötzliche Blässe überflog ihre Wangen, sie schien zu wanken, ihr Blick haftete auf einem Punkte, dort, dort! — Beide Freunde folgten befremdet diesem entsetzten starren Blicke, aber sie sahen nichts weiter, ein Bäuerlein kam um die Ecke und schritt langsam und müde der Hausthüre zu in die Stube, in der Vater Niedermayr heute selbst die Krüge vollschänkte.

„Wer ist's?“ fragte der Aktuar, Moni bei den Händen fassend.

„Mein Vater.“ Wie taumelnd gieng das Mädchen zum andern Tisch, an dem ein Deckel geschallt hatte.

„Muß ein harber Alter sein, weil sie sich fürchtet. Nun, Freund Pepi, da kannst gleich Dein Anliegen vorbringen, gratulire zum Schwiegerpapa,“ spöttelte der dicke Revisor.

Pepi gieng mit sich zu Rathe. Nach einer Weile stand er entschlossen auf. „Das will ich auch,“ sagte er.

Im Hausflur sah er den Wirth und die Moni, die zusammen redeten. „Du sollst augenblicks Deine Siebensachen packen und mit ihm nach Unterbichl gehn, so möcht er's,“ sprach der alte Niedermayr, und da die Moni verneinend den Kopf schüttelte, fuhr er fort. Es gäb' sonst ein Mordspektakel,“ sagt er, „Du kennst ihn schon.“

„Ich weiß, wie er's hat, er ist fürchterlich," seufzte die Moni rathlos.

„Aber ich kann Dich unter der Zeit nit fortlassen, was thät ich denn ohne Kellnerin?"

„Und ich will nicht nach Unterbichl, warum wär' ich dort fort bei Nacht und Nebel? Aber ich will zu ihm hinein, er soll nicht sagen, daß ich eine schlechte Tochter wär'."

Dem Aktuar fiel bei dem Zwiegespräche das Herz in die Hose, es kam ihm vor, als wenn dies doch nicht die richtige Stunde wäre, seine Werbung bei dem Vater anzubringen, der so fürchterlich sein konnte, daß selbst seine Tochter es für besser fand, außer Schußweite von ihm zu weilen. Ein Liedchen trällernd zog er sich wieder zurück und er zuckte nur leicht die Achseln, als sein Freund ihn fragte, ob der Alte drinnen der Geier sei, oder ob noch ein Anderer am Schauplatz erschiene, um das Täublein zu holen.

Der Niblinger klappte heftig den Deckel auf sein Glas, die Moni erschien aber nicht, sondern Vater Niedermayr kam an ihrer statt. „Die Moni soll's sein, heut' an meinem Namenstag will ich mir nit von Dir alten Bärenhäuter einschänken lassen," rief er.

„Die Moni ist in der Stube," hieß es dann, „wir gehen alle hinein, es wird ohnehin kalt hier."

In der Stube waren nur zwei Personen: Vater Unterbichler und seine Tochter. Die eintretenden Bauern erriethen sofort, daß es eine Scene zwischen beiden gegeben

hatte, denn die Moni weinte. Das gieng dem Putzerer, der kein Weib und kein Kind weinen sehen konnte, nahe ans Herz.

„Was thust Du dem braven Mädel da, sag Lotter?“ fuhr er grimmig den Unterbichler an.

Der sah kalt zu ihm empor. „Heb' Dich weg, geht Dich nix an. Ist meine Tochter, die unter meiner Gewalt steht.“

„Und da willst sie schinden, oder was?“ Doch die Moni zog den erregten Mann beiseite. „Laß ihn, er ist mein Vater,“ bat sie.

„Mir recht, aber was hat er mit Dir?“

„Pah, Dummheit magst sagen,“ fiel der Oberluecher ein, den der Zwischenfall unangenehm berührte.

Der Unterbichler rückte auf seinem Stuhle. Sein düsteres Auge blickte nach seiner Tochter aus und schien zu sagen: „Keine Widerrede mehr, wir gehen.“ Moni zuckte zusammen, sie wußte, daß eine fürchterliche Scene bevorstand, wenn sie den Gehorsam verweigere. Schon erhob sich der Vater, da gieng die Thüre auf, der Gerichtsdiener von Kufstein trat ein, seine große Dogge zur Seite.

„Im Namen des Gesetzes, Unterbichlerbauer von Walchsee, Ihr seid arretirt und folgt mir sogleich,“ sagte der Mann feierlich, indem er seine Hand auf die Schulter des Baüers legte, der unter ihr zusammenknickte.

Stille war es jetzt geworden in der Stube, daß man hätte das Mäuschen hören können. Die Moni nur hatte

sich hochaufgerichtet und war zu ihrem Vater hingegangen, der wie ein armer Sünder dasaß, und hatte gesagt: „Kommt Vater, das muß ein Irrthum sein, ich gehe mit Euch aufs Gericht, es wird sich alles aufklären.“ — —

Hat sich schließlich auch aufgeklärt vor dem gestrengen Herrn Landrichter. Der Unterbichler und die Moni haben bei ihm den Nachbarn von Oberbichl getroffen und den Markus. Der Moni war schon fast leichter geworden, als sie dieses letzteren ansichtig geworden war. Auch der Frosch ist dort gesessen auf dem Armensünderstühlchen, der hatte wollen, daß neben ihm auch der Unterbichler Platz nähme, von wegen der Schacher Moidl. Ja, dem reichen Unterbichler hatte es schon sein Gewissen gesagt, was es mit der Arretirung auf sich habe, und er hätte nichts mehr gegeben für sein Leben. Aber es ist doch anders gekommen. Der Marks war auf einmal vorgetreten, der verhaßte Bue des glaubenslosen Manharters, und hatte einen heiligen Eid geschworen ganz wie andere rechtschaffene Christen und aus seiner Rede ist hervorgegangen, wer der Mörder des alten Mutterls gewesen ist.

Wie leicht war es da bei der Verhandlung dem Unterbichler geworden, wie weich und wie selig ums Herz. Nun wars doch nicht mehr nöthig, daß seine Tochter ins Kloster mußte, denn er war ja kein Mörder und konnte schon für sich selbst beten und Messen auszahlen. Da war ja auch der Geldsack, den er in so ehrlicher Weise angefüllt hatte und den der Lump von einem Frosch hatte davontragen wollen.

Die Freiheit, an die der Vater Monikas nicht mehr zu denken gewagt hatte, als er an der Seite des Gerichtsdieners nach Kufstein fuhr, er erhielt sie heute noch. Allerdings mußte er noch oft und oft vor dem Gerichte erscheinen, aber der Marks hielt treu bei ihm aus, bis der Spruch gesprochen war, der Frosch auf lange Jahre ins Zuchthaus mußte und er selbst ledig und frei gehen durfte, wohin er wollte.

Dem Marks schlug er seine Werbung nicht ab, denn warum hätte die Moni nicht Professorin werden sollen?

Um Ostern wurde die Hochzeit in Walchsee begangen; sie dauerte zwei Tage lang, weil unter den Beiständen der alte Niedermayr war und man deßhalb doch auch einen Trunk und ein Mahl in Hirnbach nehmen mußte. Dort im traulichen Herrenstübl sprach der alte Putzerer einen Hochzeitsreim und ließ schließlich auch ein zweites Paar hochleben, das demnächst darankäme: den Klettinger Wastl und die Entacher Gretl. Man stieß eifrig an, daß die Gläser hell erklangen. Die Paare sollten wachsen und sich mehren. Nur der Oberluecher, dem sein Weib keine Kinder geschenkt, schien mit dem Spruche nicht ganz einverstanden, stillverdrossen murmelte er in sich hinein: „Dummheit magst sagen.“

Die Katzen-Mariandl.

Hoch auf dem luftigen, weitschauenden Hügel steht das kleine Kirchlein mit dem grünen Spitzthurme, die Metropole meines Heimatdorfes. Es sieht von seiner stolzen Warte friedfertig in die Stadt hinab, die im Thale liegt, das sich zu seinen Füßen weit, weit hinerstreckt. Hinter dem Kirchlein breiten sich im Halbkreise blumige Raine aus, auf denen die Häuser der großen und der kleinen Bauern liegen. Die schwarzen Schindeldächer und die gescheuerten Holzwände lugen so freundlich, so recht anheimelnd zwischen dem dichten Geäste der vielen Obstbäume hervor, die uns in der Jugend alle gut bekannt waren, weil wir sie verstohlen oftmals besuchten.

Ach, war das noch eine sorgenlos glückliche Zeit, als ich, ein richtiger Schlingel mit nimmer stillbarem Appetite auf verbotene Früchte, mich zum Tennenthor hinausstahl auf den Anger, sorgsam umherblickend, ob wohl des Vaters scharfes Auge nicht den hoffnungsvollen, auf verdächtigen Wegen schleichenden Sprößling erspäht habe.

Und wenn die Luft rein war, wie bald hatte ich meine Hosensäcke mit saftigen Lasunern gefüllt, die ich gar so sehr liebte und mit denen ich hinübereilte auf den Kirchenhügel, um sie auf der Bank hinter dem Gotteshause, angesichts der Stadt und des Thales und der fernen aus nebligem Dufte herüber schimmernden Schneeberge andächtig zu verzehren. Ich kam oft und oft und zuletzt nicht mehr mit Aepfeln, nein, das Thal, die Schneeberge, die ziehenden Wolken, in denen ich die letzten Gluten der Sonne verglimmen sah, hatten mirs nun angethan. Gerade in jenen Tagen, da ich durch das Medium der Lasuner für Naturbetrachtungen so empfänglich geworden war, fand sich auch auf meinem Lieblingsplatze hinter der Kirche manchmal, wenn der Tag sich neigte, ein Mädel ein. Sie hieß Mariandl. Der alte Meßner drüben im schwarzen, baufälligen Häuschen war ihr Vater, ihre Mutter war seit Jahren todt. Ich habe sie nicht gekannt.

Die Mariandl galt allgemein als ein schönes Mädchen; mir hatte es immer an ihr gefallen, wie sie so zierlich gieng und wie sie im Gehen ihr Köpfchen hoch trug und wie sie anmuthig die saubere Schürze niederhielt und die schweren braunen Zöpfe aufband, die, ein breites Geflechte, tief auf den vollen Nacken herniedersanken. Ich habe oft in ihr herziges Gesicht geschaut, in dem die dunkeln, feurigen Augensterne standen, und wohl gesehen, wie sie immer und immer wieder den mäandrischen Lauf des Weges verfolgten, der von unserem Dorfe hinableitet ins Thal. Ihre freundliche Anrede machte mich glücklich,

meinem knabenhaften Sinne schien sie eine strahlende Madonna, der meine ganze junge Seele sich beugte. Ich habe das erfahren.

Eines Abends waren wir beide, wie schon oft, auf dem reizenden Aussichtshügel. Ich lag im Grase und machte die Mariandl auf die dunkelroth glühenden Wolken aufmerksam, die über den dämmerigen Aether schifften. Sie stand auf der Plattform da mit übereinander geschlungenen Armen und ihr Blick tauchte in die lodernde Glut drüben an den westlichen Bergen. „Ach ja“, lispelte sie mit der sonoren Stimme, „wer auch so herrlich und glorios hinabsinken könnte und — bald wieder auferstehen.“ Nach wenigen Sekunden fuhr sie aus ihren Träumereien empor: „Horch! horch!“

„Ah, sie wartet auf jemanden!“ flog es durch mein Gehirn und eine unangenehme Empfindung durchrieselte meine Glieder. Ich habe diese Empfindung nicht gehabt, als ich vor einigen Tagen erfuhr, unser reiche Nachbar, der junge Stallerbauer, wolle Meßners Mariandl zu seiner Stallerbäuerin machen und selbst der Pfarrer werbe für ihn. Unter den Leuten gieng die Rede, die Mariandl habe die Hand des jungen Stallers, der doch eine so gute Partie selbst für wohlhabende Bauerstöchter gewesen wäre, ausgeschlagen und man hörte recht giftige Bemerkungen über den Hochmuth dieser, wie es nun hieß — leichtfertigen Dirn.

„Es hat Betgeläutet unten in der Pfarre,“ sagte jetzt die Mariandl zu mir gewendet, „und ich will nun auch

gehen die Aveglocken läuten. Du aber troll Dich heim, es wird früh finster und der Abendstern ist schon aufgangen. Um die Zeit, da's zunachtet, gehören solche Buben ins Haus."

Sie nahm den großen Schlüssel aus dem Sack und schritt der Kirchthüre zu. Bald darauf zitterten die wehmüthigen Töne unseres Betglöckleins vom grünen Thurm und schwammen hinaus in die linde Abendluft. Mir aber gelang es nicht wie sonst zu beten, die Mariandl hatte mich beleidigt, ich war hochentrüstet, daß sie mich wie ein Kind behandelt hatte. Doch gieng ich. Langsam hüpfte ich den Steig hinab unserem Häuschen zu, plötzlich aber riß es mich herum. Auf wen wartet sie? Ich muß es wissen! Hinter allerlei Verstecken kriechend gelangte ich wieder hin, wo ich her gekommen war: an eine Stelle, von wo aus ich den einsamen Kirchplatz überschauen konnte.

Die Mariandl hatte das Pförtchen zum Thurme sorgfältig geschlossen und trat nun wieder vor; sie ahnte nicht, daß ich in der Staude lag und jeden ihrer Seufzer auffieng, den die Ungeduld des Hoffens und Harrens ihr erpreßte. Oftmals schritt sie noch auf und ab, setzte sie sich auf die Bank von schlotternden, halbmorschen Brettern, um wieder aufzuspringen, die Kirche zu umkreisen und zuletzt wieder seufzend auf den Brettern Platz zu nehmen. Plötzlich, ich weiß nicht wie es gekommen, ich hatte eine Fledermaus, die zu mir in den Busch geflogen, mit einer Gerte von dannen getrieben, — da, als ich wieder nach der Mariandl schaute, was sah ich? Ein Mann, ein ganz

junger Mann mit einer Brille, die deutlich schimmerte, wenn er eine Bewegung machte, mit lichten Hosen und einem dunklen, städtischen Rocke saß bei ihr. Der weiße Strohhut lag vor ihm auf dem Rasen, gewiß war er im Trab den Berg heraufgestiegen und es war ihm hübsch warm geworden, er hatte es natürlich recht eilig gehabt, um . . zur Mariandl zu kommen. Nun saß er bei ihr, hielt sie bei den Händen und strich ihre Wangen. Und sie schaute auf ihn hin, wie eine verliebte Katze.

Ha, mir preßte es den Athem zusammen, ich sprang auf und mit der Gerte, mit welcher ich die Fledermaus vertrieben, hieb ich nun wüthend auf den Rasen los und wünschte, es möchte der bebrillte Städter sein.

Und was sie sich nur so eifrig und eindringlich zu sagen hatten? In einemfort redete sie und er hörte aufmerksam zu. Sagte sie ihm vom Vikar, der keine Dirn aus der Gemeinde hinausheirathen lassen wollte und der ganz besonders die Städter nicht leiden mochte; erzählte sie ihm vom Staller und seiner Werbung und wie er nun wohl all seine Tücke auslassen würde, an ihr und an ihm, der allein Schuld trüge an dem unverhofften, ganz niederträchtigen Korb, den er davongetragen? Ja, es mußte eine böse Zeit kommen für die Mariandl und ihren Liebsten, denn man ist nicht ungestraft dem Pfarrer ungehorsam und nicht unbestraft eines reichen Bauers Gegner.

Sie waren mittlerweile aufgestanden da unten, die Mariandl hieng sich an den Arm des Städters und sie giengen, immerfort mit sich beschäftigt, langsam um die

Kirche. Als sie beim Portale vorbeikamen, nahm der Städter seinen Hut nicht einmal ab, ja selbst die Mariandl vergaß ein Kreuz zu schlagen, wie sie es sonst that und wie es bei uns alle Weiber und Mädeln machten. „Aha, ein moderner Heide, der sie gewiß noch verderben wird." Mir kamen die flammenden Predigten des Vikars in den Sinn und ich empfand eine grausame Genugthuung in dem Gedanken, daß die Mariandl eines Tages recht bitterlich enttäuscht sein würde, sobald sie inne geworden, welchem Bösen sie in die Krallen gefallen, in ihrem ländlichen Unverstande.

Endlich nahmen sie Abschied die beiden Liebenden; es war ein zärtlicher Abschied, aber es rührte mich nur wenig, als ich sah, wie er die schlanke Gestalt an sich zog und die Lippen leise küßte, die so angenehm lachen konnten. Ich gieng mit dem Gefühle heim, eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben und ein Geheimniß zu besitzen, das ich auch streng bewahren wollte.

Von diesem Abende an wurde ich der Mariandl nicht mehr lästig, ich verließ immer den Kirchhügel, wenn sie zum Betläuten kam. Dann zog ich mich hinter meine Haselstaude zurück und blieb, bis ich den Städter ankommen sah, der, wie ich nach allerlei sorgfältigen Umfragen erfuhr, ein angehender Lehrer an einer vom Staate errichteten Schule war, an einer Neuschule, die nach des Vikars Versicherung dazu diente, um die Jugend zu verketzern. Herrgott, wie mußte der Hochwürdige auffahren, wenn er einmal um die Zusammenkünfte der Mariandl mit dem

Kandidaten erfuhr! Dieser, so hörte ich später, hatte die schöne Meßnertochter kennen gelernt, als er einmal auf der Pflanzensuche unseren Berg heraufgestiegen war, weiß Gott, sie war jedenfalls die kostbarste Blume, die wir zu vergeben hatten . . . .

Die Ferien waren vorüber, die Pforten der Schulen erschlossen sich; das Schicksal, das die Menschen trennt, brachte auch mich hinweg von den Meinen und von der durch tausend Jugenderinnerungen geheiligten Scholle der Heimat. Doch, noch ehe ich gieng, machte ich in Bezug auf die Mariandl und ihren Liebsten eine Erfahrung. Trotzdem ich mein Geheimniß in meiner Brust bewahrt hatte, wie in einer feuerfesten Kasse, gieng doch plötzlich ein Gemunkel von Hütte zu Hütte, von Haus zu Haus. Man flüsterte über Meßners Mariandl und es hieß, der Vikar habe sie rufen lassen und über ihren Lebenswandel, den er einen schlechten nannte, mit fürchterlicher Eindringlichkeit zu ihr gesprochen. Sie sollte bei öffentlichem Gottesdienste gebrandmarkt und allen Dirnen zum warnenden Beispiel vorgestellt werden, wenn sie sich nicht bessern und augenblicklich dem tugendhaften Stallerbauern zum Altar folgen würde. Man hatte die Mariandl an jenem Tage mit verweinten Augen, aber festen zuversichtlichen Schrittes und mit trotzig erhobenem Haupte den Widum verlassen sehen. Dann wars am Abend. Ich hatte wieder aus meiner Haselburg auf die Liebesleute geblickt, wie sie sich begrüßten. Sie waren immer achtungsvoll gegen einander gewesen und es deuchte mir damals zum erstenmale, als

ob ich zuletzt diesen jungen Schulmeister noch von Herzen lieb gewinnen müßte . . . Es sollte nie dazu kommen, ich habe ihn damals zum letztenmale gesehen. — — — —

Jahre waren dahingeschwunden; ich hatte die Mariandl und meine Thorheiten vergessen und über die Predigten unseres Vikars, die einst meinen Jugendempfindungen zum Regulator gedient, hatte ich ganz anders denken gelernt. Es war für mich ein Zeitraum des Ringens und Schaffens gewesen und als ich eine Etappe in meinen Vorwärtsbestrebungen erreicht hatte, von wo aus ich eine gesicherte Landestelle für meine spätere Zukunft erblicken durfte, gönnte ich mir eine Woche der Ruhe und eilte, mein kleines Heimatdörflein und die lieben Meinen dort wiederzusehen.

Wie wehmüthig trat die Erinnerung an mich heran, als ich auf dem schmalen, geschlängelten Pfad den luftigen freien Hügel hinanschritt, von dem der Thurm mir in den Farben der Hoffnung tröstlich entgegenschimmerte. Der Herbstwind streute die vergilbten Blätter von Bäumen und Gesträuchern in meinen Weg. Verblühte Kelche und herabgeneigte Stengel trauerten vereinsamt im spärlichen Grase. Ich schaute zurück ins Thal. Weiße Nebelgestalten zogen dort und das Schellengebimmel der Heimkühe grüßte melancholisch zu mir herauf. Umfangen von den Düften, die der Quendel und die wilde Pfeffermünze in die Oktoberluft athmeten, schritt ich gedankenvoll weiter und die Gestalten und die Scenen der Kindheitstage tauchten vor meinem inneren Blicke auf. Ob und wie ich sie wohl wiedersehen

werde, die lieben Bekannten meiner Jugend? Als ich oben am weitschauenden, vereinsamten Kirchplatze angekommen war, rief gerade die bekannte, vielliebe Stimme der Aveglocke zum Gebete.

Die Mariandl! ob sie noch das Läuten besorgt? Mir fuhr es so durch den Sinn und mit einer gewissen besorgnißvollen Neugierde beschloß ich zu warten, bis sie erschiene. Die Glocke war verhallt, die steile Thurmtreppe herab tappten schwere Schritte. Das deutete nicht auf die flinke Mariandl. Bald darauf erschien ein ältlicher Mann mit einer bläulichrothen Nase; dunkle, ziemlich mit grau melirte Zotteln hiengen über seine Stirne und um die Schläfen, seine Hose und Jacke waren mit Flecken aus verschiedenartigen Farben und Tucharten gepflastert. Er sah mich mißtrauisch von der Seite an, rückte aber doch den schäbigen Filzhut etwas, wenn auch langsam und verdrossen, nach dem Hinterschädel zu.

„Der Schlamphannes!“ rief ich lachend und als er eine Bewegung machte, die sein Erstaunen ausdrückte, fuhr ich fort: „Nun, wie kommst Du zum Läutgeschäft, Nachbar? Hast Deine Sach' den schlimmen Zeiten opfern müssen, he?“

Er schaute mich immer aufmerksamer an, er wußte noch immer nicht, für wen er mich halten sollte. Dies und jenes in meiner Stimme, in meinem Wesen mochte ihm bekannt erscheinen; endlich, an das Wort „Nachbar“ anknüpfend, fiel ihm doch zuletzt auch meines Vaters Sohn ein und er rief ein hocherstauntes: „O Jesses, Du — Ihr seid's!“

Der Mann war in der That unser Nachbar gewesen, seine Sach', die groß und erträglich genug gewesen wäre, um ihren Mann gut zu nähren, grenzte mit Wiese und Wald an meines Vaters Gut. Aber der Schlamphannes machte allweil seinem Uebernamen, den ihm die Gerechtigkeit der Dorfleute beigelegt, alle Ehre; er ließ alles verschlampen, und was nur angieng verschlampte er selbst. Im Wirthshause, auf den Märkten, wo immer er erschien, zeigte er sich nicht nur in seinem Aeußeren als Schlamperer, man wußte auch allenthalben, daß er durch die nachläßige, liederliche und halbe Art, in der er alle seine Geschäfte besorgte, stets zu Schaden komme. Auf diese Weise war der Schlamphannes fertig geworden und ich wunderte mich darüber gar nicht. Was ich wissen wollte, das war, wie es der Mariandl seither ergangen und wie sie lebe. Nachdem also unsere gegenseitige Vorstellung zur allgemeinen Befriedigung ausgefallen und beendet war, gieng ich den Schlamphannes an, mir von seiner Vorgängerin im Meßneramte zu erzählen, wogegen ich ihn bis zu seiner Behausung begleiten wollte.

„Der Katzen-Mariandl," hub er an, „ist die Zeit her viel über die Leber gekrochen. Sie ist, was man sagt, eine wahrhaftige arme Haut. Es sind die zwanzig Jahre her, seit sie hier auf dem Platz ihren Liebhaber, den Schulmeister, überfallen haben. Er ist seitdem nicht mehr heraufgekommen da, ich kalkulir aber, daß die Beiden sich doch anderswo getroffen haben. Aber die Mariandl hat viel auszustehen gehabt, der Stallerbauer wollt' eben allweil

nicht von ihr lassen und der Vikar that alles, um der armen Dirn Höllangst zu machen. Der Alte sollt' vom Brod kommen und sie wollt' er aus der Kirche peitschen lassen, weil sie ein Aergerniß wär' für die Gemeinde und ein sündhaftes Verhältniß mit einem hergelaufenen Menschen habe. Anfangs that die Mariandl ihrem Alten zulieb, als wollt' sie sich fügen, auf einmal aber, als der Staller Ernst machen wollte mit der Hochzeit, da war sie auf und davon. Herrgott, das war ein Wesen damals und ein Geschimpfe im ganzen Dorfe, eine schlechtere Dirn, so sah's aus, konnt's auf der weiten Welt nicht geben als Meßners Mariandl. Und ihr Vater hat's richtig entgelten müssen. Zwar haben sie ihn nicht verhungern lassen und nicht auf die Gasse schmeißen können, aber was er alles zu hören und zu schlucken bekam, hat ihm, kalkulir ich, das Leben richtig sauer gemacht.

„Und die Mariandl?“ frug ich.

Der Schlamphannes blieb stehen und hob den Arm. Vor uns lag die Landschaft weit ausgebreitet und im Abendlichte schimmernd. „Dort unten im Unterlande,“ sagte er und deutete mit dem Zeigefinger auf ein kleines wie ein Geiernest am Hochgebirge klebendes Dörflein, „dort hielt sie sich anfangs auf. Der Bauer, bei dem sie im Dienste stand, zählte zu ihren weitschichtigen Verwandten. Das währte nicht lang, der Schulmeister hatte inzwischen eine Stelle bekommen und nun sollt' geheirathet werden. — Jetzt hat sie aber den Vikari kennen lernen müssen .... es gab tausend Schwierigkeiten; bald fehlte dies, bald

das und die Zeit verrann, die kleinen Ersparnisse der Brautleute aber giengen in Stempeln, Rekursen, in Trinkgeldern und bei den unzähligen peinlichen Laufereien auf. Nach vielem Verdruß und unausbleiblichem Hangen und Bangen konnt' endlich die Hochzeit stattfinden. Der Staller hat damals geschworen, er werde es der Mariandl merken und sich rächen und seine Alte, die Hexe, hat ihr alles Böse auf den Leib gewünscht, das es auf der Welt geben kann."

Der Schlamphannes, der bei all seinem Leichtsinn ein mitleidiges Herz hatte, schwieg hier einen Augenblick und sah nachdenklich vor sich hin, darauf fuhr er mit der schwieligen Rechten, die den großen Kirchenschlüssel hielt, über das Gesicht, als wollt' er dort die Spuren seiner Rührung verwischen, dann hub er wieder an: „Ist ihr auch meiner Seel' nachgangen der Wunsch. Die Mariandl hat mit ihrem Manne kaum ein Jahrl glücklich gehaust, dann ist ein Schlag über'm andern auf sie hereingefallen. Nach schweren Nöthen hat sie ein Büberl kriegt. Sie lag noch tief im Bette, als eines Nachts der Wildbach einriß, alles überschwemmte und mit forttrug und Mensch und Vieh in Schreck und Verzweiflung jagte. Die Männer suchten Wehren zu bauen und die Gewalt des Wassers abzuleiten; zwischenbei schauten sie auch auf die Ihrigen und als sie meinten, daß diese halbwegs sicher seien, eilten sie wieder an die viel gefährlichere Arbeit, dem Wüthen des Elements Einhalt zu thun.

Auch der Schulmeister hat es natürlich für seine

Pflicht gehalten, mit gutem Beispiel voranzugehen, und wenn er auch nicht grad mit Pickl und Schaufl richtig zu hantiren verstand, konnt' er doch guten Rathschlag geben. Mit Hilfe der Nachbarn brachte er sein bettlägerig Weib hinweg und die Wiege mit seinem Kind schleppte er selbst fort. Auf einer kleinen Anhöhe stellt er sie hin und das Geschrei der Menschen und das Gebrüll der Wogen schlägt an sein Ohr. So eilt er wieder fort, das Wasser steigt unterdeß die kleine Anhöhe herauf; eine Katze, die sich ebenfalls hieher geflüchtet und auf dem Boden kein trockenes Plätzchen mehr ersah, ist auf die Wiege gesprungen, in dem das Kindlein ruhig schlief. Die Mariandl liegt unweit. Aus schwerer Ohnmacht erwachend sieht sie das weite Meer von wild tosendem, schmutzig-grauem Wasser und darauf, ein Spiel dräuender Wellenberge, die Wiege mit dem Kinde — ihrem Kinde. Sie gleitet dahin und die Wogen lecken bald rechts, bald links hinein und drohen jeden Augenblick Kind und Wiege in die Tiefe zu ziehen." —

„Schrecklich!"

„Aber die Katze ist da und die balanzirt, springt der Welle ausweichend bald rechts bald links und hält richtig mit ihrem Springen das seltsame Fahrzeug im Gleichgewichte. 's ist, mein Seel', wahr, die Katze ist die Retterin des Kindes gewesen, ohne sie wäre es vor den Augen der hilflosen Mutter zu Grunde gegangen, so sicher, wie nur etwas."

Der Schlamphannes wischte mit dem Zipfel seines

blauen Schurzes über die Stirn. „Es ist noch gut abgelaufen damals, aber der Schulmeister und ich kalkulir, auch das Kind, haben doch ihr Theil davon getragen bei der Gelegenheit. Der Mann hat angefangen zu husten und zu siechen und eines Tags mußte er sich legen. Er ist nimmer aufgestanden. Bald nach ihm haben sie dann auch sein Kind hinausgetragen an seine Seite. Und so ist der Mariandl nichts geblieben als ihr Weh, das Andenken an eine kurze Zeit häuslichen Glücks und — die Katze."

„Die Katze?"

„Ja wohl die Katze, so ihr Kind gerettet hat. Aber freilich, das Vieh hat sich seither verdutzendfacht und für diese ganze Familie leibt und lebt die Katzen-Mariandl nur allein mehr, für niemand sonsten auf der Welt."

Die Erzählung des Schlamphannes hatte mich nicht wenig erregt; er las meine Theilnahme für die unglückliche Mariandl und meine Bestürzung über ihr grausames Geschick in meinem Gesichte. Da er nicht weiter sprach, frug ich: „Also die Mariandl ist in der Nähe? Wo ist sie?" Der Meßner nickte stumm. Wir waren zum Hause gelangt, in dem er wohnte und wo früher die Mariandl und ihr Vater gelebt hatten. Von hier führt der Weg direkt in das Dorf, das wie gesagt halbkreisförmig mit weiten Zwischenräumen von einem Hause zum andern um den Kirchhügel zieht. Ueber den rasigen, fruchtbaren Rainen, auf denen es lieblich hingebettet liegt, steigt das Hochgebirge jäh empor, das mit seinen Steinwänden eine

Schutzwand gegen die Nordwinde bildet. Es ist vielfach zerklüftet und tiefe Runsen leiten bis zum Hügelland meiner Heimat nieder. Aber auch an Nadelwäldern fehlt es da oben nicht und an frischen, sprudelnden Quellen, an denen der Kreß wächst und wo ungezählte Adlerfarren ihre grünen Fahnen schwingen. Heilige Stille des Waldes, vom Wiegen der Zweige kaum unterbrochen und vom leisen Geflüster der Blätter nicht gestört, wie oft hast du mich liebreich umfangen in jenen sorgenlosen seligen Tagen der Kindheit!

Sinnend war ich gestanden. Schlamphannes wollte eben ins Meßnerhaus, als sich die Thüre aufthat und ein seltsames Weibsbild heraustrat. Es war eine lange, zum Skelette abgemagerte, vornübergebeugte Gestalt von herabhangendem wirren Haar umflattert, in ein dunkles, schadhaftes Gewand gehüllt. Ihre Füße waren unbekleidet. Auf dem Rücken trug das Weib, das ein wahres Bild menschlichen Elends bot, einen zerrissenen Korb, in der dürren Rechten führte es einen Stock und man gewahrte sofort, daß es beim Gehen schmerzhaft zusammenzucke.

Mein Herz pochte ahnungsvoll, ich sah nach dem bleichen, eingefallenen Gesicht, das von Noth, Enttäuschung und — Wahnsinn einen ganzen erschütternden Roman erzählte. Ja, in diesen Augen, in denen ich einstmals nur Sehnsucht und die Ungeduld süßer Erwartung gelesen, loderte die Flamme des Irrsinns.

Das Weib, das an mir vorüberschritt, der personificirte Jammer, langsam, hinkend, im Gefolge eine schreiende

Katzenschaar, dies Weib war die Mariandl, vor Zeiten die stolzeste Schönheit des Dorfes, das Ideal meiner Knabenzeit. Es schnitt mir ins Herz, als ich gewahrte, wie sie bei jedem Schritte schmerzhaft erbebte, und ich hätte ihr gerne geholfen, aber der Schlamphannes hielt mich am Arme und sagte halblaut: „Laßt sie, es würde nichts nützen.“

Wir sahen der seltsamen Gestalt noch lange nach und sahen wie die Katzen an ihr hinaufhüpften und wild kreischten und wie sie den Thieren von Zeit zu Zeit etwas zuwarf. „'s Gethier ist ausgehungert, wie die arme Haut selbst und heute hat sie just wenig bei mir gefunden, hab' mein Seel' selbst nichts Übriges,“ sagte der Hannes mitleidig. Und da ich ihn fragend anblickte, setzte er bei: „Seht Herr, seit dem halben Jahr, das sie wieder da ist auf dem Berg, weil sie von Amtswegen hermußte, kommt sie allwöchentlich wenigstens einmal zu mir herunter, um was zum Beißen zu holen für sich und das Kunter. Ihr müßt nämlich wissen, daß sie ganz oben dort, wo ihr die Felsenknoten seht, in einer Höhle wohnt.“

Der Schlamphannes hob die Hand und wies mit dem Zeigefinger auf jene wilde Felsenpartie, welche dem Geologen als ein Stück Urgeschichte gelten wird. Darauf fuhr er fort: „Im Dorf wollt' niemand was von ihr wissen und der Stallerbauer, dem Gott verzeihen möge, hat schon dafür gesorgt, daß sie kein Nest fand, wo sie sich hinbetten hätt' können. Kein Wunder, wenn ihr Geist, der schon zerrüttelt war, als sie hier ankam, seit der Zeit

noch mehr verfallen ist. Weil die Gemeinde nun einmal von Obrigkeitswegen verpflichtet ist, die Mariandl zu erhalten und ihr die nöthige Nahrung zu schaffen, ist sie angewiesen worden, jeden Tag bei einem andern Bauern ihre Suppen abzuholen. Was man ihr dabei noch außerdem zu schmecken gibt, Ihr könnt's ermessen, wenn Ihr Euch noch besinnet, wie die Leute sind."

„Das ist ja aber eine Herzlosigkeit sondergleichen. Wie kann man zusehen, daß ein Mensch eine Behandlung erfahre, die einem langsamen Zutodemartern, einem systematischen Tödten des Geistes wie des Leibes gleicht?"

Der Hannes zuckte die Achseln. „'s ist nun einmal nicht anders. Ich kalkulir, daß sie den Bauern ihre Suppe schenkt und lieber Hunger leidet. Mir deucht das, weil sie jetzt immer öfter zu mir kommt, der ihr von Herzen gern gibt, was da ist. Es soll ihr, weiß Gott, mein Seel' g'segnet sein, wenn ich nur mehr hätte!"

„Laß mich mit Dir halten, Hannes, die arme Person zu köstigen. Du solltest sie auch zu Dir ins Haus nehmen, Du wirst es nicht bereuen."

„Haha!" lachte dieser bitter, „da käm' ich schön an. Haben sie mir ja sagen lassen, wenn ich das thät' und die Katzenmariandl zu mir nähm', so werden sie mir selbst den Stuhl vor die Thür setzen." Der Mann ballte die Faust und machte ein grimmiges Gesicht.

Ich nahm mir vor, Schritte zu thun, um dem herzzerreißenden Unrecht, das man der armen Mariandl anthat, abzuhelfen. „Es kam mir vor, als habe sie, —

und ich deutete nach dem Berg, wo die Mariandl bereits unseren Blicken entschwunden war — einen bresthaften Fuß. Und ihr Aussehen ist das einer Sterbenskranken."

Schlamphannes nickte bejahend. „Ich fürcht', es wird ein trauriges End' nehmen," meinte er. Als er sich gegen das Haus wendete, drückte ich ihm ein Geldstück in die Hand und bat ihn, dafür gleich morgen der Mariandl etwas Warmes hinaufzuschaffen in ihre Höhle. Er wollte indeß davon nichts hören, er habe dies einmal versucht, aber er möcht es um keinen Preis wieder thun. „Die Katzen lassen niemand zu, sie würden jeden zerreißen, der dort hineinwollt'," brummte er, dann trat er ins Haus.

— — — — — — — — — — — — — — —

Fünf Tage waren seit dem eben Erzählten vergangen. Ich hatte inzwischen meine Angehörigen begrüßt und die Tage der Muße genossen. Meine nächsten Schritte galten der Sache der Mariandl. Der Vorsteher, ein gutmüthiger aber etwas schwacher Mann, redete sich anfangs damit aus, es ließe sich mit der närrischen Person nichts machen, sie sei so eigensinnig und böswillig; sie könne die Menschen nicht leiden und dergleichen mehr. Ich stellte ihm vor, daß nur die Mitmenschen selbst, in Verbindung allerdings mit harten Schicksalsschlägen, die Arme so weit gebracht haben, daß sie die Menschheit hasse. Ist ihr Geist umnachtet, um so mehr sei es die Pflicht jedes Einzelnen, sie liebreich zu behandeln. Er versprach schließlich, ihr im Meßnerhause eine Unterkunft zu verschaffen.

Während dieser fünf Tage hatte die Katzenmariandl sich weder im Dorfe, noch selbst beim Hannes blicken lassen. Dieser schüttelte immer bedenklicher seinen grauen Zottelkopf. Mir selbst war fast bange. Am nächsten Tage rief ich mehrere Knechte zusammen und mit dem Hannes an der Spitze stiegen wir zur Höhle empor, die der Mariandl zur Wohnung diente. Nachdem wir fast eine halbe Stunde ziemlich steil bergauf geklettert waren, folgten wir einem schmalen Steige, der zwischen schwarzen mit Moos bekleideten und mit Schlinggewächsen überzogenen Felstrümmern querhin lief. Nicht lange und wir standen vor der Höhle. Mir schnürte es das Herz zusammen, als ich diese schreckliche schwarz gähnende Schlucht sah, die eines Menschen Wohnung war.

Eine unheimliche Stille herrschte ringsum. Hans rief mehreremale, aber nur das Echo gab Antwort. Ich trat an den Eingang der Höhle und mein Ruf „Mariandl“ tönte zwei- dreimal daraus wieder, als hätte ein Kobold mich äffen wollen. Aber horch, was war das?

„Zieht Euch zurück und habt gut acht, das sind die Katzen,“ hörte ich neben mir den Hannes und wahrhaftig, da sah ich auch schon die glühenden Augen der Thiere im düsteren Dunkel der Höhle.

Die Knechte hatten unterdeß aus dürren Föhrenästen Bucheln gemacht und sie angezündet. Jeder hielt eine solche Fackel in der Hand und so traten wir in die Höhle ein. Wildes Geschrei einer Katzenschaar empfieng uns, einzelne duckten sich und sprangen plötzlich an uns vorüber,

andere hockten auf Gesimsen, die das Gestein bildete, und verfolgten knurrend jede Bewegung, die wir machten.

Hannes war voraus; auf einmal schrie er entsetzt: „Jesus, Maria! da liegt sie. Mein Auge folgte seinem ausgestreckten Arme. Ja, dort in der Ecke auf dürrem Grase lag ein menschlicher Körper hingestreckt. Die größte der Katzen saß auf demselben und glotzte uns, zum Sprunge bereit, mit wildfunkelnden Augen entgegen. Einer der Knechte gieng entschlossen auf sie zu und das Thier nahm die Flucht. Wir traten nun ungehindert zur Lagerstätte der Mariandl. Ich ergriff ihre Hand, sie war kalt, ich blickte in ihr Gesicht, der Tod grinste mir aus demselben entgegen. Der Hannes, der neben mir stand und mit seinem Schurzzipfel sich über die Augen fuhr, brachte mit seltsam bebender Stimme die Worte hervor: „Faßt an Bubn, wir wollen sie ins Freie hinausschaffen."

Die Katzen miauten fürchterlich, als wollten sie dagegen protestiren. Die Leiche wurde auf starke Tannenäste gelegt und zwei Männer trugen sie hinaus. Hier erst beim Lichte des Tages machte man die neue entsetzliche Entdeckung, daß die Leiche am Halse und an den Händen von den Katzen angefressen war. Uns alle schauderte. „Glaubt mir," sagte der Hannes, „die Viecher haben ihre Herrin umgebracht und gefressen, weil diese unfähig war, ihnen Futter zu reichen."

— — — — — — — — — — — — — — —

Auf dem Kirchhügel stand eine schwarze Bahre und ein Sarg lag darauf. Der Vikar stand dort und segnete

die Leiche. Rings um ihn standen die Bauern mit den Hüten in den Händen. Sie sahen recht gleichgiltig drein. Ich war auch dort auf dem Kirchhügel, aber die Gegenwart schwand vor mir und Bilder der Vergangenheit umfiengen meine Seele. Vor mir stand die Mariandl von damals, die mir schön wie eine Madonna geschienen, und ich hörte ihre Worte wieder: „Wer auch so schön und glorios hinabsinken und bald wieder auferstehen könnte.“

Die Braut des Seemüllers.

Halbversteckt zwischen dichtbelaubten Obstbäumen lag gar einsam die Mühle. Wohl schoß der Bach brausend vom Fall, aber er griff nicht in die Speichen des Rades ein und das sonst weithin schallende Geklapper des Mahlwerkes schwieg — schwieg schon lange.

Wie traurig war es hier; kein Mensch zu gewahren ringsum, keine schaffende Hand, nah und fern kein frohes Lied, kaum ein froher Laut. —

Hinter dem stattlichen Wohnhause, dem die Mühle zugebaut war, erhob sich eine Hügelreihe; ein schmaler Fußsteig führte da hinauf. Dieser Höhenzug, der von der Alpenkette auf dem linken Innufer theilweise durch ein enges Thälchen getrennt ist, läuft parallel mit dieser stundenweit ostwärts. Es ist das der Angerberg, der Baumgarten des Unterinnthals.

Die Mühle lag in jenem engen Thale; saftiger Wiesengrund besäumte sie auf der einen Seite, während die andere die Kräuselwellen des Reinthalersees sanft umspülten. Obst-

baum-Spaliere zogen durch das liebliche Thal und weit hinauf die Höhen; hie und da sah aus dem dichten Grün der Bäume der spitze Giebel eines Bauerngehöftes hervor. Ganz oben auf dem langgestreckten Hügelrücken, an einem gar lauschigen, luftigen Plätzchen, stand eine Kapelle mit dem Madonnenbilde. Vor der Kapelle breiteten zwei mächtige Linden ihre schattigen Aeste über eine moosbekleidete Ruhebank aus. Man hieß es hier oben kurzweg: „Auf der Höhe.“ Von hier aus sieht man durch die koulissenartig vorspringenden Bergabhänge weit thalauf und thalab.

Es war an einem Sommerabende. Ueber das Sonnenwendjoch war das Tagesgestirn verschwunden; goldene Wolken bildeten seltsame Figuren in der tiefblauen Fläche des Firmamentes. In den Zweigen der Linden „auf der Höhe“ raschelte der Wind; auf der Bank saß ein junger, stämmiger Bauernbursche.

Er war der Sohn des Seemüllers, oder vielmehr der dermalige Seemüller selbst. Wie das? — Wir werden es hören.

Der junge Mann schien ganz in Träume verloren; das blaße Gesicht mit den weichen Zügen, der Ausdruck dieser sanftschimmernden Augen und ein unverkennbarer Zug von Melancholie um den feingeschnittenen Mund bezeugten eine sentimentale Natur. Die hohe Stirn verrieth Intelligenz. Im ganzen Wesen des Burschen lag doch wieder ein Etwas, das von Energie und festem, kühnen Wollen sprach.

Der junge Mann war lange so gesessen, das Gold der Wolken war verblaßt, einzelne Sterne lugten aus dem dunkelnden Himmelsgewölbe hernieder. Da legte sich eine weiche, kleine Hand auf die Schulter des Träumers. Er wischte eine aufquellende Zähre aus den Augen und sah sich langsam um:

„Du bist's, Rosi?“ sagte er mit gerührter Stimme und streckte beide Hände dem Mädchen entgegen.

„Paul,“ flüsterte diese, „Du bist seit einiger Zeit so still und träumerisch, was trachtest Du immer?“

Paul seufzte leise und sah hinab ins Thal. Dort ragten aus dem grauen Nebelmeere die Hochburg und die Thürme von Rattenberg empor. „Siehst Du, da unten ist mein Vater.“

Eine tiefe Röthe überflog das Antlitz des armen Burschen und sein ausgestreckter Arm zitterte heftig, da er zu Thal wies.

Rosi schwieg eine Weile; dann ihre Arme um seinen Hals schlingend flehte sie: „Geh, Paul, sei nicht so betrübt; damit nützest Du Deinem Vater nicht und schadest Dir selbst ungemein. Deine Mühle steht schon die ganze Woche still, den Mahlknecht hast Du entlassen, das Korn bleibt unverarbeitet liegen, bis Deine Kunden kommen, um es zu einem anderen Müller zu thun, der sie fleißiger bedient als Du. Was soll daraus werden? Sieh, Paul, mir war immer so wohl, wenn wir hier oben traulich beisammen saßen und von dort unten das Klappern der Mühle sich mit dem Getöse des fallenden Baches zu einem

Geräusch vereinte, das mir stets Musik war. Sagte es mir doch, daß Du dort weilest, daß dort der Schauplatz Deines Wirkens und Schaffens sei und vielleicht auch der Tempel meines künftigen Glückes.

Des Mädchens Haupt war immer tiefer zum Busen herabgesunken, ihre Stimme immer leiser geworden und ihr Auge immer näßer. Wer kann sagen, wie viel Leid und Enttäuschung, wie viel Sehnen und Weh dieses zarte Herz im geheimsten Innern quälte?

„O, es war nicht so gar einsam und traurig," fuhr Rosi tief aufseufzend fort; „wenn Du auch manchmal nicht kommen konntest und ich allein mit meinen Gedanken hier auf der Moosbank saß, da riefen mir doch die Räder von weitem zu und brachten mir Deinen Gruß und erinnerten mich an Deine Liebe, dann war ich getröstet, und —"

„Und jetzt?" fragte Paul innig, „Rosi, denkst Du jetzt nicht mehr an mich? Glaubst Du, mit den Rädern sei auch mein Herz stehen geblieben, daß es nicht mehr Dir entgegenpoche! — aber freilich, ich bin ja der Sohn eines Verbrechers," setzte er bitter hinzu.

„Du bist mein Paul, mein Bräutigam!"

Das Mädchen schmiegte sich weinend an den jungen Müller. Der Blick ihrer Augen senkte sich in die seinigen. So hielt sich das Paar minutenlange schweigend umschlungen. Dann wand sich der blasse Junge sanft aus den Armen der Geliebten.

„Rosi," sagte er, „ich muß Dir etwas anvertrauen, es ist bitter — darum sei stark und weine nicht. Deine

Thränen fallen auf mein Herz und thun mir unendlich wehe. Höre mich: glaubst Du, Dein Vater, der reiche Riedhofer, wird Dich dem Seemüller Paul zum Weibe geben, dessen Name entehrt ist, dessen Vater ein — er stockte — ein Mörder genannt wird?" preßte er heraus. „Nein! er wird nichts mehr davon wissen mögen und ich gebe ihm — sein Wort zurück."

Das Mädchen machte eine heftige, abwehrende Geberde, aber es brachte kein Wort hervor.

„Glaube mir," fuhr Paul mit leiser Stimme fort, „ich übersehe meine Lage. Für mich ist des Bleibens nicht länger hier, wo man mit Fingern auf mich zeigt, wo alles die Köpfe zusammensteckt, sobald man meiner ansichtig wird, wo das Geflüster: das — das ist der Sohn des Mörders der alten Hanna, allüberall zu meinen Ohren dringt."

„O Gott! o Gott!" seufzte Rosi, „ich vermag es nicht, Deinen alten Vater — nein, nein, ich glaube es nie — nie!"

„Das Gericht hat seinen Spruch gethan," sagte Paul fest. „Ich habe meinen Vater heute besucht und von ihm Abschied genommen. Er war immer finster und wortkarg, er war es auch heute; wir reichten uns die Hände, er segnete mich und daß er das that, zeigte mir: er hält sich des Segenspendens werth, — und morgen — morgen ziehe ich fort — weit fort."

„Paul!" schrie das Mädchen jammernd auf, „nein nein, das darfst Du nicht, ich lasse Dich nicht fort, —

gehen wir doch zum Vater, Paul, ich bitte, ich beschwöre Dich!"

„Umsonst! — Die Mühle habe ich auf sechs Jahre verpachtet, bis dahin gebe Gott, daß es anders werde. Ich will mich meines Namens nicht ferner schämen, ich will ihn wieder zu Ehren bringen und als ehrlicher Bursche sterben. O, der grenzenlose Jammer kam über mich, während ich als der glücklichste Mensch an Deiner Seite, Rosi, sorglos unter diesen Bäumen ganze Stunden verträumte. Die Schuld des Vaters riß das Gewölbe meines Himmels über mir zusammen und ich stürzte in die Hölle. Oh! oh!" Paul war vom Sitze aufgesprungen; der überwältigende Schmerz, der ihn folterte und welchen auch sein sanftes Antlitz lebhaft wiederspiegelte, machte indessen bald einer resignirten, männlichen Stimmung Platz.

„Ich darf nicht Treue von Dir verlangen, mein Mädchen, nur bitte ich Dich, vergiß meiner nicht ganz; denke, daß so lange meine Pulse schlagen sie für Dich schlagen, wenn schon das ganze Gewölbe der Hoffnungen, das ich auf Dich gebaut, in Trümmer stürzte."

„Wenn es geschieden sein muß, nun denn so höre mich, Paul: Ist die Welt auch noch so weit und groß, und stündest Du an dem einen und ich an dem anderen Ende, meine Liebe ist beharrlich und stark genug, um geduldig zu harren, bis Du den Raum durchschritten haben würdest, mein Vertrauen fest genug, um Dir den Muth zuzutrauen, daß Du ihn — und wäre es noch so gefahrvoll — durchschreiten wirst."

„Rosi, ich danke Dir," rief Paul feurig, „Du gibst mir die Zuversicht wieder, Du läßt mich froher in die Zukunft blicken. Gesegnet seist Du, gesegnet das Andenken an diese Stunde."

Noch einmal trafen sich die Lippen der Liebenden, noch einmal flossen ihre Thränen ineinander. „Treu bis ins Grab," lispelte jene, und in den krystallhellen Tropfen glühte die Lauterkeit des Verlöbnisses, die Reinheit der Empfindungen, die ihre Herzen durchwogten.

„Lebe wohl! Lebe wohl auf Wiedersehen!"

Hastig wandte sich der Jüngling und mit flüchtigen Schritten stürmte er den Pfad hinab.

Lange sah Rosi wie verloren vor sich hin, dann trat sie in die Kapelle. Vor dem Madonnenbilde brannte das ewige Licht. Dort kniete sie nieder.

„Heilige Mutter Gottes!" betete sie, „erhalte und beschirme ihn! Siehe gnädig auf uns herab und führe ihn wieder in die Heimat zurück, damit wir glücklich seien zu Deiner Ehre —"

„Amen!" sprach eine tiefe Stimme hinter ihr. Rosi erkannte die Stimme, es war der Einsiedler vom Hilaribergl bei Achenrain.

Er kam, wie er erzählte, von Mariastein, wohin er eine Wallfahrt unternommen hatte, und suchte hier herum eine Nachtherberge. „Ich wollte in die Seemühle, aber wie ich eben höre, stehen die Sachen anders; — Paul will fort, da wäre ich ein ungelegener Gast."

„Nicht so, Vater Benedikt," verwies ihm das Mädchen,

„Paul wird Euch gewiß gut aufnehmen; zudem bedarf er des Trostes, vielleicht bringt Ihr ihn auf andere Gedanken; es ist doch eigentlich hart, so in die Fremde zu ziehen."

„Hm!" machte der Einsiedler, den grauen Kopf bedenklich schüttelnd, ich weiß nicht, was ich in seiner Lage thäte. Das Schlimmste ist es übrigens nicht, fortzulaufen; darum will ich ihn heute aber auch nicht stören, hab' sonst wohl ein gastlich Bett in der Mühle gefunden, selbst beim Alten, dem Gott verzeihe —"

„Aber bedenkt, guter Vater, was ihm auf der Wanderschaft im fremden Lande, unter allerlei Menschen, deren Sinn und Sitte er nicht kennt, alles passiren kann — und warum? Ist er nicht unschuldig? Kann er für des Vaters Sünde?"

„Solche Sünde schadet oft noch bis ins dritte und vierte Glied, und was Dir, meine Tochter, nicht gelungen, dafür opfere ich vergebliche Worte. Mich dauert der gute Junge, doch denk' ich: Der Herr hat's gegeben, er wird's seinerzeit wieder hinwegnehmen. Mag der junge Müller in Frieden ziehn. Amen."

„O, daß es so kommen mußte!" lispelte Rosi, und sie hatte Mühe, den Thränen zu wehren, die sich wieder ungestüm in die Augen drängten.

„Das Herz des Menschen hat schauerliche Untiefen," deklamirte Bruder Benedikt mit Pathos. „In den Stunden der Versuchung steigt die Leidenschaft daraus hervor und schlägt den armen Menschen blind; er geht hin und

handelt als Blinder. O bete, bete! daß Du nicht in Versuchung fallest."

Rosi wendete sich wieder dem Muttergottesbilde zu: „O beschütze uns, stärke uns, mich und Paul; ich will Dir täglich frische Blumen bringen, mit duftigen Steinnelken will ich Dein Haupt bekränzen!" So flüsterte sie, dann eilte sie dem Einsiedler nach, der den Weg zum Riedhofe eingeschlagen hatte.

Bruder Benedikt wußte wohl, wo er sein Haupt hinlegen könne. — Der alte Riedhofer saß eben auf der Bank vor der Hausthüre, Mutter Sandl (Susanne) neben ihm, als Rosi und der Einsiedler hinzutraten.

„Gelobt sei Jesus Christus!" grüßte dieser.

„In Ewigkeit, Amen," setzte andächtig die Mutter Rosis bei. Der alte Bauer rückte auf der Bank und hieß den Gast Platz nehmen.

„Ihr werdet es doch nicht ungütig nehmen, Bauer, wenn ich so spät noch zuspreche," sagte der Waldbruder.

„Waret immer willkommen, Bruder Benedikt; geh' Mutter, schau um etwas Warmes für unsern Gast."

Das Gespräch spann sich nunmehr fort; ein Wort gab das andere, wie das schon so geht. Die Tagesereignisse wurden der Reihe nach besprochen und der Klausner mußte eifrig erzählen, denn auf den einöden Höfen erfährt man nur selten etwas von all den großen und wichtigen Ereignissen, welche draußen an den Menschen vorbeiziehen.

Vom Einen auf das Andere übergehend kam man

auch auf den alten Seemüller und die Hexe Hanna — so hatte man sie bei Lebzeiten geheißen — zu sprechen.

„Hätt's nicht gemeint von dem Klaus," sagte der Bauer, „daß 's so weit mit ihm kommen müßt; war ein stiller, friedlicher Nachbar, aber nu: „Stille Wässer gründen tief." Was hört man denn von ihm? Ist er noch unten in der Keuche?"

„Er soll, soviel ich in meiner Klause erfahren konnte, bereits verurtheilt sein und wird wohl trotz seines Leugnens nicht sobald loskommen."

„Er hat also nicht gestanden?"

„Gestanden," replicirte Bruder Benedikt, „er ist bei seiner ersten Aussage stehen geblieben: Er hätte hinter der Mühle seinen Stutzen geputzt, etwas Pulver und Baumbart geladen und dann den blinden Schuß abgeschossen. Er stand noch vor der Thüre, als von dem nahgelegenen Wäldchen her, in welchem der Hanna Hütte steht, ein schriller Aufschrei ertönte, was ihm, wie er meinte, gar nicht geheuer vorkam. Er dachte, der alten Person geschehe etwas Unbilliges, und wie er gieng und stand, rannte er der Richtung zu, von welcher der Ruf erscholl. Es schien ihm, daß er einen Schuß während des Laufens gehört habe — hm" —

„Ganz richtig," warf der Bauer bedenklich dazwischen, „freilich ein Schuß, aber wer war der Schütze?"

„Hört nur weiter," fuhr der Klausner in Erzählung seines Berichtes fort. „Als der Seemüller das Gebüsch getheilt hatte und zum Hause hintrat, sah er zu seinem

nicht geringen Schrecken die alte Hanna todt und mit Blut überflossen auf der Schwelle liegen. Er wußte sich im ersten Augenblicke nicht zu helfen und stand noch starr und steif vor übergroßem Schreck wie eine Bildsäule da, als einige Holzarbeiter, der lange Much unter ihnen, auf dem Platze erschienen. Sie mochten Schuß und Schrei ebenfalls vernommen und für nicht ganz in der Ordnung gehalten haben. Mit diesen schaffte er die Leiche in die Stube und eine Person lief sogleich nach Rattenberg hinab, um den Vorfall bei Gericht zu melden. Die Kugel war der Hanna durch die linke Brust gedrungen und absolut tödtlich."

„So in aller Sünde dahinsterben, — Gott sei ihr gnädig und barmherzig!" sagte der Bauer mit einem abergläubischen Schauer.

„Das ist die Aussage des Müllers Klaus." —

„Aber ich begreif' nur nicht," hob der Riedhofer nach einer Weile wieder an, „wie es dann für Klaus noch so eine üble Wendung nehmen konnte. Die Sache klingt doch nicht so unwahrscheinlich!"

„Klingt wohl schön," erklärte bedächtig der Einsiedler, „ist aber erwiesenermaßen doch nur eitel Lüge. Aus dem Zeugenverhöre gestaltet sich die ganze Geschichte ins pure Gegentheil um. Der Müller hat die Hanna erschossen und der lange Much und hernach noch einige Burschen sind dazugekommen, wie er die Leiche zur Thüre herauszog, um sie etwa im Walde irgendwo zu vergraben. Er hat sich auch sehr desparat gezeigt, als er sich so über-

rascht sah, bald darauf ist er verschwunden, aber seine Büchse blieb zurück."

„In der Angst mochte der alte Seemüller sie vergessen haben," fuhr der Einsiedler in seiner Erzählung weiter. „Sie war ungeladen, doch hat man gefunden, daß erst daraus gefeuert worden war. Ferners wißt Ihr wohl selbst, Bauer, daß die Gerichts-Kommission die leere Geldkatze der alten Hanna in einem Winkel der Mühle auffand."

„Ja, ja, die Geldkatze, das ist eben der Teufel!" meinte der Riedhofer; „die alte Hanna hat schon etwas auf der Seite gehabt."

„Und das ist durch eine Aussage des schwarzen Much erwiesen, daß der alte Müller die Hanna nicht leiden mochte und daß er sie einstmals eine Hexe schalt, um die es nicht schade wär'."

„Nun in Gottes Namen!" schloß der Einsiedler das Gespräch, „was geschehen ist, kann man nicht ungeschehen machen, der Teufel hat schon über manchen eine höllische Gewalt. Mich dauert nur der arme Junge, der Paul."

Rosi, die während des Zwiegespräches in tiefe Gedanken verloren, mit gefalteten Händen unbeweglich dagesessen, seufzte aus voller Brust.

Der alte Bauer sah sie lange an, etwas wie Rührung flog über sein broncefarbiges Gesicht.

Mutter Sandl rief den Gast zum Nacht-Imbiß.

Des andern Tages hörte man, der junge Seemüller sei fortgewandert, weit hinaus „ins Reich."

Rosi lebte von da ab wie im Traume. Es schien sie gar nichts mehr zu interessiren, nichts mehr zu freuen, und fast war es, als hätte sie das Lachen gänzlich vergessen. Die Rosen verschwanden von ihren Wangen, dafür hieng der Thränenthau beständig an ihren Wimpern. Auf dem Hügel, wo die Kapelle stand, erschien sie täglich und stundenlange konnte sie auf der Moosbank unter den Linden sitzen, in starrem Hinbrüten verloren. Da sah sie den grauen Wolken nach, die an den jenseitigen Gebirgen still vorüberzogen, und sah hinab in das enge Thal, wo noch immer öde und verlassen die Mühle lag, in der unheimlichen Nachbarschaft des regungslosen Reinthalersees.

Es war eine Zeit der Trauer, waren Tage der größten Betrübniß für alle auf dem Riedhofe. Mit tiefem Kummer sahen der alte Riedhofer und Mutter Sandl den Frohsinn ihrer einzigen Tochter unter den Ausflüssen ihrer krankenden Seele schwinden.

Konnte es so fortgehen?

Eines Morgens erwachte Rosi. Ihr Kammerfensterlein war offen geblieben, der laue Morgenwind trug auf seinen Fittigen bekannte Töne herüber zum Riedhofe, — es war das Geklapper von der Seemühle, das heftige Brausen des an die Räder schlagenden Sturzbaches.

Das Getöse hatte wie eine bekannte, liebe Melodie selbst im Schlafe einen Weg zu Herz und Ohr des Mädchens gefunden. Rasch erhob sich Rosa, kleidete sich hurtig an und wie ein Blütenblatt im Morgenhauche flog sie

den Rain hinab — der Seemühle zu. Kaum wußte sie, was sie that; ihr Gedanke war — Paul! —

In einiger Entfernung blieb sie stehen.

Dort herrschte ein reges Leben. Mühlbursche tummelten sich herum, beschäftigte Dirnen eilten flink hin und wieder und mancher Kundmann gieng ab und zu. Rosi schaute stumm auf dieses lebendige Bild des Schaffens und der Thätigkeit. Kein trauriger Gedanke trübte in diesem Augenblicke ihre Seele, sie schwelgte in der Vergangenheit.

Durch das Getöse erklang eine helle Männerstimme:

Mein herzliebes Dirndl,
Das liegt mir im Sinn,
Das liegt mir im Herzen
Sieben Klafter tief drin;
Und wenn ich sie sehe,
So hebt's mir die Brust,
Und ich jodle: Juchheißa!
Juchheißa! vor Lust.

Rosi hörte dem unsichtbaren, lustigen Sänger mit Wohlgefallen zu. — Paul war ein treuer und braver Bursche, aber jene kernige Frische, wie sie die jungen Leute des Angerberges sonst auszeichnet, besaß er nicht. Er war ein Grübler von jung auf. Rosi war aber einmal eine sehr muntere Dirne gewesen; erst die Liebe hatte sie still und nachdenkend gemacht.

Der fidele Sänger trat aus der Mühle; es war eine gedrungene, blühende Jünglingsgestalt. Das blonde Schnurrbärtchen stand dem Burschen gut, besonders aber

die klugen, hellen Augen, die vor innerer Lust zu lachen schienen.

„He, mein Schatz!“ rief er Rosi zu, „bist meiner Seel' ein sauberes Ding. Pah! werd' nur nicht gleich so roth, — ich glaub' nicht, daß Dir dies noch niemand gesagt hätte!“ —

Rosi wurde beinahe böse; sie trat einen Schritt zurück.

„Brauchst Dich nicht so zu spreitzen,“ sagte nähertretend der Müller; — „ich kenn' Dich wohl, bist des Riedhofers Tochter; aber meiner Seel', ich bin doch auch ein ehrlich Blut, wenn ich gleich nicht Paul heiße.“

Rosi erröthete tief. „Ich sperr mich ja nicht,“ entgegnete sie.

„Geh' nur, geh',“ lächelte der Müller; weiß schon, wie's steht mit Dir und Paul, darfst mir deßhalb nicht böse sein, wir waren Dutzbrüder und hatten uns lieb, der junge Seemüller und ich. Er hat mir nur die Mühle im Pacht überlassen — da ihm just das Verhängniß so übel mitspielt. Doch lassen wir das und — zu was Anderem. Hinter'm Haus im Garten stehen gar schöne, duftige Blümeln, Paul hat sie gepflanzt; wenn Du eines willst, so komm'.“

Der Pächter gieng nun voran, das Mädchen folgte zögernd.

Ein stilles Weh schnürte ihre Brust zusammen, als sie die Räume betrat, die Paul bewohnt hatte, wo er geschafft und geträumt. Als sie durch das Haus in den Garten kamen, blieb sie von Erinnerungen erfaßt stehen.

Von hier aus wanderten all' die wohlriechenden Blüten und farbenprächtigen Sträußchen, die er ihr fast täglich brachte. Hier stand er Morgens, hier pflückte er am Abende und erwartete pochenden Herzens den Augenblick, wo — — Rosi war fast ebenso träumerisch geworden wie ihr Bräutigam, als sie so dastand und über den blauen See hinsah, dessen spiegelklare, glatte Wasserfläche sie oft in schönen Mondnächten gemeinsam im Kahne durchzogen hatten; als sie hinaufblickte zum Hügel, den die Madonnenkapelle krönte und wo die Linden standen, unter deren schattigem Dache sie so gerne beisammen gesessen im traulichen Liebesgeplauder, wo sie Pläne schmiedeten für die Zukunft und mit jugendlicher Phantasie das aufsteigende Morgenroth des Glückes begrüßten. Ihr Auge wurde feucht bei diesen Betrachtungen, die durch ihre Seele zogen, während noch das Gefühl des Verlassenseins sie bedrückte.

„Sei nicht traurig, Nachbarin," tröstete der Müller, als er die Erregung des Mädchens gewahr wurde. „Wird schon wieder heimkehren, der Paul, so Gott will soll alles zum Guten ausschlagen. Einstweilen hat er Dir diese Blumen dagelassen; auch sind oben in der Kammer allerlei Kleinigkeiten zurückgeblieben, Figuren aus Holz, die Paul selbst geschnitzt. Das magst Du wohl zu Dir nehmen, da ich weiß, es wird bei Dir gut in Ehren stehen. Genire Dich nur nicht und komme, wenn Du willst, und bleibe, so lange Dir's beliebt; keine Seele wird Dich kränken; dafür sorge ich."

Rosi war gerührt über die Theilnahme des freundlichen jungen Mannes. Sie dankte, so gut sie es vermochte, und versprach, recht oft in der Mühle zuzusprechen. — Anfangs erschien Rosi selten in der Mühle. Sie hatte noch viele Schüchternheit zu überwinden. Bei Mädchen aus dieser Gegend findet sich diese Eigenschaft sonst selten; das Urwüchsige der Angerberger, überhaupt der Gebirgsbewohner, ihre Offenheit und Geradheit haben kein rechtes Verständniß dafür. Man spricht hier, wie die Gedanken eben wachsen und darnach richtet sich das Thun und Lassen. Die Gefühle finden den unverholensten Ausdruck ohne Umschweife und Winkelzüge. So rauh diese schlichten Söhne der Berge auch scheinen mögen, so finden sie dennoch tausenderlei Rücksichten den „Dirndln" gegenüber, behalten aber im Handeln und Reden stets den offenen Charakter bei. Daher kommt es wohl, daß auch ihre Mädchen nicht blöde thun. Man wird zugestehen, daß diese Offenheit zum mindesten nicht weniger lobenswerth ist, als jene bedenkliche Affektirtheit und Zimperlichkeit der Stadtmamsellen.

Rosis Besuche wiederholten sich nach und nach in immer geringeren Zwischenräumen. Der Pächter der Mühle, Jörg hieß er, hatte ihr volles Vertrauen gewonnen. Die Lebenslust des jungen Mannes, sein übersprudelnder Humor, seine Theilnahme für Paul, die er in herzlicher und sinniger Weise schon oft kundgethan, das alles waren Faktoren, die sie immer öfter in die Seemühle kommen hießen, die bewirkten, daß sie allgemach immer länger

dort verweilte. Und seltsam! — Nach und nach gewannen ihre schönen Augen den wundervollen, hohen Glanz wieder, aus dem ein frohes Herz lachte; die Wangen färbten sich neuerdings mit dem Inkarnate der Gesundheit und der Jugend und ein anmuthiges, seliges Lächeln erschien und belebte, wie ein Sonnenstrahl die Lenzgefilde, das Antlitz des plötzlich wie neuverjüngten Mädchens.

Mutter Sandl nahm das Wiederaufleben ihrer Tochter mit Freuden wahr und auch Vater Riedhofer nickte zufrieden mit dem weißgelockten Haupte. Er sah Rosis Wanderungen in die Mühle nicht ungerne; Jörg war bei ihm wohl sehr gut angeschrieben und nicht selten schüttelte er des Müllers Hand mit derber Innigkeit. Ueberhaupt schien eine Art Einverständniß zwischen den alten Leuten und dem jungen Pächter zu bestehen, der seinerseits auch oftmals im Riedhofe zusprach und an manchen langen Winterabenden viel Ergötzliches zur allgemeinen Erheiterung beitrug.

Rosi änderte sich noch in manch' anderer Hinsicht auffallend. Sie stieg nicht oft mehr „auf die Höhe," um in der Kapelle zu beten oder unter den Linden im Gedankenfluge Paul auf seinen Kreuz- und Querzügen im fremden Lande zu begleiten; selbst wenn sie in die Mühle kam, konnte sie wohl vergessen, die Kammer zu besuchen, in welcher die Holzfiguren aufbewahrt waren, und wie sie es sonst im Drange der Empfindungen gethan, die bebenden Lippen an dieselbe zu drücken. Die Scherze und Gesänge des Müllers Jörg schienen ihr ein neues Eden aufgeschlossen zu haben.

In Breitenbach, dem Hauptorte des Angerberges, war Musik und Tanz. Jung und Alt von weit und breit hatte sich dazu eingefunden. Im Anger des Dorfwirthes standen die Zechtische, eine angrenzende Scheuer war zum Tanzplatze erhoben worden.

Der Dorfwirth war in der besten Laune, die Geschäfte giengen gut und unter den Gästen herrschte die animirteste Stimmung.

Riedhofer, der keine Gelegenheit versäumte, um seiner Tochter Zerstreuung und Erheiterung zu schaffen, fehlte auch hier nicht. Mit ihm waren Mutter Sandl und Rosi und sein ganzes Gesinde gekommen; den Müller Jörg erwartete man jeden Augenblick. —

Junges Volk gabs in hellen Haufen und Gejohle und Gestampfe obenein; dazwischen erklang die Cither, zum gemüthlichen Ländler einladend.

Der lange Much tanzte mit Rosi.

Der lange Much hätte mit Fug und Recht einer der hübschesten Burschen genannt werden können, wenn nicht sein unstäter Blick, seine in unheimlichem Feuer glühenden Augen eine gewisse Scheu vor ihm eingeflößt haben würden; zudem lag in seinem Wesen etwas, das nicht sehr für ihn einnahm. Immerhin aber war er hübsch gewachsen und verstand es durch einschmeichelndes Wesen, bei manchem Mädchen das Ungünstige des ersten Eindruckes zu verwischen.

Rosi schien schlecht gelaunt und wie der lange Much sich auch Mühe geben mochte, sie aufzuheitern, es wollte

nicht gelingen. Die witzigsten Einfälle, die er in das schlichte Gewand des ländlichen Schnaderhüpfels kleidete und dann mit wohlklingender Stimme sang, und wenn er im künstlich gewundenen Reigen das Mädchen noch so leicht drehte und durch künstliche Sprünge die laute Bewunderung des gesammten Auditoriums wachrief, die spröde Dirne wendete sich zerstreut dem Eingangsgitter zu, als müßte sie Mann für Mann sehen, wer selbes passirte. Unwillig über seine Mißerfolge ließ er sie endlich stehen und suchte unter den „Munteren sich alsbald die Munterste" zum ferneren Tanze aus.

Ganz vernachlässigte er jedoch Rosi nicht, immer wieder kam er zurück und immer wieder befleißigte er sich, das Mädchen umzustimmen. Die hübsche Tochter des Riedhofers mochte ihm nicht gleichgiltig sein, der eigentlich nur ein Kleinhäusler war. Diese blieb trotz allem zerstreut. Es fehlte ihr offenbar ein Etwas, oder — ein Jemand, ohne welchen die Unterhaltung ihr nur unvollständig sein mochte. Sie getraute sich aber nicht, dem Much einen Korb zu geben. Der alte Bauer nickte ihr selbst zustimmend, als sie der Much aufforderte; der Wein des Dorfwirthes hatte ihn recht aufgelegt gemacht und lachend sah er dem schmucken Paare nach, als es behende hinflog auf dem rauhen Boden der Scheune.

Während des Tanzes trat Jörg ein.

Kaum wußte der lange Much, wie ihm geschah, als seine Tänzerin ihn urplötzlich bei Seite stieß und er im Handumdrehen allein stund. Alles hat seine Ursache. —

Der lange Much schaute sich sorgfältig um; auch er erblickte jetzt den Müller.

Jörg hatte ein Mädchen bei sich, eine Bäckerstochter aus dem nahen Landstädtchen. Die Beiden hatten dem Riedhofer gegenüber Platz genommen. Rosi setzte sich an ihres Vaters Seite. Ob sie schon ermüdet war? — Ihr Athem stockte wohl und blaß war sie geworden, so blaß! —

Dem Much gieng ein Lichtlein auf; er verzog sein Gesicht in höhnischer Weise. Was murmelte er?

Bemerkenswerth für einen Psychologen wäre vielleicht die Wahrnehmung gewesen, daß nun selbst dieser leidenschaftliche Tänzer plötzlich alle Lust an Musik und Reigen verloren hatte; den meisten Aufschluß über seinen Seelenzustand hätte aber dann die Thatsache gegeben, daß er sich in einen Winkel zurückzog, wo er unbeweglich stehen blieb, während sein leuchtendes Auge fest auf Rosi und dem Müller ruhte. —

Jörg grüßte sehr freundlich, als Rosi an ihrer Eltern Seite Platz nahm, und langte ihr sein Glas bescheidgebend zu. Rosi nippte und dankte.

Die Unterhaltung nahm inzwischen ungestört ihren Verlauf; es wurde gar viel gelacht, denn der junge Pächter der Seemühle war unerschöpflich an schnurrigen Reden und Spässen.

Desto einsilbiger und stiller war Rosi; sie sah mit großem Unbehagen auf die „Stadtgredl", mit der Jörg so zuthunlich that. O, diese Zuthunlichkeit schnitt ihr tief in die Seele.

Wie stand der Müller zur Fremden?

Jetzt fiel ihr ein, schon öfters Anspielungen auf eine nahe Verheirathung Jörgs gehört zu haben; alles Blut wallte bei diesem Gedanken empört in ihrem Innern auf. Sollten diese Anspielungen sich auf sein Verhältniß zur Bäckerin bezogen haben?

Der Tag hatte sich zu Ende geneigt. Die große Mehrzahl der älteren Bauern war bereits auf dem Heimwege; auch Riedhofer und Jörg brachen auf, sie hatten einen Weg. Die ganze Gesellschaft gruppirte sich unwillkürlich in Paare, wie sie das gegenseitige Verständniß und persönliche Zuneigung zusammenführte. So schien Mutter Sandl viel Gefallen an der Bäckerstochter zu finden, die, nebenbei gesagt, mit ihrer Mutter die Gastfreundschaft des Müllers für diese Nacht benützen wollte. Das Mädchen war verständig und hörte der Riedbäurin Langes und Breites über Hauswirthschaft und dergleichen interessante Dingen recht angelegentlich zu.

Diesen Beiden folgten der alte Bauer und Jörg.

Much hatte die Anstalten zum Aufbruche und die zufällige Anordnung zum Nachhausemarsche wohl mit angesehen, und die günstige Gelegenheit benützend leitete er es so ein, daß er, ohne eine Absicht zu verrathen, sich der Riedhoferstochter anschließen konnte.

Rosi war die Begleitung des Burschen, gegen den sie früher ein eigener Widerwille spröde und abstoßend gemacht, jetzt ganz willkommen.

Sie verfolgte einen geheimen Plan.

Sie wußte doch, daß Jörg den Kleinhäusler mit dem unheimlichen Wesen nicht leiden konnte, daß er denselben sogar sorgfältig mied und ihr selbst schon dringend empfohlen hatte, vor dem Menschen sich ja zu hüten! Und jetzt? Diese Freundlichkeit mit dem sonst Verschmähten — diese Redseligkeit? Keines der Paare erfreute sich wohl eines so munteren Geistes, keines war so laut und lachlustig. Rosi kicherte unaufhörlich; ein glänzendes Zeugniß von Muchs Unterhaltungstalent!

Wo diese Umwandlung herkam? — Sage einer noch, Mädchen seien nicht die unergründlichsten Wesen. —

Die Gesellschaft hatte nach einstündigem Marsche den Riedhof erreicht. Es hieß nun, sich trennen; der alte Bauer reichte dem Pächter die Hand: „Gute Nacht, Nachbar, schlaf' gesund!" sagte er freundlich. Ebenso hatte die Bäurin von der Bäckerstochter sich verabschiedet. Gute Nacht! Gute Nacht! hieß es hin und wieder; die alten Leuten giengen in das Haus.

Jörg zögerte noch, er wartete. —

Langsam und laut lachend kamen Rosi und der lange Much näher. Es klang nicht recht natürlich dieses Lachen, gewiß war es nicht die Aeußerung eines freudig gestimmten Herzens.

„Ich hab' Dir noch gute Nacht sagen wollen, Rosi," sprach Jörg.

„Ei! ich hätte auch wohl ohnedies gut geschlafen."

„Glaub's," entgegnete der Müller. „Es ist das Vorrecht eines schuldlosen Gewissens; weiß man sich frei von

Sünde und jedem Unrecht am Nächsten, kann kein quälender Gedanke unsere Seele trüben. — Nun, es war nur wegen dem Brauch."

Das Mädchen schien etwas von ihrer Schnippigkeit verloren zu haben, sie blieb eine Antwort schuldig.

Der lange Much zog die schöne Erbin des Riedhofes zärtlich an sich und ihr die Hand drückend flüsterte er vertraut: „Ich muß Dich noch sprechen, Schatz, wir sehen uns noch heute? Sage „Ja". —"

„Wenn Du willst, Rosi," fuhr Jörg fort, „so komme morgen in die Mühle, es wäre mir lieb, da Du auch meine Braut zur Gesellschafterin haben könntest. Wie schön! Ihr gießet die Blumenbeete Pauls und Du erzählst meiner Kathi von ihm. Sie wird Dich trösten, denn sie ist ein gutes, weichherziges Mädchen; nicht wahr, meine Liebe?" Er wandte sich der Städterin zu, die zustimmend nickte, aber noch nicht die Zuneigung zu der Bauerstochter hatte, ihr die Hand zu reichen. Sie war ja den ganzen Nachmittag so fremd und kalt gewesen.

Ein gegenseitiges „Gute Nacht" entschied für heute den Abschied der jungen Leute.

Nur Much harrte noch einer Antwort, aber Rosi stürzte an ihm vorüber ins Haus und schlug die Thüre knapp vor seiner Nase zu. Der Bursche stieß einen wilden Fluch aus und murmelte etwas vor sich hin, das sehr entschieden klang; dann entfernte auch er sich.

Rosi fand den guten Schlaf nicht, womit sie Jörg prahlend abgetrumpft hatte. Spät noch lehnte sie am

offenen Fenster, hinausträumend in die laue Sommernacht. Lange nicht mehr hatte sie das Bild Pauls so lebhaft vor sich gesehen, wie eben jetzt. Es brannte die Sehnsucht wieder auf in ihren Adern; ihr ganzes volles Herz flog dem fernen Geliebten nach. Leise Worte der Reue stammelten ihre Lippen, während ihr nasser Blick zur Höhe streifte nach jener Kapelle, nach jener Moosbank mit den überragenden Bäumen, wo sie einstmals geliebt und gelitten und Trost gefunden in der Erneuerung süßer Liebesschwüre. Alle die seligen, traulichen Stunden der glücklichen Vergangenheit schwebten an ihrer Seele vorüber und seufzend gedachte sie jenes Abschiedstages, der allem Glücke ein unverhofftes Grab gegraben. „Seit er wegzog, bin ich ein Schifflein, dem die sichere Hand des Fährmanns fehlt, ein schwankes Rohr vor dem Winde. Wie war es doch? Was band mich an Jörg? War ich ihm gut? gut — ja; er erzählte mir von Paul, er sagte mir von dessen Wiederkehr und daß alles wieder gut werden würde. Er malte mir eine Zukunft voller Freude und voller Glück. Ach, ich wäre gerne froh und glücklich, aber ich kann es nur mit Paul zugleich sein. Wird er kommen? Hat er meiner nicht vergessen?“

Als sie endlich zur Ruhe gieng, streute schon der herandämmernde Tag sein erstes Morgenroth auf die umliegenden Berge. —

Die nächsten Tage zeigten, daß Rosi noch zur guten Stunde die Sonde in ihr Herz gesenkt hatte. Schon nahte der Versucher in Gestalt des langen Much. Diesen

hatte die außerordentliche Freundlichkeit und Zuthunlichkeit der reichen Riedhoferin gar sehr ermuthiget. Er trat deßhalb dem Mädchen oft in die Quere und glaubte sich zu jeder Hoffnung berechtigt.

Rosis Benehmen hätte ihn belehren können, wie wenig Grund er zu dieser Annahme hatte. Sie wich ihm überall sorgfältig aus und gieng es einmal nicht an, bekam er einen Empfang, über den zu freuen er ebenfalls keine Ursache fand. — Indessen ließ sich der lange Much durch nichts beirren. Dieses Sprödethun, wie er es nannte, war für ihn nur der Ausfluß einer vorübergehenden üblen Laune. Später, als die Sprödigkeit schon einen chronischen Charakter anzunehmen drohte, glaubte er andere Saiten aufziehen zu müssen. Er stellte Rosi zur Rede.

In bäuerlichen Kreisen nimmt man es mit den Worten nicht zu genau; was Wunder, wenn der lange Much in seinem Aerger und in Verfechtung seiner vermeintlichen Rechte mehr sagte, als ihm selbst bei mehr Berechtigung zugestanden hätte; was Wunder dann, wenn die Erklärungen, die Rosi gab, für ihn das Unerhörteste, weil Unerwartetste enthielten, und daß das, was er jetzt in sich hineinmurmelte, noch entschiedener klang, als damals, da die Thüre vor ihm ins Schloß schlug.

Was Wunder endlich, wenn Rosi mehr als je die Wahrheiten alter Haussprüche, die vor Untreue 2c. warnten, erkannte und beherzigte, und wenn ihre Sehnsucht nach Paul immer lebendiger in ihrem Busen wurde.

Es war wieder Sommer geworden, der dritte seit dem Abschiede Pauls. Auf der Höhe hinter der Seemühle ragten die Linden in frischem Grün.

Wie vor drei Jahren war auch jetzt die Moosbank besetzt; auch jetzt hatte ein Träumer auf ihr Platz genommen, der unverwandten Auges hinabstarrte in das schöne Innthal. Die untergehende Sonne warf noch leise Streifen über die Wälder hin, wo die dunklen Tannen, schon in abendliches Schweigen gehüllt, melancholisch die Nadelfächer schwangen.

Der Mann auf der Bank schien trüben Betrachtungen hingegeben; er fuhr oft mit der Hand über die Stirne, als wollte er Gedanken — Erinnerungen verscheuchen, die seine Seele ängstigten.

„Muß ich mein Lebenlang ein Opfer dieser quälenden Gedanken sein?" seufzte er vor sich hin. „Vater! Vater! — Als ich vor ihn hintrat in der engen Keuche, um ihm Lebewohl zu sagen, da war sein Auge so heiter, es war nicht der Blick eines Verbrechers. Ich kniete vor ihm nieder und er segnete mich und sprach: „Die Hand Gottes ruht schwer auf uns, mein Sohn! Ziehe hin, sei glücklich und gedenke deines Vater!" — War es der Segen eines Missethäters, der mich in die Fremde begleitete, der mich im Gewühle der Schlachten unversehrt erhielt und mir so viel Ruhm und Ehren brachte? Nein und tausendmal nein! Dahinter liegt ein Geheimniß. Gott gebe, daß ich die Spur des wahren Mörders finde!"

Der also mit sich selbst Redende war aufgestanden;

es war eine hohe Gestalt von unverkennbar militärischer Haltung. Unter dem dunkeln Mantel hervor schimmerte die glänzende Uniform der Offiziere, die mit einem Kreuze für erprobte Tapferkeit geschmückt war und den Rang eines Kapitäns anzeigte.

Der Offizier schritt der Kapelle zu und auf dem nämlichen Schemel, auf welchem vor drei Jahren Rosi, die Tochter des reichen Riedhofers, um das Leben und um glückliche Wiederkehr ihres Geliebten flehte, kniete er in stiller Andacht nieder.

Es wurde ruhiger in seiner Seele, die trüben Bilder schwanden allmählich vor einem Bilde, dessen Lieblichkeit und Schöne einen wohlthätigen Zauber auf sein umdüstertes Gemüth ausübten. Keine Vergangenheit ist so schwarz, daß nicht einige Lichtmomente in die Gegenwart herüber fielen. So gehörte auch das Bild, dessen Erinnerung dem sinnenden Sohne des Mars jetzt ein so friedlich heiteres Antlitz verlieh, der Vergangenheit an. — Während der junge Krieger vor dem Bilde der Gottesmutter Trost suchte und fand, spielte sich vor der Kapelle unter den Linden eine Scene ab, die nicht ohne Interesse für den Leser sein dürfte.

Es hatte auf der Moosbank ein Mädchen sich niedergelassen, kurz nachdem der Kapitän, einem innern Triebe folgend, im Fonde der Kapelle verschwunden war.

Es war die Erbin des Riedhofes. Rosi besuchte seit dem letzten Kirmeßtage wieder fleißig diesen traulichen Platz auf der Höhe. Sie suchte da für ihre stillen Sehn-

suchtsgedanken ein Asyl; hier spannen der Mond und die Sterne sie in selige Träume ein. Doch selten konnte sie lange ungestört verbleiben, denn immer und immer wieder war es der lange Much, der ihr auf Schritt und Tritt folgend als Störefried dazwischen trat.

So kam es auch jetzt. Rosi fand sich kaum allein, als sie schon die nahenden Schritte ihres Peinigers vernahm. Mißmuthig erhob sie sich und um den bald schmeichelnden, bald drohenden und anmaßenden Reden des Burschen auszuweichen, flüchtete sie in die Kapelle.

Sie war erstaunt, daselbst einen Offizier zu finden, und noch mehr, als sie wahrnahm, daß dieser sie aufmerksam forschend betrachtete, und wie eine mächtige innere Erregung alsbald sein ganzes Wesen meisterte. Rosi fühlte, wie die Nähe dieses Mannes ihr Blut schneller durch die fiebernden Adern jagte.

Dessen Auge zog das ihre mit magnetischer Kraft an sich. War dies nicht der sanfte, stille, träumerische Blick, der damals — damals wie ein freundlicher Stern auf sie niederstrahlte, der noch jetzt die Dämmerung unbestimmter Hoffnungen wie eine Leuchte des Trostes erhellte? Dieser Blick, dieses Auge mahnten sie an — Paul.

Rosi zitterte, während sie unwillkürlich nach dem Fremden schauen mußte; der hatte sich mittlerweile abgewandt und das Gesicht in beide Hände vergraben.

„Paul ist es nicht," seufzte das Mädchen vernehmlich, „er würde mir in die Arme fliegen nach so langen Jahren der Trennung; er könnte mich nicht so stehen

sehen und hier — hier oben, wo — nein, es ist nicht Paul!“

Die Zahl der Besucher in der Kapelle vermehrte sich — der lange Much trat ein. Finster blickte er auf die im Ansehen des schmucken Offiziers vertiefte Riedhoferin.

„Paul war immer so blaß,“ sprach Rosi zu sich selbst weiter, „seine Züge hatten etwas Weiches, Sinniges; dagegen dieses gebräunte, strenge Gesicht mit dem schwarzen vollen Barte, nein, Paul ist es nicht!“ — Diese letzten Worte wurden fast laut gesprochen, die kahlen Wände sprachen sie nach.

Das Auge des langen Much glühte noch wilder, noch drohender; er ballte die Fäuste und stampfte mit dem schwerbeschuhten Fuß ungestüm auf das Ziegelpflaster.

Der Offizier sah sich um. In demselben Augenblicke trat Much zu Rosi, sie an dem Arme zerrend; dabei sagte er halblaut mit herrischem Tone: sie möge ihm folgen.

Der Blick des Soldaten haftete lange auf Rosi; es entgieng ihr nicht, wie ein trüber Schatten über seine Züge flog. Ein unendliches Weh durchzuckte ihre Brust. Als dann der fremde Krieger die Hand wieder vor die Augen hielt, wie um dem Anblick dieser Scene sich zu entziehen, und zur Kapelle hinausstürzte, war es ihr, als müßte sie ihm nach und ihm sagen, daß sie zu dem kecken Burschen, der ihr befehlend entgegentreten konnte, in keiner Beziehung stünde, daß sie —

Doch Much errieth ihre Gedanken. Er hielt sie am Arme fest und sagte höhnisch: „Nicht so eilig, mein

Schatz! Laß Dich das zweierlei Tuch nicht also gelüsten, das ist nicht für eine Bauerndirne, wenn sie auch noch so reich wäre. He, he!“ fuhr er mit widerlichem Lachen fort, „ist ein herrlich Plätzchen zum Gimpelfange, he, he!“

Rosi würdigte den halbtrunkenen Burschen keiner Antwort, aber eine derbe Maulschelle auf die höhnische Miene drückte hinlänglich ihre Gesinnung gegen den unzeitigen Spottvogel aus.

Die Maulschelle war exakt applizirt, so daß der lange Much einen unfreiwilligen Bückling zu machen gezwungen war. Bis er seine fünf Sinne wieder in Ordnung hatte, war das flinke Mädchen bereits entflohen.

Wilde Flüche brüllte Much der Fliehenden nach und laut schrie er die seltsame Drohung in die Nacht hinein: „Warte nur, Dirne, ich werde Dich ebenso demüthigen wie vor Jahren den alten Seemüller!“

Die bedeutungsvollen Worte wurden von einem Manne gehört, der sich dieselben gewiß fest einprägte.

Unsicheren Schrittes verfolgte der Much den Pfad, der seiner Hütte zuführte. Von Zeit zu Zeit preßte er ingrimmig halblaute Worte zwischen den Zähnen hervor. Die heftige Aktion, womit er seine beiden riesigen Fäuste in die Luft hieb, hätten wohl dem zufälligen Augenzeugen ein heiteres Lächeln entlockt; doch dem Manne war schrecklich ernst zu Muthe.

Noch jemand verließ jetzt den Platz „auf der Höhe“: es war der fremde Offizier. Er gieng der Seemühle zu.

— — Eine trübe, sternlose Nacht breitete ihre un-

durchsichtigen Fittige von Berg zu Berg. Dichte Nebelballen zogen langsam durch das schöne Innthal hin, vom Winde getrieben, der, über Eisgebirge kommend, schaurig kalt war wie im Winter, wenn seine Schwingen Schneestürme trugen.

Im Riedhofe war alles zur Ruhe gegangen, nur aus einem Fenster drang matter Lichtschein hinaus in die unfreundliche Nacht.

An diesem Fenster saß Rosi; sie war blaß; ihr thränenvolles Auge blickte traurig vor sich nieder. Sie hatte die Hände gefaltet und schien leise zu beten. Doch betete sie nicht; sie hatte nur die Erlebnisse des heutigen Tages und Abends überdacht. Die einsame Nacht, die Thränen, die Aufregung und die ganze Flucht der Gedanken und Phantasien hatten sie ungemein ermüdet.

Leise, leise senkte der Schlaf sich auf die Arme hernieder. Leicht neigte sich das niedliche Köpfchen zurück auf die Lehne des Stuhles. Der trübe, melancholische Schein des Lichtes fiel auf das ungemein sanfte, kindliche Antlitz der Jungfrau. Es war ein Bild der ahnungslosen Unschuld.

Jetzt öffnen sich ihre Lippen, — still; sie spricht: „Paul, mein Paul!“

Möge ein guter Engel deinen Schlummer, deinen Traum bewachen, gutes Mädchen, und dich schützen vor der Arglist feindlicher Menschen.

Die Kerze war schon tief herabgebrannt. Es rüttelte der Wind am Gebälke des Bauernhauses.

Da raschelte es leise am Fenster, durch welches der ersterbende Lichtschimmer hinausschaute in die unheimliche Nacht; es war, wie wenn eine menschliche Hand sich daran zu schaffen machte. Wer wacht in solchen Nächten, wenn die Unschuld schläft und ein gutes Gewissen im Traume lächelt?

Knisternd fährt es über das Fensterglas.

Das ist nicht der Wind, der an die Scheiben drückt, das ist die Hand des Bösen.

Schlafender Engel erwache!

Eine Scheibe ist gelöst. Behutsam langt eine Hand durch die Oeffnung, die Riegel schieben sich hinauf, herab. Das Fenster geht geräuschlos auf.

Der Nachtwind fährt durch der Schläferin lose wallendes Haar, das Flämmchen der Kerze erlischt.

Es ist tief dunkel, doch zeichnen sich noch die Umrisse einer Gestalt undeutlich ab, die auf der Brüstung sitzt und vorsichtig in die Kammer steigt.

„Du mußt mein sein, ich habe es geschworen!“ murmelt die Gestalt. „Du sollst gedemüthigt werden und die Schande tragen.“

„Paul, mein Paul!“ lispelt die schöne Schläferin wieder.

Man hörte noch das heisere, höhnische Lachen des langen Much, dann war alles still in Rosis Kammer.

In diesem Augenblicke dröhnten heftige Schläge an das Hausthor.

„Aufgemacht! aufgemacht!“ riefen laute befehlende Stimmen.

Im Riedhofe wurde es lebendig. Allenthalben hörte man ängstlich fragendes Geflüster.

„Was gibt's! wer ist da draußen?“ ließ sich die Stimme des alten Bauers vernehmen.

„Macht auf im Namen des Gesetzes!“ rief es von Außen.

Der schwere Holzriegel wurden zurückgeschoben, die Thüre drehte sich knarrend in den Angeln.

Rosi erwachte. Was soll der Lärm zu so später Stunde? Schnell machte sie Licht. Das Licht zeichnete zwei Schatten ab. Rosi kehrte sich der Thüre zu und dabei bemerkte sie die Schatten. „Jesus, Maria!“ schrie sie, „der Much! was willst Du hier — wie kommst Du da herein?“

Der lange Much wies schweigend auf das offene Fenster.

„Schrecklicher Mensch! was hast Du vor? Was willst Du von mir? — Gleich gehe, woher Du gekommen bist, oder ich rufe um Hilfe.“

Rosi war schöner als je. Die langen dunklen Haare flossen in wirren Striemen um ihre Schultern. Ihr Busen wallte, ihre Wangen glühten im höchsten Roth; Scham und Entrüstung hatten es hingezaubert.

Der lange Much verschlang mit gierigen Blicken die schöne Gestalt. „Was ich will? — Dich lieben, mein Schatz.“

Er streckte die Hände aus.

„Wage es nicht!“ rief die Jungfrau und ihre Gestalt hob sich.

„Nun denn, mich rächen! —“

Vom Flur her ertönten schwere Männerschritte; mehrere Stimmen wurden vernehmbar, immer vernehmbarer.

Rosi wurde unruhig. Wie, wenn man den Much bei ihr entdeckte? — Es gieng ja um ihre Ehre.

„Heilige Mutter Gottes, stehe mir bei! Ich bitte Dich, Much, guter Much, verlasse mich — man kommt — entferne Dich! — o, es wäre mein Tod!“

Ein teuflisches Lachen war die Antwort des Much. „Willst Du mein Weib werden, Rosi? Ja oder Nein! —“

„Nein!“

Der lange Much gieng der Thüre zu.

Die Schritte von Außen waren ganz nahe; eine Stimme sagte: „Was habt Ihr? Wir sind von Amtswegen hier und suchen den Mörder der alten Hanna.“

Der Much hatte schon die Hand auf der Schnalle. Jetzt stutzte er, er zitterte heftig; es war, als wollte er in die Knie sinken. Doch faßte er sich gewaltsam. Er wandte sich nach Rosi. Er war sehr blaß.

„Diesmal kommst Du noch davon,“ knirschte er, „aber denke an mich — ich komme wieder.“

„Aufgemacht!“ befahl die Stimme von Außen.

Rosi sah sich um — der lange Much schwang sich behende aufs Fenster. Ich bin allein — Gottlob! dachte sie und schnell schob sie den Riegel zurück.

Zwei Gerichtsdiener traten rasch ein; ein Blick — beide eilten dem Fenster zu. Auf der Brüstung saß der Much. Sie zerrten ihn herab, bald hiengen an seinen

Händen und Füßen die eisernen Geschmeide. Dies Alles war ein Werk weniger Augenblicke.

Wie kam es, daß der Much nicht durchs Fenster entfloh? That er es absichtlich, der schlechte Mensch? Rosi fiel wie betäubt zurück, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

Vater Riedhofer und Mutter Sandl waren nicht wenig erstaunt, in ihrer Tochter Kammer den eigentlichen Mörder der alten Hanna zu treffen.

Denn Much war der Mörder. Die Gerichtsdiener sagten es, es sprach der ganze schreckhafte Moment der Gefangennehmung dafür. Es war so schnell gekommen, daß Much erst, als die Fesseln ihn drückten, zur vollen Erkenntniß der Lage kam, in der er sich befand, die das Ende seiner Freiheit bedeuten mußte. Nun aber wüthete er fürchterlich. Schauerlich klirrten die Eisenketten, welche dem starken Manne zu den drohendsten Bewegungen nicht hinderlich waren. Verwünschungen entfuhren seinem wuthschäumenden Munde, wie sie nur die größte Roheit, wie sie nur ein Mensch ausstoßen mag, der zu allem fähig ist und der, da seine Nichtswürdigkeit ans Licht gekommen, — sich selbst aufgibt.

Es war nicht schwer, dem Aufgeregten ein Geständniß zu entlocken. „Gefangener hat sich ruhig zu verhalten," näselte einer der Gerichtsdiener mit wichtiger Diktatorenmiene. „Will er zu dem einen Mord noch einen zweiten auf sein Gewissen laden?"

„Halt's Maul, Scherge!" brüllte der lange Much,

„ein altes Weib und Dich, Kartoffelseele, dazu, das kostet nur eine Kugel mehr.“

Der alte Riedhofer stand unterdessen wie angedonnert vor seiner Tochter. Seine Brust arbeitete gewaltig, tiefer Schmerz malte sich in seinen Zügen. Rosi sah ihn flehend an. Niedergebeugt wandte sich der Bauer zum Gehen; er bot ihr keinen Gruß, er sagte kein Wort. Rosi wollte das Herz brechen.

„Vater, Vater! geht nicht so von mir, verurtheilt mich nicht, — ich bin unschuldig!“

„He, he! ist es denn ein Verbrechen, das Schätzchen eines Mörders zu sein? Flenne nicht zu viel um mich, mein Täubchen; Deine schönen Augen könnten Schaden nehmen, he, he!“ — Also höhnte der lange Much noch, bevor er von den Gerichtsdienern zur Thüre hinausgestoßen wurde.

Rosi schrie laut auf bei diesen Worten; sie wankte und wäre gefallen, wenn nicht Mutter Sandl Mitleiden mit dem Schmerze ihrer Tochter gehabt hätte und hinzugeeilt wäre.

O, das Mutterherz!

Der Bauer stand, als wäre alles Leben aus ihm gewichen. Vor sich hin sprach er schmerzlich: „Das muß ich alter Mann noch erleben! — Meine Tochter, mein einziges Kind und — ah! — der Mörder der alten Hanna — entehrt! —“

Der Greis wankte, konvulsivisch schüttelte es seinen Körper; er rang nach Fassung, er kämpfte gegen die eigenen Gefühle, gegen — das Vaterherz. Plötzlich erhob

er sich in seiner ganzen stattlichen Höhe: „Der Riedhofer hat keine Tochter mehr!“ sprach er feierlich; „ich erkenne Dich nicht, gehe hin, ich verfluche —“

„Halt!“ rief da eine gewaltige Stimme durchs Fenster herein, „halt ein, Bauer! Deine Tochter ist unschuldig, sowie mein Vater unschuldig ist!“

Alle horchten hoch auf; nur Rosi jubelte: „Paul! o, es ist Paul! — meine Ahnung! —“

Gleich darauf lagen sich die Liebenden in den Armen.

Die Stube hatte sich mit späten Ankömmlingen gefüllt. Da waren Jörg, der Pächter der Seemühle, und Bruder Benedikt. Letzterer befand sich gerade in der Mühle zu Gast, als Paul, den wir oben „auf der Höhe“ getroffen und auf dem Pfade, der zur Seemühle führt, verlassen haben, daselbst ankam.

Der Offizier, nachdem er den herzlichsten Willkomm empfangen und geboten, unterrichtete die Beiden von dem Begegnisse mit Rosi und Much in der Kapelle. Der Verdacht, daß Much die alte Hanna gemeuchelt und er es verstanden, den Umstand, daß der alte Seemüller zuerst bei der Ermordeten getroffen wurde, daß er seinen Stutzen bei sich geführt und vielleicht ziemlich rathlos war, zu seinem Vortheile zu benützen und darauf gegen den Müller gezeugt hatte, wurde noch erhöht, als Jörg erwähnte, wie unverhältnißmäßig groß der Aufwand dieses Kleinhäuslers in den letzten Jahren gewesen sei. Dann erinnerte sich auch Bruder Benedikt, dereinst von der alten Hanna um Rath angegangen worden zu sein. Er erzählte: Hanna

hatte von Much eine Schuld zu fordern, doch weiß ich den Betrag nicht anzugeben, auch auf die Details besinne ich mich nicht mehr, doch dies kann ich behaupten, daß sie den Much, der entweder nicht bezahlen konnte oder nicht wollte, mit dem Schuldbriefe in der Hand gerichtlich zu belangen drohte.

So zeigte jetzt alles auf Much. Pauls Entschluß stand fest. Jörg war ins Städtchen geeilt, mit Gerichtsdienern kehrte er wieder. Muchs Hütte wurde untersucht und es fand sich des Gravirenden genug, um die unverzügliche Verhaftung des Burschen wünschenswerth erscheinen zu lassen. Doch wo ihn suchen? — Paul hatte die Drohungen nicht vergessen, die der von Rosi bemaulschellte Liebhaber ausgestoßen; — er bezeichnete den Gerichtsdienern den Riedhof.

Paul selbst eilte mit Jörg voraus. Sie kamen eben zurecht, als ein dunkler Körper sich zu Rosis Fenster emporschwang. Ein schwacher Lichtschein ließ die Gestalt erkennen, die jetzt am Fenster hantirte und gleich darauf durch dasselbe verschwand. Das Licht erlosch — dennoch entgieng den beiden jungen Männern draußen kein Laut, keine Bewegung in der Kammer. Paul hörte, wie Rosi seinen Namen nannte und freudig pochte sein Herz; er hörte aber auch das höhnische Lachen des langen Much und seine Fragen und wieder Rosis Antwort. Die Gerichtsdiener pochten dann. Es ward Licht in der Kammer; Paul konnte nun auch sehen.

Hatten auch das Verfängliche der Situation und

Muchs beschuldigende Worte anfangs einigen Eindruck auf ihn gemacht, so war er doch zu bieder, um an eine Untreue Seitens der Geliebten zu glauben. Er theilte die Aufregung des alten Riedhofer nicht und unterbrach ihn, als sie den Höhepunkt erreicht hatte.

Mutter Sandl war höchlichst erstaunt über den Seemüller Paul, der ein so stattlicher Offizier geworden. Sie hatte hundert Fragen in ihrer Neugier, eine wichtiger als die andere. „Du lieber Herr Jesus mein, wie ist doch das zugegangen? Ja, seid Ihr's wirklich? — Bist Du wahrhaftig der Paul? — Mein Himmel! — Warst Du im Krieg? — Nicht wahr, der Bonapartl ist abgesetzt worden und unser Kaiser hat nun endlich wieder Ruh'. Du hast ihn gewiß gesehen, den guten Franzl, nicht? — Der hat Dich wohl zum Hauptmann gemacht? — Gott segne ihn dafür, den lieben alten Kaiser."

So schwatzte die gutmüthige Alte in einer Tour fort. Auch der Riedhofer zeigte sich wieder freundlich: Paul hatte ihn beschwichtigt. Er schüttelte dem jungen Kapitän derb die Hand und versicherte ihn seiner vollsten Achtung.

Natürlich machte der Alte auch nicht die geringste Einwendung, als Paul in echt soldatischer Weise um die Hand Rosas bat.

„Sollst sie haben, war ohnedies für Dich bestimmt; — liebt Euch und seid glücklich."

Die greisen Eltern segneten unter freudigen Thränen das schöne Paar.

Jörg und Bruder Benedikt versäumten nicht, von

Herzen in die allgemeine Freude mit einzustimmen und allen Segen des Himmels zu wünschen.

Dann nahm Paul das Wort. Er erzählte seine Schicksale aus den verflossenen vier Jahren. Wir begnügen uns, zu konstatiren, daß er sein Heil beim Soldatenstand suchte. Die Feldzüge gegen Napoleon, den Unterdrücker Deutschlands, hatten wieder begonnen. Sie sollten ihm den Jammer seines Herzens vergessen machen; er fand Avancement, aber nicht die Ruhe. Das Bild seines gefangenen Vaters schwebte ihm beständig vor. Er fieng an, Zweifel an dessen Schuld zu hegen, und jemehr er seinen Charakter in Betracht zog, desto unglaublicher erschien es ihm, ihn eines Mordes — eines vorsätzlichen Mordes fähig halten zu können.

Der Krieg war nun zu Ende; was war nun natürlicher, als das Bestreben, der Sache auf den Grund zu sehen? Seine Mission war ebenfalls glücklich geschlossen.

* * *

Einige Wochen später herrschte ungewöhnliches Leben in der Seemühle. Der alte Seemüller war angekommen und von Paul und Rosi, deren Hochzeit heute sein sollte, festlich empfangen worden.

Hunderte von Leuten, jung und alt, wohnten der Begrüßung des unschuldig erklärten Mannes jubelnd bei. Viele Thränen flossen, als der wankende Greis am Arme des Sohnes in die geschmückte Kirche von Marienthal trat, wo die Kopulation zweier Paare stattfand; denn auch

Jörg feierte mit der hübschen Bäckerin heute seinen Ehrentag.

Paul bezog den Riedhof, wo seine Schwiegereltern ein sorgenfreies, glückliches Alter genossen. Jörg blieb auf der Seemühle bei dem alten Müller, der von seiner Heimat sich durch nichts mehr, als durch den Tod trennen lassen wollte. Bruder Benedikt sprach, wenn er des Weges von oder nach Mariastein kam, bald im Riedhofe, bald in der Mühle zu — anders ließen es weder Rosi noch Jörg zu. Er erzählte dann nicht ungern die Geschichte des Raubmörders, genannt der lange Much, der sein Leben auf dem Hochgericht geendet.

So wie Jörg einer der gesuchtesten Müller, ward Paul ein äußerst praktischer und verständiger Landwirth und Hausvater.

Als eines Tages sein schönes Weibchen ihn bei Seite nahm und ihm eine gar frohe Hoffnung verschämt ins Ohr flüsterte, meinte er: „Nun müsse er erst recht dazu sehen, es wäre," wie er lächelnd sagte, — „für die Familie."

Der Paria des Dorfes.

1.

Vor dem Dorfe stand eine alte hölzerne Hütte in der Aue. Die Aue war ein weites Moorland voller Büsche und Sträucher, großentheils mit spärlichem Grase bedeckt, hier und da mit grauem Flugsande übersäet, dann wieder moosigweich mit Wasser durchsickert. Hier wucherten allerlei seltsame Pflanzen mit dicken, fleischigen Blättern und sonderbaren Blumen. Auf den wenigen mäßigen Höhen, welche die Niederung durchbrachen, blühte das Haidekraut. Im ganzen genommen bot diese Aue einen wenig erfreulichen Anblick, und die Kunzendorfer waren mit der Nachbarschaft derselben gar sehr unzufrieden.

Wie unheimlich, wenn man diese heillose Strecke zur Nachtzeit überschreiten mußte! Da lispelte und wisperte es in den Weidenbüschen; die wenigen dünnbelaubten oder ganz kahlen Bäume warfen auf den schmalen Pfad lange Schattenstreifen, die wie dürre Arme und gespreizte Finger eines Skeletts aussahen. An den Stellen, wo

die seltsamen Blumen aus der schlammigen Erde hervortrieben, sah man nicht selten in tiefer Mitternachtsstunde hüpfende und tanzende bläuliche Flämmchen und neblige, gespenstige Gestalten. Dies konnte doch sicher nichts Gutes bedeuten? —

Am schauerlichsten aber war es in der Mitte der öden Aue, dort, wo die unheimliche Hütte stand. Hu! Wie pochte dem ehrlichen Kunzendorfer das wackere Herz unter der Jacke, der sich in der Stadt beim goldenen Löwen oder der grauen Katze zufällig etwas aufgehalten hatte. Der Weg durch die verrufene Aue wurde ihm zum Kreuzwege und die Hütte drinnen zur Station, wo er — kalten Angstschweiß vergießen mußte, wo ihm die Haare zu Berge standen.

Solches geschah indeß nur den Kunzendorfern, während die Bewohner der Stadt, die, wie bereits angedeutet, am entgegengesetzten Ende der Aue lag, weniger und fremde Durchreisende sich gar nichts aus der Passage machten, sie höchstens enorm langweilig fanden. Selbst die ominöse Hütte wurde von diesen so gänzlich unbeachtet gelassen, als wäre sie plötzlich all des unheimlichen Zaubers bar und hätte sie ihnen zu liebe ein anderes Aeußere angenommen.

Das schien hauptsächlich daher zu kommen, weil die Dorfinsassen und Pächter Mitwisser schauderhafter Geheimnisse waren, die sich in dieser Aue und namentlich in jenem Pflockhause ereignet haben sollten. Die Erinnerung an diese Dinge machte eben den Kunzendorfern

das Blut im Leibe erstarren und die Gegend wurde ihnen so unheimlich, daß sie selbst bei Tage zahllose Kreuze schlugen, wenn sie ihre Ziegen hineintrieben, die auf jenem mageren Grunde eine kärgliche Kost fanden. Wenn man genau über die Schauergeschichte nachforschen wollte, wußte am Ende keiner der Bauern viel Auskunft. Widersprüche ergaben sich, indem der eine von Mord oder Tod, der andere von Gespenstern oder wohl gar vom Teufel in höchsteigener Person zu erzählen wußte, der vor vielen, vielen Jahren in der Gaiserhütte gehaust hätte. Eine genaue Tradition war mit der Zeit verloren gegangen, aber der Ruf des Geheimnißvollen und Ungewöhnlichen war daran haften geblieben. Trotzdem war die Gaiserhütte immer bewohnt gewesen und war es noch jetzt. Selbstverständlich war der jeweilige Bewohner in so üblem Geruche bei den Kunzendorfern, wie es seine Hütte war. In Folge dessen wich ihm Jung und Alt sorgfältig aus, niemand wollte etwas mit ihm zu thun haben. Eine natürliche Consequenz dieses abstoßenden Benehmens war es wieder, daß der dadurch Betroffene, sich in seinem Innersten schwer gekränkt fühlend, auch seinerseits keine Annäherung suchen mochte. Die Bornirtheit und Böswilligkeit faßten dies in ihrem Sinne zur Erhaltung des ungünstigen Nimbus auf, und so war es denn kein Wunder, wenn der Mann in seiner Gaiserhütte zum Paria wurde. Das stammte schon von Alters her und traf den gegenwärtigen Eigenthümer nicht weniger hart, als seine geschmähten Vorgänger, ja aus gewissen Gründen vielleicht

noch mehr. Es waren nämlich unter dem Regime seines unmittelbaren Vorfahren Dinge vorgefallen, die einer Ergänzung oder Wiederholung jener von der Ueberlieferung erzählten mysteriösen Spukgeschichten gleichzukommen schienen. Merkwürdigerweise waren aber selbst diese jüngsten Vorfälle für die guten Dörfler wie mit einem halbdurchsichtigen Schleier bedeckt. Je weniger derselbe klar sehen ließ, desto lebhafter arbeiteten die Phantasie, das Vorurtheil, der Aberglaube. Sie halfen einer Menge haarsträubender Gerüchte in die Welt, die ob ihrer Abenteuerlichkeit und Romantik viel Anklang in Kunzendorf fanden.

Der Wahrheit am nächsten kam die Erzählung des Boten Seppl, insoferne sie doch auf Selbstmitangesehenem und Selbstmitangehörtem fußte. Doch war auch diese nicht rein von Vermuthungen, die der herrschende böse Leumund und der Aberglaube des Boten erfanden.

Sie zu berichtigen hätte nur ein Mann vermocht, und diesen einen zu befragen, gebrach es den übrigen an Muth. Es wäre dies der Gutsherr, Baron von Kunzendorf, gewesen, ein verschlossener finsterer Greis, der kaum einmal im Jahre für seine Bauern sichtbar wurde.

Die Fama hatte es verstanden, auch diesem in ihren Spukgeschichten eine Rolle zuzutheilen, die, weil er wenig geliebt, aber wegen seiner Strenge sehr gefürchtet war, eben nicht schmeichelhaft für ihn ausfiel. — Doch skizziren wir kurz, was der Bote, wenn die Burschen ihn besonders

schön baten und er zur größeren Anfeuchtung ein Glas Schnaps aufgewichst erhielt, als sein Erlebniß zu erzählen pflegte.

2.

Es mag nun die zwanzig Jahre her sein, so begann der Bote, daß ich wöchentlich dreimal in die Stadt gehe, um die Briefschaften abzuholen und hin und wieder Aufträge zu bestellen. Da traf es sich gar oft, daß ich bei geschlagener Nacht noch über die verrufene Aue mußte. In den ersten Wochen kam mich das Ding hart genug an, wie ich aber immer mit heiler Haut davon gekommen war, ja ohne viel mehr gehört zu haben als das Flattern des Espenlaubes und das Raspeln der Weidenruthen, machte ich mir bald nichts mehr daraus. Nun lachte ich, wenn die Bauern ihre gruselichen Märchen auftischten und der eine Gespenster gesehen, der andere ein nicht zu beschreibendes Jammergeschrei und Todesröcheln vernommen haben wollte. Doch sollte auch ich belehrt werden, daß es sündhaft ist, zu zweifeln. Just im Spätherbste wars, als mir eines Abends der frühere Schloßverwalter gar eilfertig und insgeheim einen Brief in die Hand drückte, mit der Weisung, denselben sogleich in die Stadt zu tragen und dem Pfarrer zu überliefern. Mich wunderte wohl, was es denn da noch so spät und dringend gäbe; ich wußte niemanden krank im Schlosse, den alten wie den jungen Baron hatte ich bei Tage erst gesehen; letzterer schien wohl etwas aufgeregt und in seinem schönen Gesichte blitzte es manchmal gar verzweifelt auf, doch

ein reichliches Ganggeld machte meinem Bedenken ein schnelles Ende.

Die Aue lag schon schwarz und düster wie ein Bahrtuch vor mir ausgebreitet, als ich sie betrat. Die Bäume standen kahl, die dürren Blätter raschelten unter meinen Füßen, oder wurden von dem kalten Winde, der stoßweise daherbrauste, hoch emporgewirbelt. Meine Uhr zeigte halb Neun, als ich an der Gaiserhütte vorbeigieng. Der Mond warf eben ein zweifelhaftes Licht auf das schwarze, morsche Gebäude, vor dem ich mich heute recht andächtig bekreuzte, was ich schon lange nicht mehr gethan hatte. Sonst habe ich eigentlich nichts besonders Auffälliges daran wahrgenommen. Es brannte Licht im oberen Stock, dort wo das Kämmerlein der schönen Lore sich befand, der ganze untere Theil der Hütte war aber dunkel. Ich sagte damals zu mir: Der Gaispeter würde wohl schon auf seinem Strohsack liegen, während ich noch ein paar gute Stunden bis zu dem Zeitpunkte hätte, wo es mir gestattet wäre, meinen müden Leichnam ebenfalls zur Ruhe zu bringen. — In der Stadt angekommen, entledigte ich mich alsbald meiner Botschaft. Der Herr Pfarrer war durchaus nicht erstaunt über die späte Post, vielmehr schien er den Brief erwartet zu haben. „Also heute um zwölf Uhr,“ sagte er halblaut, „nun in Gottes Namen denn.“

Wie ich von der Mitternachtsstunde hörte, stieg mir schon ein Graus auf.

Nachdem ich beim „Löwen“ eine kleine Herzstärkung

zu mir genommen, machte ich mich auf den Rückweg. Da wars nun schon, als wäre der Gottseibeiuns auf allen Seiten los; es gieng aber auch wirklich auf die zwölfte Stunde.

Das hättet Ihr miterleben sollen! Bald krachte es dort, bald seufzte es da; dann flog pfeilschnell ein schwarzer Reiter an mir vorüber, aber kein Hufschlag war vernehmbar; dann huschte eine Gestalt daher, und wie ich mich segnete und alle Heiligen anrief, verschwand sie wieder. Hast mich gesehen! rannte ich hernach davon, so schnell mich die Füße tragen mochten. Auf einmal aber hielt ich stille, es war nicht weit von der verflixten Gaiserhütte. Heiliger Andreas! Was war das? Ich hatte einen Schrei vernommen, einen Schrei, der mir durch Mark und Bein fuhr und mich für den Augenblick völlig zur Bildsäule machte. Mich kommt noch jetzt ein Grausen an, wenn ich daran denke. Damit war es aber noch nicht aus, waren meine Aengsten noch nicht vorüber, denn bald drangen verworrene Laute zu mir herüber und glührothe Lichter, die wie feurige Augen unheimlich durch die Dunkelheit leuchteten, wurden da und dort sichtbar. Es war ein recht diabolischer Anblick, und die Herzensangst, die mich rüttelte, ist auch ganz sakrisch gewesen.

Das Geschrei in der Hütte nahm allmählich ab, dafür unterschied ich nun eine Stimme; diese klang gar barsch und befehlshaberisch; mir deuchte, es müßte der alte gnädige Herr sein. Da wurde mir entschieden menschlicher zu Muthe, insoweit ich wenigstens annehmen durfte,

daß wenn wirklich der Baron um die Zeit in der Gegend wäre, er mit dem gespenstigen Troß schon fertig werden würde.

Behutsam schlich ich näher, doch fand ich mich urplötzlich in der tiefsten Finsterniß. Die Lichter waren wie durch einen Zauberschlag allesammt erloschen; kein Laut unterbrach die stille Nacht umher, nur der Wind heulte in allen Tonarten die Haide daher. So blieb es.

Mir fielen da die Worte des Stadtpfarrers ein: Also heute Nacht um zwölf Uhr, nun, in Gottes Namen. Hiengen diese Worte mit dem Spuk bei der Gaiserhütte zusammen? Darüber nachzudenken hatte ich nicht Zeit, denn schon schnaubte es daher, wie die wilde Fahrt, allo hopp! — Kaum gelang es mir, hinter einen Wachholderstrauch zu springen, da war es schon wieder vorüber. Heilige Mutter Anna, wie klapperten mir die Zähne, wie schlotterten meine Kniee, wie flimmerte und schimmerte es vor meinen Augen herum, als tanze die sämmtliche unsaubere Sippschaft der Mitternächtigen ihren höllischen Reigen um mich herum. Da nahm ich aber Reißaus, hast mich gesehen, jagte ich wie besessen davon, vorüber an dem verdammten Geisterhaus, bis ich schachmatt und pudelnaß in meinem Quartier anlangte.

Behüt' dich Gott, schöne Gegend, seitdem bringt mich niemand mehr so spät da hinaus.

Das ist die Erzählung des Boten Seppl von Kunzendorf.

3.

Wir führen den Leser in die Gaiserhütte, nachdem wir ihm bemerkt haben werden, welche Neuigkeiten die Kunzendorfer, und der Bote mit ihnen, am Morgen erfuhren, der auf die Nacht des eben erzählten Abenteuers folgte. Der junge Baron ist stante pede verreist, hieß es; ob freiwillig, ob auf Befehl des alten Herrn, darauf wußte niemand Bescheid.

Auch der Verwalter Heidemann war fort und kein Mensch wußte wohin.

Das Verschwinden dieser beiden Personen erregte bei der Indolenz des Denkens der ehrlichen Kunzendorfer, und da sie es schon gelten ließen, den obersten Gerichts- und Gutsherrn, wie es seit vielen Jahren der alte Baron war, gleichsam als Vorsehung zu betrachten, nicht viel Unruhe.

Der Umstand, daß das Abhandenkommen des jungen Herrn und des alten Heidemann, der schon dessen Vaters treuer Diener war, gerade in die Zeit fiel, wo er als großjährig die Herrschaft übernehmen sollte, die sein Oheim bis jetzt verwaltet, fiel ihnen um so weniger auf, als noch ganz Anderes, Wichtigeres geschehen und abzudisputiren war.

Der Gaispeter war nämlich auf einem Baume in der Aue erhenkt gefunden worden. Er starb also vielleicht in demselben Augenblick, in welchem seine Tochter, die schöne Lore, einem Knäblein das Leben gab. — Das

war nun freilich das Sonderbarste von allem und gab reichlichen Stoff zum Verhandeln.

Wie kam das? Keine Seele in ganz Kunzendorf ahnte auch nur im entferntesten einen solchen Fall. Freilich konnte sich auch kaum jemand erinnern, die Gaiserin anders als an ihrem Fensterlein gesehen zu haben.

Aber so Unerhörtes! Die ehrbaren Hausmütter schüttelten bedenklich die Häupter und ließen ihren Zungen freien Lauf.

Und dies geschah vor ungefähr zwanzig Jahren.

Diese sind indessen schnell verflogen für den, welcher Geld oder Leichtsinn genug hatte, um sich den Werth der Zeit nicht besonders angelegen sein zu lassen; im Krebsgange verkrochen sie aber für die Lore und ihr Kind. Diese hatte von ihrer Schönheit nichts eingebüßt, nur war ihre Schönheit eine andere geworden. Die Attribute der Jugend, der Gesundheit und des Frohsinns waren wohl sammt und sonders hinweg, dafür aber schufen die natürliche Grazie ihrer Bewegungen und ihres ganzen Wesens, die dunklen sanftschimmernden Augen, gepaart mit der selbstbewußten Ruhe, die ein gutes Gewissen jederzeit verleiht, eine Schönheit, die zwar nicht dem Frühlinge vergleichbar war, wohl aber den mächtigen Zauber des ersten Herbstes ausathmete. Die Erscheinung Lores bewirkte, daß man in ihr die Tochter Gaispeters vergaß, denn ihr gemessenes, würdevolles Auftreten war vollkommen das einer gebildeten Dame. Selbst der Schnitt ihres dunklen Kleides erinnerte mehr an die Stadt, als an die Tracht der Bäuerinnen,

indem er das Einfache mit dem Leichten und Zweckmäßigen zu verbinden schien.

Ebensowenig glich ihr Sohn Eduard den übrigen Burschen des Dorfes. Wir finden in dem Paria, der unter den Schmähungen und Flüchen der Kunzendorfer aufgewachsen war, einen kräftigen, blühenden Jüngling von sehr intelligentem Aeußeren. Sein dunkles, feuriges Auge zeugte von großer Willensstärke, die Lebhaftigkeit seiner Bewegungen, sowie die Raschheit, womit er dem gesunden Gedanken die praktische That folgen ließ, bewiesen Kühnheit und ein sanguinisches Temperament. Da war nichts von jener Indolenz und Böswilligkeit, durch welche sich seine Verfolger charakterisirten; der Adel seines Herzens adelte jederzeit sein Denken und Thun; sagen wir es mit einem Worte: Eduard war die einzige Freude seiner Mutter, aber nicht ihre einzige Hoffnung.

Lore wartete schon zwanzig Jahre und ihre Hoffnung war noch keineswegs in ihrem Herzen erstorben. Sie hatte viel gelitten und manche herbe Täuschung erlebt, aber der Schmerz gebar die feste Zuversicht auf kommende bessere Tage . . .

Es war ein trüber Herbstmorgen; die beiden soeben vorgeführten Personen saßen in einer düsteren holzgetäfelten Kammer der Gaiserhütte. Große Regentropfen schlugen an die Scheiben des einzigen Fensters, in dessen Nähe ein Tisch stand, der Eduards Schreib- und Studirtisch vorstellte. Das Möblement unterschied sich einzig durch seine Sauberkeit von jenem anderer Bauernstuben, während

die schneeweiße Wäsche, die geränderten, in geschmackvoller Anordnung niederwallenden Vorhänge entschieden den feinen Geschmack der intelligenten Hausfrau verriethen. Eduard hatte an dem einen Ende des Tisches Platz genommen, vor ihm lag aufgeschlagen ein Buch, doch schien er dasselbe nicht zu beachten, er blickte darüber hinweg zum Fenster hinaus. Seine Mutter saß, mit einer weiblichen Handarbeit beschäftigt, ihm gegenüber am Tisch; auch sie schaute häufig von ihrer Arbeit auf, aber nicht durchs Fenster fiel ihr Blick, sondern auf ihren Sohn. Endlich unterbrach sie das Schweigen.

„Wo weilen Deine Gedanken, mein Sohn?“ fragte sie. „Du schweigst? Du erröthest? Schäme Dich Deiner Gefühle nicht, Eduard, sie sind heilig, ich kenne sie. Das Mutterauge ist scharf, es bemerkte längst die Wandlung, die Dein Inneres umgestimmt. Die Gefühle, die das Herz bewegen, sie theilen sich dem Aeußeren mit, sie spiegeln sich in unserem Thun und Lassen ab. Ich weiß es lange, mein Sohn, Du liebst!“

„Du hast das rechte Wort gefunden, liebe Mutter; wußte ich doch selbst geradezu nicht, warum ich immer und immer an Erbpächters Anna denken muß. Ich bin so glücklich in diesen Gedanken.“

„Wie, Erbpächters Anna?“ fragte die Mutter. „Unglücklicher! Weißt Du nicht, daß gerade ihre Eltern uns am meisten verachten? Die Liebe hat Deine Klugheit brachgelegt.“

„Du lehrtest mich, das Geschwätz der guten Leute

ignoriren, Mutter; ists doch nur der Aberglaube, der aus ihnen spricht. Nun, ich kann mir nicht denken, daß es mir viel Mühe kosten wird, die Eltern Annas für mich zu gewinnen. Sie werden anders denken, glaube es mir, liebe Mutter, wenn sie mich erst kennen."

Lore schüttelte trübselig das Haupt und meinte mit weicher, melancholischer Stimme: „Du bist noch jung, Eduard, und kennst die Welt zu wenig. Du siehst mit der Brille Deiner eigenen Gutherzigkeit die Menschen an; auf uns haben sie Steine geworfen, wir haben sie im Bewußtsein unserer Unschuld mit Gleichgültigkeit, soll ich sagen, mit Mitleid über die Verblendeten, Kurzsichtigen parirt, dafür trifft uns ihr Haß."

„Der Haß wird durch Liebe entwaffnet. Ich will es versuchen, es ist ein Kampf des Lichtes gegen die Finsterniß der Unwissenheit."

„Du kämpfest gegen Windmühlen, mein Sohn. Das Vorurtheil ist ein eisernes Hemd."

„Anna wird mir als Engel zur Seite stehen; Anna liebt mich und die Liebe wird schließlich siegen!" rief Eduard zuversichtlich.

„Wie dann, wenn der stolze Pächter Dich fragen wird: Wer bist Du, Du Wicht? Was hast Du? Was kannst Du? Und wenn dann das böse Weib, die Erbpächterin, mit ihren grauen Katzenaugen Dir keck ins Gesicht glotzt, als wollte sie Dich durchbohren, und hernach ihre kreischende Stimme erhebt, um Dir zu sagen, daß Du ein Bettelstudent bist, ein —"

„Halt ein, Mutter!" unterbrach sie der junge Mann, und die ganze volle Bitterkeit eines tiefverletzten Gemüthes lag in seiner Stimme. „O, warum mußtest Du mich aus meinem Himmel herabstoßen, wo ich Vergessenheit fand für all den Jammer, der mich hier umgibt. Gott, mein Gott! Soll ich denn wirklich nur ein Ausgestoßener sein, nicht werth, neben anderen Menschen zu leben, unwürdig des Erbarmens und der Liebe. Was hab' ich verschuldet, was ist mein Verbrechen, daß selbst die heiligsten Gefühle in meiner Brust geächtet werden? Wie elend bin ich! Mein Vater ist ferne, ja, ich habe ihn niemals gesehen; der Sohn darf nicht wissen, wer sein Vater ist! Noch nicht genug! Selbst die Mutter hat Geheimnisse vor mir; fürchterliche Geheimnisse müssen es sein, die im Stande sind, liebende Gatten jahrelang zu trennen, die dem einzigen Kinde das Jugendglück rauben, es dem Spotte des Janhagels preisgeben und inmitten des civilisirten Europa zum Paria machen."

Lore hörte den Schmerzensausbrüchen ihres Sohnes schweigend zu, aber sie war nicht unempfindlich, die unglückliche Mutter. Eduard sah sie an, das blasse Frauenbild mit den sanften Zügen; er sah, wie die Thränen still auf den wogenden Busen herniederthauten, wie sie, die seine Mutter war, mit aller Kraft eines im Unglück gestählten Willens das Wehe in ihrer Brust zu bemeistern suchte.

Jetzt bereute er bitterlich sein Ungestüm und gerne hätte er die Anklagen und Vorwürfe, die der Unmuth

ihm ausgepreßt, ungesagt gewußt. Weinend stürzte er zu ihren Füßen hin, ihre Hände mit Küssen bedeckend, um Vergebung flehend. Lore kannte die heftige Gemüthsart ihres Sohnes, sie kannte aber auch sein treffliches Herz.

„Stehe auf, mein Sohn! Ich vergebe Dir Deine Vorwürfe; doch will ich kein Geheimniß mehr vor Dir haben. Du bist nun ein Mann, und ich nehme um so weniger Anstand, Dir die Vergangenheit aufzudecken, als ich vielmehr seit Jahren auf diesen Augenblick rechne. Du wirst handeln wie ein Mann, von Dir wird vielleicht das Meiste abhängen, ob wir, Du Deinen Vater, ich meinen theuren Gatten jemals wiedersehen werden. Schau mich nicht so finster an. Ich konnte nichts thun; Du wirst begreifen, warum, sobald Du alles erfahren haben wirst. In letzter Zeit hat sich vieles zu unserem Besseren gestaltet, und meine Hoffnung ist größer als je. Noch erwarte ich letzte Nachrichten, bis dahin, mein lieber Sohn, verharre in Geduld und bete mit mir: auf eine glückliche Lösung der Dinge.“

4.

Der Erbpächter, Herr Ambros Stellarius, war von der Natur durch eine außerordentliche Leibesweite ausgezeichnet worden. Wie alle Personen, die in der Art schwer ins Gewicht fallen, war er ein entschiedener Feind jeder Aufregung, und es gab auch nicht leicht etwas, das sein Blut in Wallung oder die umfangreiche Persönlichkeit in Bewegung zu bringen vermochte. In früheren Jahren

hatte diese Gabe die Erbpächterin gehabt, die als das strikteste Gegentheil ihres Mannes erschien und eine Plaudertasche ersten Ranges war, welche jede Gelegenheit vom Zaune brach, um einen häuslichen Zwist zu insceniren. Damals zeigte des Erbpächters Weste eine bedenkliche Abspannung, und der geringe Appetit des würdigen Mannes machte die Hoffnung auf Abhilfe von dieser Abnormität immer schwächer, bis er endlich aus eigener Initiative den Entschluß faßte, die seltene Eigenschaft seiner besseren Hälfte nur im Stillen bewundern zu wollen. Die redegewandte Frau mochte noch so sehr über den gefühllosen Klotz, wie sie ihren Gebieter in liebenswürdiger Weise zu nennen pflegte, herfallen, der weise Mann saß stumm da und machte eine Miene, als erfreute er sich just des beseligenden Gefühles angenehmster Behaglichkeit. Damit hatte er endlich Ruhe geschafft und bot nunmehr das lebendige Prototyp des glücklichen Lebens.

Eine Achillesferse gab es indessen noch, die der Indolenz des dicken Pächters beikommen ließ. Man durfte ihn nämlich nicht an die Zeit erinnern, als er vom Kammerdiener des Barons auf die fette Stelle eines Erbpächters avancirte. Es war dies übrigens schon die zwanzig Jahre her und Herr Stellarius ein reicher Mann geworden; Grund genug, um das Gedächtniß der Kunzendorfer zu trüben und ihre historischen Rückblicke in Gegenwart des Erbpächters zu vermeiden. Eigentlich konnte niemand klar werden über diese außerordentliche Apathie an der Vergangenheit, und nur das offen gezeigte, mit-

unter in derben Worten ausgeprägte Mißvergnügen, wenn die Ereignisse in der Gaiserhütte, das Verschwinden des jungen Barons und die Metamorphose des damaligen Kammerdieners, was alles in dieselbe Zeit fiel, des Langen und Breiten abgehandelt wurde, nur dies hatte vor Zeiten den oder jenen Freimüthigen, der mit seinen Gedanken nicht hinter'm Berge halten konnte, herausgefordert.

Doch wie gesagt, der Pächter war ein reicher Mann, der Freimüthigen waren in der Folge immer weniger geworden. Je schlechter sich unterdessen Herr Ambros zum Landwirthe qualifizirte, um so viel praktischer erwies sich seine Frau. Sie führte den Kommandostab in und außer dem Haus. Wehe dem Knecht oder der Dirne, die sich unterstanden, die Befehle der gestrengen Gebieterin nicht genau auszuführen. Ja man sagte sogar, es gäbe überhaupt auf dem ganzen Erdenrund kaum einen Dienstboten, der in der Arbeit Präzision und Gewandtheit so zu verbinden wüßte, um der Erbpächterin vom Kunzendorfer Grunde ein Lächeln des Beifalls abzuringen. Andere meinten, sie wäre eine „Zange", eine „Bißgurn", der aus und an nichts recht geschehe; doch diese übertrieben offenbar. Die Frau hatte wohl keinen guten Humor, aber auch keinen schlechten, es war also ein zweifelhafter. Insbesondere war es Anna, die Tochter vom Hause, die von der zweifelhaften Laune ihrer Mutter zu erzählen gewußt hätte. — Aber Anna hatte kein Wort der Klage, ihr war alles recht, was die Mutter befahl, sie hörte geduldig

die Predigten an, die ihr mit den unartikulirtesten Tönen die Ohren belagerten.

Wir finden dieses liebenswürdige, an Geist und Körperschönheit gleich ausgezeichnete Mädchen in geheimem Geplauder mit Eduard — dem Paria des Dorfes — im Gewächshause, das, von dem Pachthofe durch dichte Obstbaumspaliere getrennt, in der Mitte eines mäßig großen Gemüsegartens stand.

Hier feierten die beiden jungen Leute die seligsten Stunden ihrer Liebe, hier, im Dufte exotischer Pflanzen, in stiller Abendstunde tauschten sie ihre Schwüre aus, erzählten sie sich gegenseitig ihre kleinen Leiden und entwarfen Pläne für die Zukunft.

In diesen traulichen Abendstunden fanden beide Trost und Ermuthigung; und wahrlich sie bedurften ihrer. Anna verhehlte es dem Geliebten nicht, welche Hindernisse der so sehnlichst angestrebten Verbindung sich entgegenthürmen würden. Eduard, der nach dem Willen der Mutter Jurisprudenz an der nahen Universität hörte, konnte erst nach Absolvirung seiner Studien und nachdem er ein Hauptexamen glücklich bestanden, in die Dienste des Staates treten.

„Mein Herz ist Dein, bedingungslos Dein, Eduard!" sagte Anna; „aber bevor Du keine feste Stellung hast, wie wolltest Du vor meinem Vater bestehen? Er sieht auf das Reelle und die Mutter — ach, lieber Eduard, bei ihr wirst Du immer einen harten Stand haben."

Doch der Jüngling, der die gröblichen Beleidigungen

der Kunzendorfer mit Verachtung strafte, hatte für die Befürchtungen der Geliebten nur ein freudig-kühnes Lächeln. Mit beredten Worten der Begeisterung erzählte er ihr dann von den Männern aus der alten und neuen Geschichte, die durch eiserne Konsequenz und kühnes Selbstvertrauen aus dem Staube emporgewachsen sind zu Pfeilern, auf denen das Wohl und Wehe von Nationen ruhte. Und von der Thatkraft des Mannes wußte er so erhebendes zu sagen, den die heilige Flamme der Liebe durchglüht, und wie ihm die Geliebte doppelt theuer ist, wenn sie durch Beharrlichkeit, durch eigene Thatkraft und Genie errungen wurde.

Solche Gespräche ließen das liebende Pärchen gewöhnlich alles Übrige um sich vergessen. So auch heute. Eduard hatte eben wieder seine volle Zuversicht und festes Vertrauen gepredigt, Anna hatte ihm mit stillem Entzücken andachtsvoll zugehört, sie war an sein Herz gesunken, und die Arme des Geliebten hielten ihren schlanken Leib innig umfangen; sie versicherte eben zum hundertstenmale ihre unvergängliche Zuneigung, ihre ewige Treue, als vom Hofe herüber die kreischende Stimme der Erbpächterin vernehmbar wurde:

„Anna! Anna!“

Diese Stimme übte eine magische Wirkung auf die Glücklichen im Gewächshause; so schnell löst das Blumenblatt sich nicht, wenn der Sturmwind an der Krone schüttelt, wie Anna aus den Armen Eduards sich eilfertig loswand.

„Um Gott! die Mutter ruft!“ lispelte sie erschrocken; „ich muß nun gehen, da sie meiner bedarf. Ich bitte Dich, bleibe hier, Eduard, bis Du sicher bist, ungesehen fortzukommen.“

„Ich werde mit Dir gehen,“ antwortete Eduard entschieden, „einmal muß sie doch erfahren —“

„Hilf Himmel! Was fällt Dir ein. Nein, Du kennst die Mutter nicht; Du würdest alles verderben.“

„Kann sie mir deßhalb zürnen, wenn ich ihr sagen werde, wie sehr ich ihre Tochter liebe, daß ich mir dieselbe verdienen will; es wird mir eine große Beruhigung sein, wenn ich endlich gewisses weiß, wenn ich nicht länger wie ein Dieb bei Nachtzeit hier herumschleichen darf.“

„Bei unserer Liebe, Eduard, beschwöre ich Dich, thue das nicht! Du kennst die Macht der Vorurtheile nicht, Du weißt nicht —“

„O, ich müßte blind und taub sein, sollte ich nicht längst wissen, daß ich keine persona grata in Kunzendorf bin! Aber bin ich deßhalb schlechter, weil die Dummheit meinen Namen in den Koth gezogen? Seit Jahren wandere ich täglich in die Stadt, um die Kollegien zu hören, und niemand fiel es noch ein, mich wie ein Ungeheuer zu meiden. Sie wird mich kennen lernen, wie Du, liebe Anna, und wie Du wird sie ihr Vorurtheil einer besseren Ueberzeugung opfern.“

„Anna!“ rief es wieder und lauter als zuvor vom Hause her.

„Wenn Du mich lieb hast, sehe Dich niemand!“ hauchte das Mädchen, einen letzten Kuß auf die Lippen des Geliebten drückend. Im nächsten Augenblicke war sie hinter den Bäumen verschwunden.

In Eduards Brust war ein bitteres Gefühl eingezogen; jener Schmerz über die ihm allüberall begegnende Zurücksetzung, dem er vor wenigen Tagen schon seiner Mutter gegenüber Worte geliehen und den er vor den Menschen mit der Maske der Gleichgültigkeit verhüllte, kam wieder über ihn. Doch bald wurde er diesen trüben Gedanken durch den Schall sich nähernder Schritte entrissen.

Es waren zwei Männer, die im leisen Gespräche dem Gartenhause zuschritten.

Schon wollte Eduard dieselben herankommen lassen; es widerstrebte ihm, in fremden Räumen heimlich zu weilen, da fielen ihm die flehenden Worte seiner Geliebten ein: „Wenn Du mich lieb hast, sehe Dich niemand!“

Zögernd trat er hinter eine Stellage, auf welcher in langen, dichten Reihen Blumenstöcke standen. Gleich darauf traten die zwei Männer in den Raum.

5.

„Meine Füße sind wie aus Blei gegossen — es will nicht gehen — oh!“ stöhnte der Eine.

„Lamentire nicht, da wir bereits an Ort und Stelle sind; ha, welch ein köstliches Aroma!“

Der Mann, der also sprach, öffnete jetzt eine kleine

Blendlaterne, die er auf ein Tischchen stellte. Beide Männer nahmen in unmittelbarer Nähe Platz, so daß der Lichtstrahl sie traf und nebst der kolossalen Figur des Erbpächters Herrn Ambrosius Stellarius ein kleines, schmächtiges Männlein mit spitzbübischem Gesichte und recht geschmeidigem, süßen Wesen erkennen ließ.

Es war dies Herr Brätzle, der Verwalter des Barons von Kunzendorf.

„Hier sind wir allein und können ungestört plaudern," hub das devote Männchen an. „Ich sage Dir, Ambros, die Geschichte mit dem Alten da drüben im Schlosse — er meinte den Baron — will nicht mehr recht klappen. Unsere Existenzen stehen jedenfalls auf dem Spiele und unsere Köpfe damit."

Der Erbpächter stieß einen unartikulirten Laut des Schreckens hervor, während seine beiden Hände eilfertig nach dem großen Haupte griffen, wie um sich zu überzeugen, ob dasselbe noch fest auf dem Rumpfe säße.

„Ja, was ist denn? Was hat's gegeben?" brachte er endlich mühsam heraus.

„Dem Baron fehlt's da," antwortete der Verwalter, indem er seinen dürren Finger der äußerst niedern Stirne zuneigte; „sein Verstand hat einen Leck bekommen. So plaudert er die kitzlichsten Dinge im lauten Selbstgespräche dem nächstbesten Gelbschnabel zu Gehör. Ich habe mir erlaubt, ihm das Gefährliche dieser freien Monologe vorzustellen; was glaubst Du, daß er mir zur Antwort gab? Es nütze alles nichts mehr, sagte er, die Verstorbenen

wären aufgestanden, um gegen ihn und uns zu zeugen. Ist das nicht Wahnsinn, Freund Ambrosius? Die Todten kehren nicht mehr zurück."

„Wen meint er mit den Todten, die gegen uns —" Den Erbpächter ließ die Angst nicht weiter sprechen; seine Zähne klapperten geräuschvoll aufeinander.

„Ei, sieh' da!" spottete der Verwalter; „Dein Gedächtniß hat gelitten, ich will ihm nachhelfen" — und trotz der abwehrenden Geberde des erschrockenen Pächters begann jener: „Die Herrschaft Kunzendorf gehörte, wie Du vielleicht noch in der Erinnerung haben wirst, dem Freiherrn Richard, der vor 24 Jahren eines plötzlichen Todes verblich. Friedrich, sein einziger Sohn und natürlicher Erbe, war damals noch minderjährig und wurde unter die Vormundschaft seines Onkels, des jetzigen Barons, gegeben. Einen gefährlicheren Mann hätte er nicht finden können, denn das reiche Erbe hatte dem Baron längst gewaltig in die Augen gestochen. Wer weiß, ob der junge Herr nicht eines Tages verblichen wäre, so unversehens wie sein Vater. Wer hätte es gewagt, einen Verdacht zu äußern und was würde es genützt haben? Die Gerichtsbarkeit lag in den Händen des gewissenlosen Oheims, und zudem, wer in Kunzendorf hätte nicht durch den schnellen Tod des Vaters auf den des Sohnes geschlossen, das heißt: ein Familienübel darin erblickt?

Aber zwei Männer waren es, die dem Baron zu imponiren wußten, die mit Argusaugen über dem jungen Sprößling ihres ehemaligen gütigen Herrn wachten. Es

war dies der alte Verwalter Heidemann, mein Vorgänger, und der Gaispeter. Ueber das Interesse, das dieser Letztere an dem jungen Friedrich nahm, habe ich erfahren, daß er Kammerdiener eines fremden Kavaliers gewesen sei, mit welchem Baron Richard seiner Zeit einer Bagatelle wegen in Streit gerathen und der im Zweikampfe tödtlich getroffen wurde. In den letzten Athemzügen nahm der fremde Herr dem Kunzendorfer das Versprechen ab, seinem Kinde, das nun zur Waise geworden, Vater sein zu wollen. Er versprach nicht nur, das Mädchen standesgemäß erziehen zu lassen, er wollte ihr auch die Hälfte seines Vermögens sichern.

Wirklich brachte er die Waise mit ihrem Diener hierher, aber die selige Baronin machte ein grämliches Gesicht; sie gab auch durchaus nicht zu, daß die beiden Erbstücke im Schlosse logiren sollten. Vielleicht fand sie in der ganzen Geschichte einiges Bedenken, denn die gute Dame war sehr der Eifersucht ergeben. So mußte also der Peter zusammt seiner zweijährigen Gebieterin in die Auhütte ziehen, die sonst das Logement des jeweiligen Gaisehirten des Dorfes war. Der excentrische Baron Richard hielt aber wie eine Klette an seiner Kavaliersparole. Man munkelte schon damals, daß ein Dokument existire, worin verfügt wurde, der junge Baron müßte die Tochter Leonore des im Duell gefallenen Edelmannes zur Frau Baronin machen, oder ihr die Hälfte des ungeheuren Güter-Komplexes abtreten."

„Wa — was war das? Hörtest Du nichts?“ fragte hier erschreckt auffahrend der dicke Erbpächter.

„Pah!“ machte Herr Brätzle, „es geht Dir wie dem Alten da drüben, ihr leidet an überladenem Gewissen. Fahren wir fort.“

„Aber wozu,“ winselte Herr Stellarius, unruhig seinen gewichtigen Körper auf dem gepolsterten Stuhle hin- und herschiebend.

„Um Dir das Gefährliche unserer Lage vollkommen klar zu machen, um das seit 20 Jahren in die Brust Verschlossene endlich einmal abzuschütteln. Es drückt wie ein Alp.“

„Ja, ja! wie ein Alp!“ seufzte der Pächter.

Nachdem Herr Brätzle bedächtig eine Prise genommen, auch seinem Freunde mit großer Freundlichkeit die Dose dargereicht hatte, fuhr er in seiner Erzählung fort: „Es wird just Jahreszeit, als Du dem Baron, der Dich dem jungen Herrn als Diener beigegeben, die Nachricht brachtest, daß die Besuche Friedrichs in der Gaiserhütte immer häufiger stattfänden. Es war nämlich die schöne Leonore aus dem Pensionate zurückgekehrt, in welches Baron Richard sie zur Ausbildung gegeben. Das Ding war wirklich keine gewöhnliche Schönheit, und es wunderte mich nicht, als man bald darauf von einer geheimen Ehe sprach, zumal eine solche zu den romantischen Flausen Friedrichs recht wohl zu passen schien. Du machtest auch hievon Meldung und meintest, der Heidemann und der Gaispeter hätten dem Heirathsprojekte besonders dringend

das Wort geredet. Ich erinnere mich noch gut, wie der alte Baron Dich dann einen blödsinnigen Kerl nannte und wie er in seiner Sicherheit selbst vergaß, dem abenteuersüchtigen Mündel die verrufene Hütte oder vielmehr die gefährliche Bekanntschaft der bezaubernden Loreley zu verbieten.

Die Kunzendorfer wußten nicht, wer eigentlich hinter dem Gaispeter und seiner Lore steckte, was zur Verbreitung mysteriöser Gerüchte ganz klug benützt worden war. Man mied das fremde Pack und bezüchtigte den Peter des Umganges mit dem Bösen, während das Mädchen eine Hexe abgeben mußte. Dies, glaubte der Baron, wäre genug, um Friedrich abzuhalten, mit den zweideutigen Personen gemeinschaftliche Sache zu machen.

Er hatte sich getäuscht, oder ließ der habsüchtige Fuchs die Sache absichtlich diese Wendung nehmen? — genug — die geheime Verbindung zwischen dem jungen Herrn und Leonoren war eine Thatsache geworden; die Zeit, wo Friedrich mündig erklärt werden mußte, war nicht mehr ferne, dann konnte es heißen: Herr bin ich und Du kannst gehen, so es Dir nicht beliebt. Gehen aber wollte der Alte nicht. Gott bewahre! Was nun aber? — Er entwirft einen brillanten Gegencoup, sucht unter den Töchtern des Landes die reichste, liebenswürdigste und selbstverständlich ein Fräulein vom reinsten adeligen Geblüt aus, ladet die benachbarten Gutsbesitzer ein und will so die Verlobung seines theuren Neffen feiern, zugleich aber auch demselben — die sämmtlichen Güter über-

geben. Eines Abends kommt die glänzende Gesellschaft im Schlosse zusammen. Die Braut wird allgemein bewundert, der junge Kunzendorfer allgemein beneidet. Aber, o Wunder! Baron Friedrich scheint nichts weniger als glücklich zu sein; er ist blaß, verlegen, verdrossen, er meidet die Braut, er wird abstoßend, preßt unpassende Worte zwischen den Zähnen hervor und verschwindet dann gänzlich aus dem Salon.

Nun ist der Teufel los, Einer sieht den Andern fragend an, man gibt sich Zeichen, hin und wieder hört man halblaute mißbilligende Worte, und der schlaue Alte thut, als könnte er das sonderbare Benehmen seines Neffen nun gar am allerwenigsten begreifen.

Da trittst Du, beneidenswerther Ambros Stellarius, mit der Meldung ein, Dein Herr habe sich in die Gaiserhütte begeben. In die verrufene Hütte! Ist er närrisch? schrie der Baron, und es muß nicht richtig mit ihm sein, gieng es in der Runde herum. Schnell wird gesattelt, und was Lust hat, jagt in die Aue hinein, der Hütte zu. Dort findet man den Bräutigam in den Armen der Hexe Lore, dort trifft man den Gaispeter, den Verwalter Heidemann und den Pfarrer aus der Stadt. Dieser war eigens herbeschieden worden, um eine längst vollendete Thatsache zur Kenntniß der Herrschaften zu bringen, denn daß es zur Veröffentlichung kommen müßte, in dieser Nacht noch kommen müßte, sah der junge Baron leicht voraus.

So war man denn gerade recht gekommen, um sich

von dem jungen Ehemann seine schöne Frau vorstellen zu lassen. Heisa! Da wetterte es: Ungültig! — Die Ehe ist ungültig! — Er ist ein Narr — die Hexe hat ihm's angethan — so schrie es durcheinander. Vergebens protestiren der Pfarrer, vergebens die Zeugen; der Sturm tobt fort: er ist wahnsinnig — er ist ein Narr. Baron Friedrich wüthet wie ein Löwe, die hübsche Frau fällt in schauerliche Krämpfe, der Gaispeter schlägt einem eifrigen Edelmann, der ihn beim Barte zerrt, den Schädel ein und die ergrimmten Verwandten knüpfen ihn dafür auf den höchsten Baum. Element! Es war eine romantische Nacht, der Ausgang aber unerfreulich. — Freund Ambros, weißt Du noch, wie wir den unglücklichen, jungen Baron in jenes schreckliche Loch brachten, das am hintern Flügel des Schlosses liegt und die Irrenzelle heißt? Weißt Du noch, wie er unter Thränen bat, ihn doch freizugeben, und wie er die rührendsten Worte verschwendete, um uns von dem himmelschreienden Unrechte zu überzeugen, welches an ihm geschah, indem man ihn seiner Freiheit beraubte? Der arme Narr! Konnten wir seinetwegen die fetten Stellen fahren lassen, die uns der kluge Oheim versprach? Der Wahnsinn des Jungen half dem Alten zum reichen Erbe, und wahnsinnig mußte ja der Edelmann sein, der eine Hexe zu seiner Frau machen konnte.

Mag der Baron übrigens die fürchterliche Tragödie verantworten; schad ists doch um das junge Leben, das abgesperrt von aller Welt in einem dumpfen Loche ver-

kümmerte. Sechs Jahre hat der arme Mensch sich durchgebracht, bis endlich eines Morgens nur seine kühle Leiche, wahrlich schon ein Skelett, in einer Ecke der Keuche zusammengekauert lag. So ist nun die Gaiserlore, ohne daß sie es weiß, Wittwe, und ihr Bube, der für zwei Groschen die Stunde Weisheit lehrt, hätte in der That Anspruch auf Millionen."

Das kleine, beredte Männlein, das mit der Erzählung dieser Geheimnisse aus vergangenen Tagen sich das Herz zu erleichtern hoffte, wurde hier abermals unterbrochen, und zwar war es nicht allein der Erbpächter, der rasch und gewaltsam von seinem Stuhle auffuhr, es drang zu seinen eigenen Ohren wie ein Aufschrei des Schreckens aus menschlicher Kehle.

6.

Die beiden Ehrenmänner begannen nun nach mancher gegenseitiger Aufmunterung das Gewächshaus nach allen Seiten, anfangs recht zaghaften Herzens, als sich aber nichts mehr vermuthen ließ, genau zu untersuchen. Sie überredeten sich bald, daß der vernommene Schrei nur auf einer Täuschung beruhen könne und jedenfalls ohne Erheblichkeit sei. Solchergestalt bestens beruhigt, nahmen sie alsbald wieder ihre früheren Sitze ein.

„Was glaubst Du wohl, Freund Stellarius," nahm der Verwalter wieder das Gespräch auf, „was glaubst Du, muß dem Alten begegnet sein, daß er plötzlich von auferstandenen Todten spricht, die gegen uns zeugen wollen?"

„O!“ jammerte kleinlaut der Gefragte, „vielleicht ist ihm der Geist seines Neffen erschienen.“

„Das meine ich nicht,“ entgegnete der Verwalter, und ein boshafter Zug spielte um seine Mundwinkel.

„Oder der Gaispeter,“ rieth der Erbpächter, „den wird die eine Hälfte des großen Erbes nicht im Grabe ruhig lassen.“

Herr Brätzle lachte seinem Genossen höhnisch ins Gesicht. „Mein' ich auch nicht,“ sagte er; „um ein solches Ansinnen an den Baron zu stellen, müßte er irgend ein Dokument vorzuzeigen haben, jenes Dokument, welches von Baron Richard selbst ausgestellt wurde und das, soviel mir bekannt ist, einfach von der Heirath oder der Abtretung spricht.“

„Wo ist dieses?“ fragte der Pächter.

„Wo ist der Trauungsschein Friedrichs?“ setzte der Verwalter hinzu. „Höre mich an, Stellarius, ich will Dir was sagen. In jener Nacht, welche mich zum Gefangenwärter des, wie sie sagten, irrsinnigen Barons machte, wurde Dir die Aufgabe, den Heidemann verschwinden zu machen. Nu, nu, mache nur nicht solch' seltsame Grimassen! Du verwahrtest Deinen Mann so gut, wie ich den meinen, will ich hoffen? Glaubst Du nicht, lieber Ambros, daß einer von den Beiden die wichtigen Papiere in Verwahrung hatte?“

„Hm! wahrhaftig, wohl möglich!“

„Ich für meinen Theil,“ fuhr Herr Brätzle fort, „habe es an der genauesten Untersuchung des Irren nicht

ermangeln lassen; aber meine Mühe war eine vergebliche."

„Du lieber Himmel! Was sollen uns diese Papiere?" fragte der Pächter mit dem größten Phlegma.

„Begreifst Du nicht, daß es gerade das Fehlen dieser Schriften ist, was den Baron so ängstigt und selbst noch zum Narren macht? Kann er seiner Reichthümer sicher sein, so lange er fürchten muß, irgend ein Zufall könnte der Lore oder sonst einer mißgünstigen Hand jene Vermögensverschreibung zuspielen? Geschehe das, Freund Stellarius, dann wäre es mit Deinem fetten Pachte zu Ende. Und bekommt die Lore Geld in die Hand, dann wird es ihr auch an Beistand nicht fehlen, um Licht in die dunkle Geschichte zu bringen. Dann — nun, wäre das Schriftstück in unserem Besitze nicht eine Wünschelruthe: Tischlein, deck' dich! Beutelein, fülle dich?"

Der kluge Verwalter kicherte bei diesen Worten auf; auch der Erbpächter machte einen Versuch, brachte es aber nur dahin, sein breites Gesicht in eine komische Fratze zu verzerren. Dann meinte er kleinmüthig, das mächtige Haupt schüttelnd: „Hat der Heidemann die Dokumente in Verwahrung bekommen, dann hat er sie sicherlich noch; er hat sie dann ins Grab mitgenommen. Der alte Mann hielt es in meinem Keller nicht länger aus, als Dein Irrsinniger in seiner Zelle."

„Wo hast Du ihn hinbegraben?" fragte Herr Brätzle.

„Er liegt in der Aue, unter dem nämlichen Baum,

auf dem der Gaispeter gebaumelt. Die beiden Zeugen ruhen nebeneinander."

„Gut. — Der Heidemann muß die Papiere herausgeben."

„Was, Du wolltest! Gott soll mich vor neuem Frevel bewahren!" sagte der Erbpächter, indem er sich in unheimlichen Schauern gewaltig schüttelte.

„Du bist ein Hasenfuß geworden, Ambros, das macht, es geht Dir gut; aber es kann sich vielerlei verändern in kurzer Zeit. Ich wenigstens traue der Lore nicht."

„Was sollte die auch machen, das sie nicht längst hätte thun können?"

„Du vergißt, daß der Alte unter seinen Gewissensbissen eine Memme geworden ist, daß er geplaudert hat, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn die aus der Gaiserhütte nicht ihre Spione im Schlosse hat. O, sie kann ihm noch die Hölle heiß machen; dann der luftige Bursche — ihr Eduardl — sieht er nicht seinem Vater so ähnlich, wie ein Ei dem andern? Wenn der Alte ihn von seinem Fenster aus zu Gesicht bekommen hat, nun, dann soll's mich nicht wundern, wenn er glaubt, sein Neffe wäre wieder am Leben."

Als der Erbpächter schwieg, fuhr der beredte Brätzle fort: „Die Zeiten haben sich überhaupt geändert; unser Baron steht so ziemlich isolirt unter einem Schwarm erbitterter Nachbarn, mit denen er in ununterbrochener Fehde lebt. Seinen Geiz, Stolz, seine Ignoranz und Charakter=

losigkeit kennen zu lernen, wurde jedem Einzelnen sattsam Gelegenheit. Eine Anklage gegen ihn würde sicher mit schadenfrohem Lachen begrüßt werden, zudem man über den Tod des eigentlichen Erben vielfach glossirt, und selbst der Wahnsinn desselben, trotzdem die Herren in jener Nacht darüber einig waren, eine feine Intrigue des habsüchtigen Oheims und Vormünders genannt wird. Was denkst Du nun, wäre es nicht das Klügste und Weiseste, sich bei Zeiten den Rückzug zu decken? Es könnte doch ein gefährlich Spiel werden, wenn die Geschichte so nackt zu Tage träte. Die Bundesgenossenschaft mit dem Baron könnte uns theuer zu stehen kommen — kurz und gut, ich will noch ein rundes Sümmchen, dann Adieu deutsches Vaterland, Adieu Europa!"

Herr Ambros Stellarius bot auf seinem Stuhl ein wahres Bild des Jammers. So viel des Nervenerschütternden, so viel des Ungewöhnlichen war schon seit vielen Jahren nicht über ihn gekommen. Der arme Zermalmte holte aus tiefer, tiefer Brust Athem, so daß ein Geräusch entstand, das dem Schnauben des Blasebalges einer Schmiedesse auf ein Haar glich. Man merkte, wie der feiste Pächter bemüht war, einen Theil der längst im Fett erstickten Energie wieder zu gewinnen.

Die Angst, die Herr Brätzle in der matten Phantasie seines Genossen mit geschickter Rede wachgerufen, und die nun wie ein stilles Feuer kräftig und unausgesetzt fortglomm, ließ ihn endlich einen Entschluß fassen; seufzend sagte er: „So wollen wir in Gottes Namen den

Heidemann — unser Herr verzeih' mir's — nochmals zu Tage schaffen."

Die zwei Gehülfen des Barons von Kunzendorf bestimmten hierauf die nachkommende Nacht zur Ausführung ihres Planes, den der Verwalter Brätzle in allgemeinen Umrissen zur Mittheilung des Pächters gebracht, und verließen sodann ziemlich beruhigt das Gewächshaus. — Bald nach ihnen schlich nun auch Eduard hinaus, der Gaiserhütte zu. Obwohl schon finster, war es doch noch keineswegs spät.

In der Kammer der Mutter Lore brannte Licht, und durch das losegefugte Balkenwerk der altersschwachen Behausung waren mehrere Männerstimmen, die eifrig durcheinander debattirten und gar wichtiges zu verhandeln schienen, wohl vernehmbar. Was konnte dies Außergewöhnliche bedeuten?

Eduard trat ein. Sein Staunen wuchs, als er die Mutter inmitten mehrerer Edelleute der Umgebung und anderer Standesherren fand, die sich als Beamte des Obergerichts erwiesen.

Der geehrte Leser wird, indem wir diese wichtige Thatsache konstatiren, auf die Vermuthung kommen, als hätte Eduards Mutter wirklich von den Aeußerungen des von Gewissensbissen gefolterten Oheims ihres Gemahls Kenntniß erlangt und wäre darin die Veranlassung zu der nächtlichen Konferenz zu suchen. Es ist dem aber nicht ganz so. Die Zusammenkunft lag mehr im Plane und in den Wünschen eines hochachtbaren Greises, den

Eduard heute zum erstenmal erblickte. Es war dieser Mann ein Bruder jenes Kavaliers, der von Baron Richards Kugel getödtet worden war, mithin also Lores Onkel. Er hatte frühe das väterliche Haus verlassen, das durch verschiedene Unglücksfälle sehr herabgekommen war; er wollte durch eigene Thatkraft sich einen Wirkungskreis und die Mittel zum standesgemäßen Fortkommen schaffen. Nachdem er lange in der Armee gedient und zu hohen Würden gelangt war, verehelichte er sich mit einer reichen Kreolin, auf deren weitläufigen Besitzungen im Staate Maryland er fortan lebte. Für seine Familie blieb er verschollen. Erst ungefähr vor einem Jahre, nachdem seine Lebensgefährtin gestorben war und er sich ohne Erben traurig allein fand, gelangte ein Schreiben nach Europa, welches Auskunft über den Bruder und über dessen Verhältnisse verlangte. Die eingeleiteten Recherchen führten nach manchen Schwierigkeiten bis Kunzendorf; man kam zu Lore, die auf das Trauungsbuch der Stadtpfarre verwies, wo ihr Familienname zum letztenmale urkundlich vorkam. Hernach schrieb sie selbst dem Onkel und flehte dringend dessen Beistand wider den Baron von Kunzendorf an.

Vor wenig Tagen war der Greis angelangt und das Werk der Vergeltung im vollen Gange.

7.

In Kunzendorf gabs am andern Morgen wieder viel Geschrei. Der Büttel des Ortes hatte bei Nacht Fackel-

schein in der Aue entdeckt. Ein Büttel wittert überall Unrath, schon von Amtswegen, und so wagte sich die Polizei von Kunzendorf ohne Weiteres daran, die Ursache dieser ungewöhnlichen Illumination zu erforschen.

Es ergieng aber dem handfesten Diener der Gerechtigkeit nicht besser, als seiner Zeit dem Boten Seppel. Schwarze Gestalten, die von der schauerlichen Auhütte ausgiengen und mit unheimlichem Schweigen bei Kienspannbeleuchtung eine Prozession durch die Haide hielten, gespenstige Reiter, kalter Schauer — und schließlich die eilfüßigste Flucht über Stock und Stein, dies bildete den Hauptheil der Aussage des Büttels.

Die Aufregung war nicht gering.

„Gebt nur Acht!" sagte der Steffenbauer mit der Miene eines Mannes, der von der Weisheit dessen, was er nun vorbringen wird, selbst höchlichst überzeugt ist, „gebt Acht! nun gibt's wieder Unglück, wer weiß, vielleicht geht's diesmal gar an den alten gnädigen Herrn, wie's vor zwanzig Jahren —"

„Halte Dein Maul, Hans!" warnte dessen Weib; „der Erbpächter könnt's hören oder der Brätzle."

„Brrr! eine grausige Geschichte das, entsetzliche Geschichte, wann wird das Ding ein Ende nehmen?" meinte, bedächtig das graue Haupt schüttelnd, ein alter Bauer, dem ein ganzer Rudel junger Bursche die nächtliche Patrouille des Büttels vorerzählte.

„Glaubt Ihr nicht, daß man mit der unsauberen Sippschaft in der Gaiserhütte endlich ausfahren soll?"

„Wer sollte das? Etwa der Büttel? Der fährt selbst früher ab.“

„Nein im Ernst, Leute!“ rief ein Bursche mit gehobener Stimme, „die Lore ist — nu Ihr wisst es ja, eh' — und der Edawardl, der Taugenichts, hat sogar mit Erbpächters Anna eine Liebschaft angebandelt!“

„Nicht wahr ist's, Lügenbeutel!“ zeterte da eine schrille Weiberstimme aus dem Haufen. „Meine Tochter mag keinen Antichrist nit.“

„'s ist amal doch so, i hab' ihn selbst gesehen, wie er in den Anger g'schlichen ist.“

„I hab'n auch g'seh'n, wie er die Anna umarmt hat und busselt,“ bekräftigten mehrere Burschen.

„Das wäre Zauberei, höllische Teufelskunst, Hexerei!“ schrieen die Weiber durcheinander.

„Man muß sie beide fortjagen und die Hütte abbrennen!“

„Nix da! Mit der Hütten muß die Hex' verbrannt werden.“

„Wenn mir der Antichrist unter die Klauen kommt,“ brüllte die Erbpächterin, „ich kratz' ihm die Gucker aus.“

„Ich schneid' ihm die Ohren alle beide ab.“

„Ich reiß ihm die pechschwarzen Haare aus.“

So gieng es fort. Es würde bald keinen Theil an Eduards Körper gegeben haben, an dem nicht irgend eine gewaltthätige Prozedur in angenehme Aussicht gestanden hätte, wenn nicht in diesem Augenblicke eine Cavalcade

vornehmer Herren die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hätte.

Der Leser erkennt in ihnen die Gäste aus der Gaiserhütte, von denen namentlich der amerikanische Onkel Lores durch den ihn begleitenden Schwarzen große Sensation bei der Menge der müßigen Dorfbewohner erregte.

An der Seite des Amerikaners gieng Eduard, dessen Gesicht in ernsten Falten lag.

„Frau Gundel, da kommt her! Seht Ihr ihn, den Verführer Eurer Anna, wie er gravitätisch dreinschaut? Ich möcht's Euch nicht rathen —“

Der Erbpächterin spindeldürre Person fuhr herum wie eine Natter.

„Was?“ zischte sie; „Ihr meint wohl gar, ich getraue mich nicht an ihn? Ihr einfältiges Weibsbild! Glaubt Ihr, ich könnte je vergessen, daß ich die Erbpächterin bin und der da ein behexter Bettelstudent, ein — ein —“

Und hindurch drängte sich die Xantippe durch die dichte Menge der neugierigen Bauern und Mägde, die wie ein wilder Strom den Fremden nachbrausten. Unmittelbar vor dem Schlosse erreichte sie Eduards Rockende.

„Hab' ich Dich, Nachtvogel, Hexenmeister, Herumschleicher; was, Du willst meine Tochter haben? Durchwalken will ich Dich, die Augen will ich Dir auskratzen, Bastard, Sohn der Hexe! Meine Anna? Taugenichts, der nichts hat, nichts kann, nichts ist und nichts verdient.“

Das erboste Weib würde noch lange fortgekeift haben, wenn nicht der Neger dazwischen getreten wäre. Der nahm sie aber am Rückenlatze, und sie mit starken Armen hoch emporhaltend ließ er die böse Alte zur ungemeinen Belustigung der schadenfrohen Zuschauer eine Weile in der Luft zappeln.

Die vornehme Gesellschaft war mittlerweile in die geräumige Flur des Schlosses gelangt.

Niemand kam ihnen grüßend entgegen, die weiten Gänge und Säle waren vollkommen wie ausgestorben.

„Ah! Das Nest ist leer, der Raubvogel hat das Weite gesucht!“ sagte der Amerikaner.

So war es auch.

Der Verwalter, den trübe Ahnungen längst nicht mehr ruhen ließen, täuschte sich keineswegs über die am Morgen nach seiner Unterredung mit dem Erbpächter zirkulirenden Gerüchte.

Es war alles verrathen und verloren, die wichtigen Dokumente ohne Zweifel in den Händen der Feinde. Es handelte sich einzig darum, die aufgehäuften Gelder und Werthpapiere mit den eigenen werthen Personen in Sicherheit zu bringen.

An der Rettung des Barons lag dem schlauen Verwalter viel; war es doch möglich, daß er noch dessen Universalerbe werden könnte, wenn in irgend einem Erdenwinkel dereinst dessen Lebenslämplein verglimme.

Er bestimmte den geängstigten Alten leicht zur Flucht, da er es keineswegs an Schreckworten fehlen ließ.

„Wie, wenn die Gaiserin, um ihren Gatten zu rächen, Sie in die nämliche Zelle sperren läßt, in welcher derselbe elendiglich verkommen mußte? Oder können Herr Baron annehmen wollen, daß die Person nicht klug genug wäre, das Verschwinden ihres Mannes Einflüssen von Ihrer Seite zuzuschreiben? Glauben Sie, daß die Ursache, um derentwillen diese Einflüsse geltend gemacht wurden, unterschätzt, vielleicht nicht gekannt würde? Alles ist bekannt, alles offenbar, selbst das Testament des seligen Barons, Ihres Bruders, ist in der Hexe Hand."

So hatte Herr Brätzle gesprochen, und der Baron hatte sich entsetzt geschüttelt und sogleich heimliche Abreise anbefohlen.

Die Beamten des Obergerichts nahmen im Namen der Behörde bis auf Weiteres Besitz von der Herrschaft.

Die Verfolgung der Flüchtlinge wurde angeordnet und die Verhandlung eröffnet.

Die Kunzendorfer wußten kaum, wie ihnen geschah, als nach Wochen der zum Paria gemachte, vielgeschmähte Sohn der Gaiserlore — der Hexe — aus der morschen Auhütte in das herrschaftliche Schloß übersiedelte und als nunmehriger Baron von Kunzendorf ihr aller Herr und Gebieter wurde.

In welche Verlegenheit eine Laune des Schicksals die Menschen doch zuweilen bringen kann! Wie sich nun benehmen gegen den gröblich Beleidigten, böswillig Ge-

schmähten! Am ärgsten ergieng es wohl der Erbpächterin, deren Mann durch die Gnade des neuen Gutsherrn der verdienten Strafe entgangen war und sogar auf seinem Pacht belassen wurde. Was nun anfangen, was beginnen in dieser Noth?

Und siehe da! Es währte nicht lange, kam eine Botschaft aus dem Schloß, der zufolge die Erbpächterin vom gnädigen Herrn vorbefohlen wurde.

Welche Angst! Welches Zagen!

Die Füße der beweglichen Frau schienen zur Hälfte ihre Fähigkeit eingebüßt zu haben.

Indessen was war's? — „Ach, der charmante, der liebenswürdige Herr Baron: Wahrhaftig, der Adel ist diesem Kavalier auf die Stirn geschrieben: Nein, diese Freude, dieses Glück. Ach! — Denke Dir, Ambros, unsere Tochter — welche Ueberraschung, welche Ehre, unsere Tochter — Stellarius — aber so rühre Dich doch, Klotz — nein, ich fasse es kaum! Unsere Anna soll Baronin werden. Schwiegermutter eines Barons, o Gott! Mutter einer Baronin! Hilf Himmel! Sagt' ich's doch immer! Hinter dem steckt was Besseres, und Anna sei zu Höherem geboren. Hörst Du, Stellarius, Du sollst Schwiegervater des Barons sein, Vater einer — aber, was der Mann wie eine Tonne ausschaut, 's ist ungebührlich! — —"

Eduards Mutter genoß das Leben im Schlosse nicht lange. Sie hatte zuversichtlich gehofft, ihren Gemahl wiederzufinden, und so zerstörte die gewisse Nachricht von

dem traurigen Ende zugleich mit der Hoffnung den Faden ihres Lebens. Der Baron, der am meisten an ihr gesündigt, und mit ihm das kleine, devote Männlein, Herr Brätzle, waren schneller als die Justiz und blieben verschollen. Wie es schien, waren sie dahin gezogen, von wannen der Onkel Lore's herkam — nach Amerika.

Dieser Letztere blieb in Europa und erfreute sich noch viele Jahre eines freudevollen Lebens.

Eduard und Anna waren ein glückliches Paar geworden, und die Kunzendorfer lobten ihre Herrschaft über die Maßen. Nach langen Jahren noch erzählten sie ihren Nachkommen die Geschichte vom Paria des Dorfes.

Der Hagen-Schneider.

Vor der Thüre seines Häuschens in Kirchberg saß an einem schönen Juliabend der Schneidermeister Klausinger und sah vergnüglich den blauen Wölkchen nach, die er aus seiner kurzen Holzpfeife blies.

Der bescheidene Mann, der sich zwar nicht Kleider-Ingenieur nennen ließ, auch wohl kaum eine Idee von der europäischen Akademie der Hosen- und Westenkünstler hatte, war trotzdem in der ganzen Gegend viel gesucht, um die zerrissene Menschheit, wie er zu sagen pflegte, in ein passendes Futteral zu stecken. Erst diese ganze Woche war er beim reichen Küferbauern, dessen großes Anwesen im Gebirge auf der Reither Seite liegt, auf der Stöhr. Meister Klausinger hatte heute, wie überhaupt an allen Samstagen, etwas früher Feierabend gemacht und zu den letzten kleinen Ausbesserungen, die an den alten Kleidern ebenfalls nöthig waren, den Hansl, seinen Lehrburschen, beim Küfernbauer zurückgelassen.

Da der Abend gar so herrlich war, wollte es ihn

nicht in der dumpfen Stube leiden. Er hatte deßhalb sein Lieblingsplätzchen, die Bank vor der Hausthüre, aufgesucht und sah nun, wie die Sonne sich allmählich hinabsenkte hinter die waldigen Höhen und wie die Schatten der Nacht mehr und mehr sich übers Thal breiteten.

Es überkam ihn hiebei ein gar feierliches Gefühl, als er allmählich einzelne Sternlein an dem dunkelnden Himmel sich entzünden sah, und unwillkürlich dachte er an seine verstorbenen Verwandten und Bekannten aus früheren, schönern Tagen, die vielleicht aus diesen fernen Lichtkörpern auf ihn herabschauten.

Dieser Gedanke darf auch nicht Wunder nehmen, dreht sich ja die ganze Romantik des Tiroler-Volkes hauptsächlich um religiös-mystische Dinge. — Die Geister- und Spukgeschichten, die Teufelssagen, Hexen und Kobolde und allerlei seltsame Erscheinungen bilden die fast ausschließliche Unterhaltung in den Spinnstuben und Brechelhütten.

Die Gedanken des einsamen Meisters mochten darum wohl auch in diese Richtung sich verloren haben, denn er sah so tiefsinnig hinauf zum nächtlichen Himmel, daß ihm seine Pfeife darüber ausgieng. Kaum beachtete er seine treue Ehehälfte, die nun ebenfalls herauskam, um von der Last und Mühe des Tages auszuruhen in Gottes freier Natur.

„Aber wo bleibt nur Hansl so lange?“ fragte sie, indem sie auf der Bank, an der Seite ihres Mannes Platz nahm.

Der Träumer fuhr aus seinem Hinbrüten auf, klopfte die Pfeife aus und antwortete nach einer Weile, an den Fingern zählend:

„Um sechs Uhr essen, dann eine Stunde Weges. Alles in allem soll er um acht Uhr da sein. Schau Moidl, wer kommt denn da?“ —

„Es ist Nachbars Franz.“

„Guten Abend Franz! Schön, daß Du uns ein bischen Gesellschaft leisten willst. — Da setz' Dich her — so! — es ist „grausig fein“ heut' Abend.“

„Schön Dank, Nachbar!“ entgegnete Franz, indem er sich zu den Eheleuten hinsetzte. — „Ihr wißt ja, Klausinger, daß ich Euch gerne erzählen höre. Seht, ich dachte, heut' Abend müßte sich's besonders gut schicken.“ —

„Und warum das?“

„Nun, erstens ist heut' Samstagsabend und der macht mir immer so eine recht sabbathliche Stimmung; und dann ist ja morgen Sonntag; wenn man sich heut' ein klein wenig verschwatzt — morgen braucht man ja nicht so früh auf.“ —

„Sagt selbst, Meister, fühlt Ihr Euch nicht auch am Samstag immer am gemüthlichsten?“

„Das wohl,“ stimmte der Schneider bei. „Nach der Arbeit ist gut ruhen; — wenn ich am Samstag die Zahl der Stiche wissen könnte, die ich die Woche über gemacht — he! das gäbe eine schöne Zahl! Gottlob, sie *sind* gemacht! Nun kann ich ruhen und mich freuen.“ —

Der Meister nahm wieder sein Pfeifchen vor, das er mit frischem Tabak versah und anzündete.

„Ist doch wirklich schön, unter Gottes Himmel! Wenn ich auch mit vieler Noth und Plag kämpfen muß, ich habe ja, Gott sei Dank, zwei rüstige Hände noch zur Arbeit. Wünsche mir's wahrhaftig nicht besser. Was haben auch die reichen Leut' für Vergnügen; sie wissen nicht, wie's sich so gut ausrastet nach geschehener Arbeit und wie das Brod so wohl schmeckt, das man im Schweiße des Angesichts verdient!"

„Ah! Meister Klausinger," meinte des Nachbars Franz, „es ist doch eine schöne Sache um das Reichsein. — Keine Sorgen und keine Mühe und ein freies Leben und Musik und Tanz oh! oh!"

„Schönes Leben! ja dem Herrgott den Tag abstehlen, bei einer Fidel stehen und das Maul aufreißen und die Tanzerei — geh mir weg mit der, das ist die rechte Hetze, welcher der Teufel recht vergnüglich zuschaut, da reibt er sich lustig die Bratzen, daß die Funken davonstieben und hineinfliegen auf den Tanzplatz und die Herzen verbrennen und die Fackel abgeben, die zur Sünde leuchtet."

„Ei, ei! Nachbar!" rief Franz, „zieht mir nicht so übers Tanzen los. Ist ja nur ein hübsch Vergnügen, mit den Mädels sich im Kreisel zu drehen; das thue ich gar gerne und wüßte nicht, was sich da so arg fehlen ließe. — Dächte doch, Meister," setzte er schelmisch bei, „Ihr wäret auch ein flinker Tänzer gewesen, oder nicht? Sprecht Ihr, Nachbarin!"

„Nicht nöthig!" fiel der Schneider ein, „ich gestehe selbst, ein klein Tänzchen in Züchten konnt mich auch

immer baß ergötzen. — Aber schau hin auf unsere jetzigen Kirmeß- und Hochzeitstänze, wie sie da springen und keck sind und Zoten reißen, daß ein ehrlich Blut ganz sakrisch in den Kopf steigt. Ja, Franz, bei solchen Tänzen ist der Teufel dabei."

„Wie Ihr das so gewiß wißt!" lachte Franz. Meister Klausinger war etwas empfindlich darüber, daß der junge Bauernbursche sich so ungläubig erweise; er sagte deßhalb in einigermaßen gereiztem Tone, er wolle ihm durch eine wahre Geschichte beweisen, welch großer Freund des Tanzes Herr Luzifer sei. Dagegen hatte nun Franz nichts, ja er zeigte im Gegentheil das lebhafteste Verlangen, die Erzählung des Meisters anhören zu wollen. Meister Klausinger, welcher eben so schnell wieder versöhnt, als beleidigt war, nahm keinen Anstand, seine Beweisführung sogleich zu beginnen.

„Die Geschichte," so fieng er an, „die ich jetzt erzählen will, habe ich von der Person selbst, der sie passirt ist. Du darfst also keine Einwendungen machen — brauchst keinerlei Bedenken, als hätte ich sie etwa aufgelogen." Lachend gab der junge Nachbar das Versprechen ab, alle auftauchenden Zweifel an der vollen Wahrheit der zu erwartenden Geschichte gleich im Keime zu ersticken. Hiedurch beruhigt, erzählte der Schneider:

„Es war an einem Abende in der Fasching. Vom Bauernhause des Kaspar Schiefling, außerhalb Kitzbichl, war alles in die Stadt zum Tanze gegangen. Nur eine einzige Dirne, die Unterdirn und der Kühbub mußten daheim bleiben.

Die Rosl, so hieß die Unterdirn, war damals ein Mädl von 17—18 Jahren und wie b'sessen aufs Tanzen. Sie wär' für ihr Leben gern mitgegangen, aber sie war halt die Jüngste und das Haus kann man doch auch nicht ganz allein lassen! Der Kühbub hat sich aber gar nichts drausgemacht — es ist grad so ein Knirps gewesen — hätt' auch kein Geld gehabt. — Gut. — Wie alle fort waren und der Bub sah, daß er nunmehr der einzige Herr im Hause war, nahm er alsbald seine Mundharmonika vor und blast da so einen feschen Walzer und die arme Dirn hupft Dir so toll in der Stube herum, daß 's ein Leben war wie auf dem Tanzboden im Wirthshaus. Aber z'letzt wirds der Dirne doch zu dumm, so allein herumzuwalzen. Verstehst? — sie hätt' halt auch lieber ein' Buben gehabt, der's dreht hätt'.

Der Bub bläst aber einen Walzer und einen Galopp um den andern und die Dirn ist ganz in Verzweiflung, daß gar kein Tänzer um die Wege ist. Auf einmal bleibt sie stehen und ruft ganz wüthend, während der Kuhknirps gar einen sakrischen Polka spielt: Wenn nur jetzt Einer käm' und wenn's der Teufel wär' — ich tanzet mit ihm! Jetzt paß auf Franz! — Die Dirne hat das kaum ausg'sagt, da hört sie draußen vor dem Haus einen lauten, hellen Juch'zer. — Jetzt kommt endlich Einer, ruft sie, der muß mit mir tanzen! — Gleich darauf pocht's an die Thür und ein langer, hagerer Mann tritt herein, der so ausschaut wie ein Jäger. Die tanzlustige Rosl schaut nicht lang, ob der Mann schön oder schiech ist; sie nimmt

ihn gleich und zieht ihn nach dem Takt im Wirbel herum. Der Jäger packt sie ebenfalls fest um die Mitte und tanzt und tanzt auch mit ihr herum, in einemfort, ohne abzusetzen. Der Lange, Hagere ist ein guter Tänzer und muß wohl eine g'sunde Lunge haben, man kennt ihm gar keine Müdigkeit an, während die Dirne bald schnaubt wie ein Berglokomotiv; fast sinkt sie um, die arme Rosl, sie ist schachmatt — aber der Tänzer läßt sie nicht aus, er hat sie wie in einem Schraubstock und herum geht's im rasenden Saus, heißa! was das Zeug halt'. Die Unterdirn spielt schon alle Farben vor Ermüdung — bald ist sie lammlweiß, bald veiglblau. —

Dem Kühbuben ist das doch endlich gar zu dick geworden, er hat schon längst mit seiner Musik aufgehört; er schaut sich also den räthselhaften Fremden näher an, von Kopf bis zu Fuß, aber — Herrgott! da sieht er, der Jäger hat nicht Menschen-, sondern Bockfüße. Da kannst Dir den Schrecken denken! — Der Knirps ist ganz lang geworden vor Angst. Da fängt er an zu beten und zu winseln, aber den fremden Jäger genirt das gar nicht — der zieht noch immer die Dirn mit sich herum. Da endlich fallt' dem Buben das Weihbrunnkrügl ein, das reißt er schnell von der Wand und schmeißt's dem Teufel, denn niemand war's sonst, ins höllische G'sicht. He! Franz, das hätt' ich sehen mögen, denn wie mir die Rosl, die mir selber die Geschichte erzählt hat, gesagt, war's grad ein Wischer, so ein Zischer — und der Böse

war weg. Es soll nicht der beste Geruch gewesen sein, den er als Andenken zurückgelassen."

„Und hat die Dirn doch weiter keinen Schaden genommen?" fragte Franz.

„Die ist ganz ohnmächtig geworden, und hernach hat ein hitziges Fieber sie bis zum Rande des Grabes gebracht. Wie sie dann wieder gesund geworden ist, war sie die Frömmigkeit selbst und getanzt hat sie ihr Lebtag nie mehr."

Es war still geworden nach diesen letzten Worten des Meisters, Franz starrte hinaus in die Nacht, als horche er, ob nicht der Juchzer des unheimlichen Jägers sich vernehmen ließe. —

„Aber wo nur der Hansl bleibt?" unterbrach zum zweitenmale an diesem Abend die besorgte Moidl das düstere Schweigen. „Er könnte doch schon lange da sein."

„Hast recht, Alte, der sakra Bue!" schalt der Meister; dann zu des Nachbars Sohn gewendet, sagte er: „Nun Franz, siehst Du jetzt ein, daß ich hab' Recht gehabt von wegen dem Tanzen?" — und als der Angeredete schwieg und zweifelnd den Kopf schüttelte, fuhr er fort: „Du glaubst nichts Franz? — Warum willst Du denn immer, daß ich Dir von Gespenstern und vom Teufel erzähle? Ich sag' Dir, Du darfst keck glauben, was ich Dir vorerzähle; ich bin ein Mann, der viel probirt und erfahren hat, und weiß besser das Echte vom Unechten zu unterscheiden, als Du." —

„Seid nicht wieder böse, Meister, denn seht, ich will

es Euch sagen, warum ich nicht recht an diese Sachen glauben mag, die nichtsdestoweniger hübsch zum Anhören sind für Unsereinen."

„Nun," brummte der Meister.

„Ich habe vor Zeiten vom Bruder Fritz, der in Wien Medizin studirt, ein Buch erwischt, darin ist's so ziemlich klar g'standen, das alles wär' nur so ein Aberglaube und die Dummheit des Volkes. Die Herren in den Städten — die Studirten lachen über das Geschwätz von den G'spenstern und scheeren sich den Teufel um einen solchen Teufel. Sie sagen, nur die Einbildung und die Furcht macht, daß man in jedem Winkel einen Geist sieht. So, Meister, heißt's in dem Buch und ich muß sagen, es hat mir nicht übel gefallen."

„So!" — sagte der Schneider, „Du möchtest's gern den großen Herrn und dem Stadtvolk nachmachen! — aber ich will dir etwas sagen, hör' mal mir zu und merk' Dir's recht gut: In den großen Städten, wo der Leichtsinn und die Sünde und das Laster im Großen daheim sind, unter Lustbarkeiten und Zerstreuung aller Art, da kennen sie den Bösen nicht, das heißt, sie haben ihn nie gesehen. Was soll der auch dort sich sehen lassen, wo überall der Teufel ohnehin los ist, zu was seine Bocksfüße in eine Gesellschaft tragen, wo eine Gesellschaft von Böcken ist? — Sie glauben nicht an die armen Seelen, die als G'spenster, wie wir's heißen, zuweilen auf die Erde kommen dürfen, um ein gutes frommes Herz zu suchen, das sie erlösen könnt'. He! sollen sich diese etwa

an diese Stadtleut', an diese Studirten wenden? Na, da muß ich bitten!"

Meister Klausinger schwieg erschöpft; er hatte sich durch seine Philippika ganz in Aufregung geredet und — hustete nun dafür. Indeß glaubte er seinem jungen Freunde wenigstens bewiesen zu haben, daß er diese ketzerischen Stimmen alle selbst schon vernommen und darüber nachgedacht. Während er aber diesen letzteren Punkt sich erwog, brachte die wackere Hausfrau Moidl zum drittenmale das räthselhafte Ausbleiben des Lehrlings Hansl in Erinnerung. —

„Ist doch merkwürdig!" rief er nun ein über das anderemal, „der könnte doch zwei Stunden schon hier sein." —

„Wenn ihm nur um Gotteswillen nichts geschehen ist," seufzte Frau Moidl.

„Seid unbesorgt," beruhigte Franz; „der Hansl ist ein ganzer Bub, der weiß seinen Weg schon zu finden. Er blieb gewiß zum Rosenkranz beim Küferbauern und hernach haben ihn vielleicht die Burschen aufgehalten. Sind lustige Kerle, der Seppl und der Michl. Zudem ist der Weg ganz gut und die Nacht nicht so dunkel, daß er sich verirren könnte."

„Ja, ja! ist schon alles recht schön — aber —" meinte der Schneider, den Kopf bedenklich wiegend.

„Ach geht! Ihr werdet doch nicht etwa fürchten, ein Geist habe ihn mit Haut und Haar vertragen oder massakrirt," lachte des Nachbars Sohn.

„Das nicht, aber ähnliches ist auch schon dagewesen."

„Wirklich! Nun ich wäre wahrlich begierig, auch das zu hören.“

„Soll mir nicht drauf ankommen,“ schmunzelte der Schneider, der, einmal in seiner Erzählungsmanie befangen, alles Andere vergaß.

„Aber“ — fügte er von der Bank sich erhebend hinzu, „wir müssen schon in die Stube gehen, die Nachtluft thut mir nicht gut.“ — Man folgte seinem Beispiele und trat in die dunkelgetäfelte Stube, wo sich jedes ein möglichst bequemes Plätzchen suchte. Der Meister ließ sich gemächlich auf seinen ledergepolsterten Großvaterstuhl zurückfallen, dann begann er seine Geschichte:

„Zu der Zeit, als man noch sehr viel Geld darauf verwendete, die Berge zu unterminiren, um edle Metalle zu suchen, wurden unter anderem auch in Kitzbichl verschiedene Hoffnungsbaue gemacht und wie das bei den meisten geschah, ganz großartig angefangen, bis die Hoffnung immer kleiner wurde, je tiefer der Schacht in den Fels lief. So kam es auch, daß bei einem dieser hoffnungslosen Baue nur mehr ein Knappe, der rothe Hiesl, wie ihn die Bergleute seiner feurigen Haare wegen nannten, beschäftigt war. Dieser Hiesl hatte die Eigenschaft, daß er von einer einmal angefangenen Arbeit durchaus nicht mehr ablassen wollte. Das wird wohl auch der Grund gewesen sein, welcher den Schichtenmeister bestimmt hatte, gerade diesen auf dem so gut wie aufgegebenen Schachte zu belassen. Und in der That bohrte und hämmerte der rothe Hiesl wie b'sessen auf das Gestein los, sparte auch

das Pulver nicht, aber es wollte demungeachtet außer einigen dürftigen Erzadern keine ergiebige Quelle zum Vorschein kommen. Mürrisch stieg der rothe Hiesl jeden Abend aus der Grube, um jeden Morgen mit frischer Kraft und neuer Hoffnung in dieselbe zurückzukehren.

Und auslassen thu' ich nit und dazu kommen müßt' ich und wenn der Teufel drauf säße, sagte er eines Morgens, den frommen Spruch: „Behüte mich Gott und unsere liebe Frau," mit dem die Knappen sonst einzufahren pflegen, ganz vergessend. Er setzte den Bohrer an und kraftvolle Hiebe zeigten an, wie ernst der grimmige Knappe seine Arbeit nahm. So wüthete er unverdrossen fort, bis der Arbeitstag sich zu Ende neigte. Noch ein paar Stöße — ein wilder Fluch! der rothe Hiesl faßte seinen Pulversack, senkte die Nadel ins Schußloch, da öffnete sich plötzlich die Felswand — ein kleines Männlein mit langem, weißen Barte stand in der Oeffnung. — Halt! rief es dem verdutzten Hiesl zu. Dieser sank zitternd in die Knie, er erkannte den Berggeist.

„Siehst du," sagte das Männlein, rückwärts auf die weite Felsenspalte zeigend, „dort ist das mächtigste Lager des reinsten Silbers. Aber du hast die Arbeit mit Fluchworten begonnen, deßhalb bleibt dieser Schatz so lange noch in meinem Schutze, bis wieder eine Zeit kommt, in welcher die Bergmänner weiße Kittel tragen wie vor Alters. Melde dich morgen dem Schichtenmeister zur Einfahrt in eine andere Grube! — Folgst du meinen Worten nicht, dann wirst du meine Macht fühlen." — Der Berg-

geist schwieg: Hiesl schaute auf und wollte antworten, aber er sah niemand mehr. Die Felsenspalte hatte sich wieder geschlossen und der Berggeist war verschwunden.

Kopfhängend und mißmuthiger als je gieng der Knappe diesmal nach Hause. Im Traume sah er das ungeheure Lager kostbaren Metalles wieder, die hellen, funkelnden Krystalle. Wohl überkam den ehrgeizigen Knappen die Versuchung, des Bergmännchens Worte zu umgehen, doch wog die Furcht vor der angedrohten Züchtigung endlich alle widerspenstigen Gedanken auf. Er faßte ernst den Entschluß, der Weisung des Geistes nachzukommen und den Schichtmeister um anderweitige Verwendung zu bitten. Sobald der Tag die dunkeln Schleier der Nacht zu zerstreuen begann und auf den östlichen Bergspitzen heller Schimmer den Aufgang der Sonne verkündete, erhob sich der rothe Hiesl von seinem Lager, auf welchem er diese Nacht so wenig Ruhe gefunden. Er wollte straks zum Schichtenmeister, da bemerkte er erst, daß er seine Arbeitsgeräthe gestern im Stollen zurückgelassen hatte. Diese mußte er nothwendig haben, weßhalb sich Hiesl unverdrossen aufmachte, selbe herbeizuschaffen. Als der rothe Hiesl in dem Stollen war und die Felswand betrachtete, die gestern sich gespalten, um ihm zu zeigen, wie nahe er bereits den mühvoll gesuchten Schätzen wäre, erfaßte ihn von neuem eine grenzenlose Lust, wenigstens den bereits vorbereiteten Schuß noch abzufeuern. Gesagt, gethan! — Schon brannte der Zunder — da — horch! — im Gewände tief drinnen ertönen jene dumpfen Schläge, welche

jeden Bergmann erzittern machen — denn die verkünden das Nahen des Berggeistes.

Hiesl vernimmt kaum das geheimnißvolle Klopfen, macht er sich schnell auf die Sohlen und behend will er der bevorstehenden Züchtigung des beleidigten Bergmännchens entgehen, aber schon steht der Gefürchtete vor ihm und seine zürnende Rede schallt wie dumpfer Donner durch den engen tiefen Schacht:

„Weil du meine Worte nicht beachtet und mir getrotzt hast, will ich dich zeichnen auf dein Lebenlang!“ Der Berggeist rief's und der rothe Hiesl fiel besinnungslos auf das harte Gestein nieder. — Erst als der Hutmann kam, um Nachschau zu halten, wurde der Unglückliche hervorgezogen und wieder zur Besinnung gebracht — doch reden konnte der rothe Hiesl nicht — sein Mund war zerrissen von einem Ohre zum —“

„Ah!“

Dieser Ausruf entfuhr plötzlich dem Erzähler und den beiden Zuhörern.

Es mußte etwas vorgefallen sein vor dem Hause. Ein rascher, heftiger Stoß an die Thüre, ein unterdrückter Angstruf, dann ein schwerer plumper Fall — dies war der Grund, welcher den Anwesenden in der Stube den Ausruf entlockte. Ein lauter, weithingellender Schrei schallte nach — durchs tiefe Dunkel der Nacht. —

In der Stube herrschte lautlose Stille, der wackere Schneider machte wohl Miene, beim nächsten Geräusch unter den Tisch zu fallen. Aber man hörte nichts mehr.

Franz nahm das Talglicht und gieng hinaus, sachte und vorsichtig schlich ihm Meister Klausinger nach. Seine Phantasie malte ihm einen ganzen Bündel böser Geister vor. Doch siehe! — Kein Geist, kein Kobold, keine Hexe! nein! — der Hansl, der längsterwartete hoffnungsvolle Schneiderzögling, lag da, regungslos, bewußtlos, vielleicht gar todt! —

Alle Hände regten sich, so steif auch der Schreck' sie gemacht, und halfen sich im traurigen Bunde, den Ohnmächtigen in die Stube zu bringen. Des Nachbars Franz spritzte gleich Wasser auf das bleiche Gesicht, bestrich mit Essig die Schläfe und die Nase des armen Hansl und that überhaupt alles, was er in diesem Falle für passend hielt. Endlich schlug der arme Junge die Augen auf. Kaum hatte er Zeit, recht zu seinen fünf Sinnen zu kommen und sich mit Hilfe derselben über seine dermalige jammervolle Lage zu orientiren, als schon der Schneider und die Frau Moidl in ihn drangen, zu erklären, was es denn eigentlich gegeben.

Zehn Fragen entsprudelten der neugierigen Meisterin auf einmal und bewiesen, daß es auch ihr an der nöthigen Zungenfertigkeit nicht fehlte.

Der arme Bursche mußte nun wohl oder übel daran, die Schneiders-Eheleute alsbald durch die getreue Schilderung seines Abenteuers zur Ruhe zu bringen. Er setzte sich an den Tisch (der Meister hatte ihm sogar seinen gepolsterten Großvaterstuhl überlassen) und machte sich an seine Aufgabe, während die drei in voller Spannung der

nicht unromantisch scheinenden Erzählung lauschten. Der Hansl erzählte aber auch recht hübsch, denn beim Meister Klausinger lernte man nicht nur ordentlich Kleider machen, sondern auch einen geordneten Vortrag halten. So fieng er gleich damit an, wie er beim Küferbauern sich von der Dunkelheit habe überraschen lassen, wie er, als er sich dann aufmachte, seine bloßen unbeschuhten Füße an den Steinen am Wege zerstoßen und dergleichen.

Der Meister spitzte aber dann erst recht die Ohren und stieß heimlich den Nachbar Franz in die Seiten, damit andeutend, daß er nun ja gut aufhorchen sollte, als der Hansl mit der eigentlichen Hauptsache kam: „Ich bin so einige Zeit fortgetappt — da sah ich auf einmal vor mir auf dem dunklen Waldsteige ein bläuliches Flämmchen, das immer, ob ich langsamer oder schneller gieng, in der gleichen Entfernung vor mir dahinschwebte. Blieb ich stehen, stand auch das Flämmchen, lief ich, um es zu haschen und zu untersuchen, lief das blaue Flämmchen auch. Mir ward ganz anders zu Muthe. Da faßte ich den Entschluß, mich der unheimlichen Begleitung zu entschlagen. Ich lief, was das Zeug hielt, das Flämmchen that dasselbe; ich war ihm um keine Spanne näher gekommen. Da blieb ich plötzlich stehen und duckte mich unter einen dichten Haselbusch. —

Die Augen schließend betete ich. — Da fühlte ich einen brennenden Schmerz an der Ferse, ich sah um — das Flämmchen war hinter mir. Ich zog die Füße an mich, aber das Flämmchen wich nicht, es brannte

mich unausstehlich, bald sogar an beiden Füßen. So sah ich mich gezwungen, meinen Weg wieder weiter zu suchen und alsbald war das Lichtlein wieder vor mir wie ehevor. Was sollt' ich von der Sache denken? Ich lief von neuem; die Angst ließ mich nie völlig zur Ueberlegung kommen. So näherte ich mich endlich hier dem Hause. Und siehe da! Am Gitter der Umzäunung, die rings Haus und Feld umgibt und den Durchweg auf den schmalen Fußpfad, der von der Straße hierher führt, offen läßt, blieb das blaue Flämmchen stehen. Es erwartete mich. — Langsam trat ich näher; das Gitter gieng von selbst auf. — Ich lief herein, dem Hause zu, denn die Angst lieh mir Flügel. Hinter mir hörte ich das Gitter klirrend zufallen, dann einen verzweiflungsvollen Schrei. — Im selben Moment war ich an die Thüre angerannt und fiel herein, wo Ihr mich dann gefunden habt." — Das war nun das Abenteuer des Lehrlings.

„Weißt Du, was das Lichtlein gewesen ist?" fragte der Schneider. — „Es war eine arme Seele. Hättest Du nur ein frommes, andächtiges „Vergelts Gott" gesagt für das Leuchten am Wege und fürs Aufmachen des Gitters, Du würdest sie unfehlbar erlöst haben."

„Ihr könntet schon Recht haben, Meister," entgegnete kleinlaut der Lehrling, „aber —"

„Du hast halt die Gnad' nicht gehabt" — meinte Frau Moidl. „Vielleicht hast Du ein schleuderisch Morgengebet verrichtet oder den Samstags-Rosenkranz verschlenzt?"

„Nein! Nein!"

„Sei dem jetzt, wie ihm wolle!“ rief der Alte; „geschehʼn ist geschehʼn.“ „Freilich muß die arme Seele von neuem hundert Jahre warten, bis sie wieder auf die Welt darf. Das ist eben das Bedauerliche. Und wer weiß — nach diesen langen Jahren glaubt vielleicht kein Mensch mehr, daß er so ein gutes Werk auch verrichten kann. Dann sagt man sich möglicher Weise, wenn einem so ein Lichtl auf einmal zu G'sicht kommt: „Das ist ein Irrwisch, oder nur so eine Täuschung, ein Blendwerk.“ Sind ja die Leut' heutzutag schon so verstockt, und mit ihrer Aufgeklärtheit — glaubst nicht auch, Nachbar Franz, daß jetzt schon gar eine schlimme Zeit für die armen Seelen ist?“ — „Gute Nacht, Meister, ein andermal!“ der Nachbar Franz rief's und war zur Thür hinaus.

„Mochte wohl nicht gern Farb' bekennen, der g'scheite Herr Franz, der,“ sprach nicht ohne Stolz Meister Klausinger. Aber der „g'scheite Herr“ Franz schien auch das Lichtlein sehen zu wollen, denn warum gieng er des Weges, den unter tausend Aengsten der Schneiderjunge erst verlassen? über was grübelte er so, warum untersuchte er das Gebüsch, in welches der Beschreibung nach der furchtsame Hansl sich vor dem unheimlichen, blauen Lichtlein verstecken wollte, warum lächelte er, als er die nicht seltene Pflanze, Gemeine Brennessel, genannt, in unzähligen Exemplaren darunter entdeckte? Es kümmert uns das nichts.

Auch wir können sicherlich über das Abenteuer des Schneiderlehrlings ganz eigener Gedanken uns nicht völlig entschlagen. Genug! — Der Herr Franz gieng, mit dem

Resultate seiner Gedanken und seiner Forschungen zufrieden, ganz ruhig nach Hause und hatte künftig, wenn ihn Meister Klausinger, der Sagen-Schneider, gelegentlich über die Wahrhaftigkeit gewisser Geschichten belehren wollte, ein noch ungläubigeres Lächeln, denn je zuvor. —

Lebens- und Landschaftsbilder.

---

1. Der Schloßbauer.

Auf die Berge will ich steigen,
Auf die schroffen Felsenhöhn,
Wo die grauen Schloßruinen
In dem Morgenlichte stehn.
Heine.

Es ist kein hoher Berg, eigentlich ist es nur ein riesiger Felsbrocken von malerischer Form, der plötzlich aus der ebenen Thalfläche aufsteht.

Auf ihm ragt der graue Thurm und das weitläufige, zerrissene Gemäuer, welches sie das Schloß nennen. Auf die breiten Storfen der Wälle hat die Zeit üppige Grasdecken gebreitet; an jenen Stellen, wo sie tiefe Klüfte grub, haben dunkle Nadelbäumchen Wurzel geschlagen. Wenn das Morgenlicht mit röthlichem Feuer die alte Hochburg vergoldet, wenn die Weiden lispeln und die Schlinggewächse, die den Thurm umziehen, im Lufthauche wallen, liegt

wahrlich ein Zug heiteren Lebens auf diesem ernsten Monumente einer untergegangenen Zeit.

Mühelos steigt man den schmalen Pfad hinan, vorüber an der Stelle, wo auf Hopfenstangen duftige Blüten prangen, da umfängt gleich ein dunkler, schwerer Thorbogen den Wanderer. Er ist aus porösem Tuffsteine gewölbt und ruht auf breiten Granitfundamenten. Wenn man dort steht und lauscht, hört man das Fallen der Tropfen, die durchs Steinwerk sickern und auf den Lehm des Bodens schlagen. Dem ersten Thorgewölbe folgt nach sechs Schritten ein zweites; es ist ebenso lang und ebenso düster und zerfallen, nur enthält es auf der einen Seite zwei Stuben, die in jenen Tagen, da Gewalt vor Recht gieng, und die noch heute bei konfiszirten Köpfen die gute, alte Zeit heißen, des Thorwärters Wohnung gewesen sein mögen. Trostlose Löcher, in die der Tag nur spärliche Lichtstreifen entsendet!

Außerhalb dieses Thores liegt ein weiter, geräumiger Platz, da und dort ziehen noch Mauerreste weißliche Linien in das Rasengrün; Rasengrün kleidet den gefälligen Hügel, auf dem der eckige Thurm aufsteigt. Er sieht mit hohlen Fensteraugen in das Thal hinaus, durch welches der Strom fließt und das frühlingsfrisch und frühlingsduftig weit hinabzieht, bis wo die östlichen Berge im Rosaschimmer der Ferne untergehen.

Seitwärts vom Schlosse, entlang der Bergkette, dehnt sich der blumige Rain hin. Er ist der bunte Sockel der steil abfallenden Wand des Schiefergebirges.

Vor fünfundzwanzig Jahren war der Rain Lust- und Versammlungsplatz der Buben aus dem nahen Orte. Dort marschirten sie in Kolonnen, dort stellten sie ihre Posten und Vedetten aus, und wenn — was regelmäßig geschehen mußte — der Krieg losbrach, rissen sie den Rasen auf und formten aus der Erde bombenartige Wurfgeschosse. In dem feierlichen Momente vor der Schlacht ließ sich dann aber eine dumpfe, grollende Stimme vernehmen: „Oho, ihr Lumpen, wart' ich will euch!" dann flog ein Krückenstock, und die Buben stoben kreischend auseinander. „Der Tod! der Tod!" schrieen sie.

Drüben stand eine merkwürdige Gestalt, die graue Mauer diente ihr als Folie. Sie war lang und skelettartig dürr, sie hatte eine Sense in der Hand und hinkte an dem einen Fuße. Schrecklich, furchteinflößend war das Gesicht des Mannes für die Buben. Es war vergilbtes Pergament über derbvorspringenden Knochen, der beständig offene Mund ließ Zähne sehen, so gewaltig, so grau und so verwittert, wie die Mauern, in denen der Mann seine Wohnung hatte.

Er logirte in den Stuben des Thorwärtls, und man hieß ihn Josl den Schloßbauer. Er war ein guter Achtziger, und die Leute sagten, er sei in einem der beiden Löcher unter'm Thore geboren worden. Dort wußte man ihn immer, er verließ die düstere Keuche nicht, denn er haßte die Menschen.

Die Misanthropie des Schloßbauers hatte ihre eigene Geschichte.

Wie einst Hephästos von Jupiter, wurde Josl von seinem Vater mißhandelt, zwar wurde er von keinem Olymp geschleudert, einmal aber fand er sich genöthigt, die heimatliche Behausung zu verlassen. Er gieng unter die Schiffsknechte und ruderte mit seinen vierschrötigen Gefährten große Salzlasten stromabwärts. Die Schiffer verdienten viel Geld, das sie dem Vertrauenswürdigsten zur Aufbewahrung gaben. An diesen trat aber der Versucher, und eines Morgens war er zusammt dem schweren Ranzen über die Berge entlaufen. Er kam nicht mehr in ihren Gesichtskreis. Von da ab sagte Josl den Schiffsleuten Valet, aber er zog ohne Glück und Stern. Nur einmal schien auch ihm die Blume zu erblühen.

Er war in einen Einödhof gekommen. Dort in der dunkelgetäfelten Stube lag eine Leiche, und davor stand still vor sich hinwimmernd ein Mädchen. Sie weinte um ihren Vater, sie weinte, weil sie ihn geliebt hatte und weil sie nun allein war in dem verödeten Hofe. Der alte Knecht lag beschädigt beim Nachbar, der eine Stunde entfernt wohnte.

Unser Held suchte das Mädchen zu trösten, dabei standen ihm aber selbst die Zähren in den Augen. Das Elend bringt die Menschen einander näher. Sie sahen sich an, und Josl bemerkte jetzt, wie schön sie sei. „Ich will das und das für dich thun,“ sagte er, „und hinab zum Pfarrer laufen.“ Weil seine eigenen Kleiderreste ihn kaum mehr decken konnten, zog er des Bauern Lederhose und Lederjacke an, und die Dirn' meinte, er sähe nun

nahezu dem Vater ähnlich. Josl besorgte vielerlei nothwendige Arbeit auf dem Einödhofe, und so verrannen die Tage. Nach einiger Zeit, da der Schmerz der Tochter sich etwas gelegt, fragten die Beiden zaghaft: „Wie, wenn wir Mann und Weib würden?“ Kathrein war zwanzig und Josl war ein angehender Dreißiger. Warum nicht!

Zum Heirathen brauchte man schon zu jener Zeit allerlei Schriftwerke, und Josl lüpfte also die Sohlen und wanderte der Heimat zu. Als er das Schloß von ferne sah, fiel es ihm mit einem Male zentnerschwer aufs Herz. Gedankenvoll schritt er den Pfad hinan, er roch die Hopfenblüten gar nicht, die alte Thorstube seines Vaters war verschlossen, er wartete lange, bis der Alte erschiene. Endlich, als sich niemand sehen ließ, probirte er so oft an der Thüre, bis das Schloß vom morschen Eichenholze ließ. Dann trat er ein. Das Gemach war noch öder, als es in seinen Kindheitstagen gewesen: ein armseliger Stuhl, ein Tisch mit drei Beinen und ein Strohsack in der einen Ecke dort. Am Fensterbrette stand ein thönernes Geschirr, das vor Zeiten ein Krug gewesen. Es war noch Wasser darin und viele Thierchen, die sich dort entwickelt hatten. Auf dem Tische lag eine Brodkrume, die versteinert schien und selbst die Ratten nicht anzulocken vermochte. Sonst fand sich nichts in der Thorstube des alten Schlosses. Josl' war recht sehr bange.

Abends zog draußen die Gaisherde klingelnd über den Schloßhof, der Hirte gieng kuhhornblasend hinterher.

„Bub, wo mag der alte Schließer sein?" fragte ihn Josl, und der Gaiser sah ihn groß an. „Ist lange todt!" sagte er dann und blies seine muntere Weise fort. Der Josl aber ließ den Kopf sinken, und durch seine Seele hallte das eine Wort: todt! Dazwischen scholl, immer ferner, wie ein Mißklang, das Kuhhorn des Buben in seine Träume. Er hatte sich auf dem alten Stuhle in der Thorstube niedergelassen, und die vergangenen Tage zogen leise an ihm vorüber.

Am Morgen sah ein dünner Sonnenstrahl zu ihm herein, und durch die zerschlagenen Fenster kam die Morgenluft. Er strich mit der Hand über die Stirn und sah noch einmal in dem Raume herum, in dem er geboren worden, eine Thräne schlich dabei über die gebräunte Wange und ein Gefühl unsäglichen Verlassenseins in sein Herz. B'hüt Gott! sagte er in jeden Winkel hinein; B'hüt Gott! zum alten Stuhle und zum alten Strohsack, auf dem sein Vater gestorben; B'hüt Gott! sagte er zuletzt zum tropfenden Thorgewölbe, dann gieng er.

Er gieng von Pontius zu Pilatus um die Papiere zum Heirathen, und Wochen flogen vorüber, ehe er sie erhielt. Einmal in ihrem Besitze, eilte er wohlgemuth von dannen, der Heimat seiner geliebten Braut zu. Als er zum Einödhofe emporstieg, welch ein neuer Schlag! Ein festlicher Zug Menschen kam ihm entgegen; voran fröhliche Musik, dann ein Mann mit dem Bräutigamsstrauße, und mit ihren Jungfrauen eine junge Braut — Kathrein!

Wohl hatte bei diesem Anblick der Zorn Josl's Gesicht überlodert, und das tiefste Elend ihm mit Klauen ins Herz gegriffen, dennoch hatte er die Kraft zu schweigen. Er war nur näher getreten, hatte ihr noch einmal ins untreue Auge geschaut und seine Papiere ihr vor die Füße geworfen, hernach war er gegangen, woher er gekommen war. In der düstern Thorstube der verfallenen Hochburg lag sein Hoffen und Lieben eingesargt. Er stieg nur heraus, um für seine Kuh Gras zu mähen, oder wenn das Schlachtgeschrei der Dorfbuben ihn in seinen Träumen störte. So lebte er eine lange, lange Reihe von Jahren in strenger Abgeschiedenheit. Er hatte dabei inzwischen ein krummes Bein bekommen und war zum Skelette eingetrocknet.

Als eines Morgens die Zügenglocke läutete und man fragte: „Wer ist gestorben?“ Da jubelten die Buben: „Der Tod! der Tod!“

---

2. Der Einsiedl.

O du weite, heimliche, duftige Einsamkeit der Haide! Du Wiege und Pflegstatt meiner Jugendträume! Wie oft bin ich in den labyrinthischen Gängen deiner Schlehdorn- und Wachholdersträucher dahingezogen, seligsüße Gefühle im Herzen! Wie oft habe ich auf der rothbraunen Matte deines kurzen, spärlichen Graswuchses geruht, wenn die Sonne senkrecht stand und tausendfältiges Leben um

mich flog und krabbelte, summte und sang! Die zwerghafte Föhre breitete mitleidig ihr Dach über mich aus und weiße und blaue Anemonen umgaben mein Lager. Du aber zogest in ansehnlicher Breite wohl eine Stunde weit hin, um den südlichen Sockel eines mächtigen Gebirgsdomes, dessen nördliche Ablagerungen und Ausläufe bereits unter die Höhen des altbairischen Landes zählen. Gegen Osten fielest du fast jäh gegen das Dorf ab und stießest da zuerst auf den emporgehobenen Herrensitz Achenheim, den man, wohl deinetwegen, das Haideschloß nennt.

Auf einer der nördlichen Veduten gelagert, sah ich oft und oft über den einsamen Landstrich. Wie unbewegt dieses stille Haideangesicht ruhte, und wie vielberedt es dennoch immer war! Ich ließ es zu mir sprechen in den dämmerigen Stunden der Sommertagsfrühe, wenn oben auf den Bergen die Morgenglut loderte, und der Höhenrauch schwere Linien zog im feuchten Himmelsblau. Da lag es so thaufrisch und glänzend auf dem sammtweichen Grunde; wie Traumgestalten wirbelten die Nebel empor, der Zaunkönig schlüpfte vorüber, und aus dem Gezweige brach die Fanfare der Haidelerche. Diese Töne und dies Bild des Erwachens gossen immer einen Schauer von Glückseligkeit über mich aus.

Die Haide war ein fester, sandiger Boden, sie war nie recht eben, sondern immer wellig, da und dort standen Felstrümmer trotzig empor, die wie schwarze Leichensteine aussahen. In ihrem Schatten gedieh zuweilen eine wohlriechende Viole. Das Haidekraut langte überall seine

röthlichen Becher hervor, und weiße Blütensternlein des Maßliebs waren allenthalben ausgestreut.

Gegen den Berg zu baute sich die Haide in breiten Terrassen auf, die eigentlich aus Theilen desselben gefügt waren und sich zu verschiedenen Zeiten davon losgelöst haben mochten. Sie waren ein Reiz des Haidelandes, gleichsam seine Stirne, um die sodann die dunkle Linie des Nadelwaldes wie eine Haarwelle floß. Auf der obersten Stufe, da wo Wald und Haide aneinanderstießen, ragte ein Kirchlein mit kuppigem Thurme. Es war der Gnadenort eines wunderthätigen Madonnenbildes; in der zugebauten Eremitage, die schon im Dämmern der Bäume lag, wohnte ein Klausner.

Hier oben stand ich Abends oft, und da lispelten Wald und Haide zu mir in ihrer wehmüthigen, geheimnißvollen Sprache, daß sich mir das Herz erschloß für all den unaussprechlich schönen und wohlthätigen Zauber der Natur.

Auf den Bergen ruhte der blaßrothe Schimmer der Abendsonne, nur einige Lichtstraßen gegen das Thal entsendend, das, ein sattgrünes Kanaan voll Blüten und voll Schönheit, weit um die Südseite der Haide zog. Dort schimmerte die breite Silberbordüre des Flusses, und aus den Oeffnungen der Seitenthäler kamen die springenden Achen, die ihre Gewässer in sein Bett lenkten. Lichte Dunstgebilde stiegen aus dem Wasserreiche auf und strichen, von warmen Tönen angehaucht, wie lichte Träume durchs Land hin.

Und das Licht stieg höher und immer höher, bis es im Schnee der Firnzinke erlosch.

Gegen Osten gekehrt entschwand meinem Blicke allmählich das offene Thal, und nur die Umrisse des Schlosses und der Häuser des Dorfes, das weit unter mir lag, schwammen unbestimmt in der Dämmerung. Auch diese verloren sich, und die Nacht kam, und das Thal und das Dorf und die einsame Haide lagen wie ein dunkles Geheimniß vor mir und um mich her.

So war es in meinen Kindheitstagen gewesen, allein die Jahre zogen auch hier umgestaltend vorüber. Eines Morgens kamen Poliere und Steinmetzen mit ihren Arbeitsgeräthen in die Haide, und von diesem Tage an begann ein lautes, vielgeschäftiges Leben und Treiben. Hammerschläge erschollen und das Picken des Meißels und das Rollen des Erdreiches. Die fremden Männer hatten sich über die Steintrümmer hergemacht, und aus ihnen hieben sie große, röthliche Blöcke. Sie hantirten auf allen Seiten, sie warfen die Hügel um, und Fuhrwerke führten das Schotterwerk und die Marmorstücke mit vielem Geächze und Peitschenknallen von dannen. Die bräunliche Haide war bald eine lichte, prosaische Schutthalde, die Lärchenbüsche und die Wachholdersträuche wurden ausgerodet, und die Vögel flohen in den Wald hinauf. Anstatt der wildromantischen Irrgänge zog nun die breite staubige Straße hindurch, worauf die Steinlasten der im Baue befindlichen Eisenbahn zugeführt wurden. In der Mitte dieses Steingewerkes erhob sich über Nacht

eine Schenke, ein Bretterbau, darin den durstigen Arbeitern kühlende Getränke verabreicht wurden. Auch die vielen Wallfahrer, die nach wie vor das wunderthätige Muttergottesbildniß in der Waldkapelle besuchten, kehrten auf dem Rückwege nicht ungerne hier ein.

Nur der Einsiedl droben in der Eremitage floh die Tage des Geräusches und Singens, welche die Ruhe seiner Klause störten. Er floh darum in den Wald hinein, um dort in heiliger Sammlung seinen Betrachtungen obzuliegen, und erst am Abende, wenn unten Hammer und Meißel ruhten, kehrte er in die stille Zelle zurück. Er war überhaupt ein menschenscheuer Mann, von dem niemand wußte, wer und woher er war. Die Leute muthmaßten allerlei, und dieses Gerede wob unversehens einen wunderlichen Mythus zusammen; ohne es zu ahnen, war der Einsiedl mit einem Male der Held eines romantischen Gedichtes voll Schauer und Spuk und Schrecken.

Solche Mythen knüpfen sich gerne an verödete Orte und Gebäude, an seltsame Felsen und besondere Bäume, sie knüpfen sich auch an vereinsamte, seltsame, mit sich zerfallene Menschen. Daß Bruder Peregrin eigener Art war und nicht wie andere Leute, ließ sich schon bei seiner Ankunft auf dem Gnadenbergl unzweifelhaft feststellen. Diese war so außer aller Art und Weise, daß die gesammten Gäste aus der Schenke traten und ihm zuschauten mit vielen Ausrufen der Ueberraschung.

Die Straße daher pilgerte ein Greis, der von hoher Statur sein mochte, wenn ihn nicht die Wucht eines

ungeheueren Kreuzes zusammengeknickt hätte. Es lag auf seiner Schulter, der Stamm schleifte eine tiefe Furche in den Weg, der Querbalken, den er mit beiden Armen umschlungen hielt, reichte bis zu den Sandalen nieder und entgegengesetzt weit über den Mann hinaus. Er bot ein Bild unsäglichen Jammers, sein sonnverbranntes, unbedecktes Haupt ragte aus einer groben, schwarzbraunen Kutte heraus, die ein dickknotiger Strick um die Lende zusammenhielt. Die Furchen des Antlitzes deckte theilweise ein dichter, blendendweiß herabwallender Bart. Es zeigte nur Demuth und Ergebung. — Langsam zog er heran und vorüber und den Berg hinauf zur Kapelle. Die Leute schauten ihm von ferne nach, und man sah, daß sie erschüttert waren.

Oben angekommen, brach der Greis unter seiner Last zusammen, und niemand wagte es, sich ihm zu nahen, um ihm aufzuhelfen. Es wurde Abend und eine kühle Luft strich; sie brachte den Erschöpften wieder zu einiger Kraft. Er raffte sich und das Kreuz wieder empor, auf das er gefallen war, und lehnte es dann aufrecht neben das Portale des Kirchleins. Das Kreuz ragte über das Dach des Kirchleins empor.

Am anderen Morgen stand es ganz vorn auf der Plattform fest in die Erde gesenkt. Von da sieht es noch in die Haide hinab und weit ins Thal hinaus.

„Der Einsiedl, dieser Bruder Peregrin muß ein großer Sünder sein und ein schweres Verbrechen auf dem Gewissen haben.“ So meinten die Leute.

Der Waldbruder verkehrte mit niemandem, selbst die Gewohnheit seiner Vorgänger, die alle Quartale einen Korb auf den Rücken nahmen und von Haus zu Haus auf Sammlung giengen, damit sie nicht hungerten, selbst dieses unterließ er. Wer war nun der Rabe, der ihm Nahrung brachte? Denn daß man bei aller Frömmigkeit doch nicht vom Gebete und der Beschaulichkeit satt wurde, das galt bei den Gläubigsten als eine ausgemachte Sache. Wären diese einmal der langen Gestalt begegnet, wie sie auf dem Waldwege rückwärts der Klause zuschritt, rechts und links blickend und sich in den Mantel drückend, und hätten gesehen wie sie dann an der schmalen Pforte pochte, wie diese rasch und leise aufgieng, den Langen einließ und wieder rasch und leise in die Klinke schnappte, gewiß, sie würden den Alten der Verbindung mit dem Bösen geziehen haben.

Die lebende Chronik von Achenheim, einige alte Weiblein, erzählten an gemüthlichen Plauderabenden, wenn es in der Heimgartstube besonders wohlig war, gerne ein Stück Schloßgeschichte, so sich in den letzten fünfzig Jahren, die ja noch in ihrer Erinnerung lagen, auf Achenheim zugetragen.

Da waren zwei Brüder gewesen, deren einer Gangolf hieß und der andere Otwin. Während der Jüngere im Heere des Kaisers focht und die Epauletten und den Ruf eines tapferen Kriegers davontrug, pflog Gangolf daheim

der edlen Jagdlust. Unter des Waldes unabsehbarem Wipfelmeer war sein Lieblingsaufenthalt, freilich stand in dem Walde ein nettes Forsthaus, und zwei dunkle Augensterne glühten daraus auf ihn nieder, wenn er vorüberzog; tiefdunkle, seligsüße Augen! Sie hatten ihn verzaubert, sie hatten ihn angezogen, der wilde, stürmische Jüngling trat demüthig und wie ein gezähmter Löwe vor des Försters Rosamund. Die Liebenden sahen sich täglich, aber der Löwe konnte sein Ungestüm nicht für die Dauer verbergen. Die Neigung der Jungfrau wandelte sich in Furcht.

Da geschah es, daß eines Tages Otwin heimkam und mit seiner Büchse durch den Wald strich. Dort traf er auf die schöne Rosamund, und ihre Augen trafen ihn. Otwin war aber ein hoher, junger Mann mit mildem Gesichte und mildem Herzen. Die Weiblein von Achenheim zeigen mit zitternden Fingern auf den Erzengel am Hochaltare der Schloßkapelle, wenn sie von Otwins sanfter Schönheit reden wollen. Die Weiblein wissen auch, daß das Herz des holden Waldfräuleins sich von dem wilden Gangolf ab und dem guten Otwin zugewendet habe; sie wissen, wie Gangolf eines Tages brüllend und dunkelgeröthet mit seiner Büchse im Walde herumgerannt ist, und wie er das durch mehrere Tage wiederholte, aber weder Otwin, noch Rosamund fand! Otwin und Rosamund waren verschwunden.

Gangolf aber ward stille und immer stiller. Er zog im Walde herum und auf der Haide, und man wußte

oft tagelang nicht, wo er wäre. Endlich blieb auch er aus. — —

Ueber Jahr und Tag lag einmal unerwartet der alte Graf auf dem Leichenbette, und keiner seiner Söhne war dabei gewesen, als sie ihn in der Familiengruft beisetzten. Nur ein bärtiger Pilger, dessen Kopf in einer mächtigen Kapuze stak, die großentheils auch das Antlitz deckte, war zugegen, und man würde kaum von ihm gesprochen haben, wenn nicht die Thränen Aufsehen gemacht hätten, die er vergebens zu verbergen gesucht, weil sie zwischen den dürren langen Fingern durchliefen, als sein Haupt sich in die hohlen Hände versenkte. Die Chronistinnen behaupteten lange nachher, der Pilgersmann wäre Gangolf gewesen. —

Es tönt aus meinen fernen Jugendjahren die Stimme eines greisen Hirten herüber, der beim Anblicke des Einsiedlers Peregrin sich bekreuzte und sagte: „Der Himmel weiß, was er verschuldet, der Himmel möge ihm verzeihen, aber das ist sicher, es ist Gangolf, und der alte Förster ist sein Rabe.“

Die finstere Geschichte der letzten Achenheimer schlich wie ein Gespenst in mein junges Gemüth ein und quälte mich in meinen Träumen. Ich sah den furchtbaren Gangolf seinen Bruder verfolgen von Ort zu Ort und ich hörte den Jammer der Rosamund, deren Glück er zerstörte. — —

Jahre sind darüber vergangen, und die Schutthalden der Haide sind mit leichter Erde bedeckt. Das geräusch-

volle Leben ist gewichen, dafür schlägt die Drossel in den melancholisch wehenden Büschen. Das Kirchlein dort oben ist offen für fromme Beter, aber die Eremitage ist geschlossen. Gangolf — nein, Peregrin hat eines Tages die Augen geschlossen, und sie haben ihn von der luftigen Höh' hinabgetragen in den Friedhof des Dorfes. Wer er auch war, und was er auch zu tragen hatte: mag ihm die Erde leicht sein, die sie dort auf ihn gebreitet!

Nach den langen, langen Jahren denke ich heute deiner, du menschenscheuer, sanfter, lieber Greis, und feiere zugleich tiefgerührt dein Gedenken, du weite heimliche, duftige Einsamkeit der Haide!

---

3. Der Ganggalpfarrer.

Ueber die Mauer heraus hiengen mattblaue Hollunderblüten, innen stand eine dichte Baumgruppe, und man konnte in dem reichen Gewirr des Blattwerkes kaum die blinkenden Fenster sehen und die reinlichen Wände des Häuschens, welches dort in der Mitte stand.

Als ich noch ein Knabe war und mit vielen Gefährten auszog, stiegen wir oft auf den Brunnenstein, der knapp an der Mauer steht; da bogen wir die Zweige sacht auseinander und blickten zaghaft in das ummauerte Reich. „Siehst du ihn?“ flüsterten die leisen Stimmen sich zu. Es traf sich doch zuweilen, daß wir ihn sahen. Dann saß er in einem Lehnstuhle an einer sonnigen Stelle seines

Angers. Er war ein hoher Greis, sein Gesicht war schmal und lang und trug die Spuren eines schweren Leidens. Tiefsinnig, voll unaussprechlicher Melancholie blickte sein blaugraues Auge umher, als wollte es Abschied nehmen von den geliebten Bäumen und Blüten und von dem erwärmenden Strahle der Sonne. Er hatte immer die Hände gefaltet und die Lippen bewegten sich gewöhnlich wie im leisen Gebete; oft saß er auch ganz in sich zusammengedrückt, dann hieng das schneeweiße Gelocke des Hauptes tief auf die Brust hernieder.

So oft ich ihn sehen wollte, war es mir anfangs immer, als ob eine gewisse, ganz unerklärliche Scheu mich vom Brunnensteine herabtreiben wolle, aber wenn ich länger auf den greisen Mann hinschaute, gieng das Bangende des Gefühles allmählich in ein wachsendes Mitleid über, das sich nicht selten in rieselnden Thränen Luft machte.

Es lag schon eine Scene in meiner jugendlichen Erinnerung, die grelle Reflexe in das Knabengemüth warf und es noch immer erschauern und erstarren machte, wenn das frühe Bild später vor meine Seele hintrat.

Es war ein drückend heißer Tag gewesen, als mit einem Male die Wolken sich an den Bergen zusammenzuballen begannen. Ein heftiger Wind hatte sich erhoben und er heulte durch die lange, enge Gasse des Städtchens. Die Wetterfähnchen knarrten an den eisernen Achsen auf den Kuppen über den altmodischen Erkern. Als die Windsbraut einhielt, wie um Athem zu schöpfen, fielen

große, schwere Regentropfen hernieder. Dabei zuckten unheimlich zitternde Blitzstrahlen durch den urplötzlich dämmertrüben Tag und die Donnerschläge rollten die Bergkette entlang, thalab und thalauf.

Schon damals war mir der Anblick der aufgeregten Natur über alles lieb gewesen. Ich stand mit meiner Mutter, die nun längst hinübergegangen ist ins Land jenseits des Grabes, am Fenster. Wir sahen da, wie ein ältlicher Herr in geistlicher Tracht die Straße heraufkam. „Das ist der ‚Ganggalpfarrer‘,“ sagte die Mutter, „er muß sich eilen, will er nicht durch und durch naß werden.“

„Ganggal“ ist ein Wort, welches das Volk gebraucht, um die häßlichere Bezeichnung „Teufel“ nicht aussprechen zu müssen. Es soll eine Milderung des Wortes sein, und ich glaube sogar, das Landvolk, in dessen Historien und Heimgartgeschichten der Träger des bösen Prinzipes überhaupt eine wichtige Rolle spielt, trägt im allgemeinen viel weniger Scheu vor dem Ganggal, dem man nöthigenfalls sogar Eines aufbinden kann, als vor dem infernalisch brutalen Gesellen, den man Teufel heißt.

„Warum nennt man ihn Ganggalpfarrer?“ fragte ich, aber meine Mutter konnte nicht mehr antworten; ein Blitz loderte, ein Donner dröhnte; meine Mutter schrie laut auf und ich sah erschreckt umher, ob noch alles am nämlichen Platze stünde.

Es war nichts geschehen, nur unten auf der Straße lag der alte Geistliche lang ausgestreckt und um ihn bildete sich eine Gosse. Mich packte es starrkrampfartig vor

Schrecken, ich dachte, der Blitz hätte ihn erschlagen. Noch schwebt das blasse, hagere Gesicht vor meinen Augen, das aufwärts sah und auf welches der Regen niederfiel; ich höre noch die Schreckensrufe, die aus den Fenstern rings schollen: „Den Ganggalpfarrer hat der Blitz getroffen!“

Es war aber das Schreckliche doch nicht geschehen, was die ängstlichen Frauen gewähnt hatten. Sein Diener war die Straße heruntergerannt und hatte seinen Herrn auf die robusten Arme genommen und nach Hause getragen. Von da an hörte man wieder lange nichts von dem Ganggalpfarrer und er mußte also doch noch am Leben sein.

Leute, die dem Diener, den sie den Ganggalmichl nannten, sonst scheu aus dem Wege giengen, weil er ein finsterblickender Mensch war, fragten jetzt zuweilen um das Befinden seines Herrn. Der Michel aber brummte nur und gieng davon. Er mochte errathen, daß nicht Theilnahme, sodann nur die Neugierde die Leute reizte.

In jenen Tagen erfuhr ich doch, welchem Umstande der alte Pfarrer seinen Uebernamen verdankte.

Wenn man das Städtchen in östlicher Richtung verläßt, gelangt man nach viertelstündigem Wandern in eine Erlenau. Drinnen gehen die Pfade auseinander; wer aber mehr dem Berge zu schreitet und besonders jenem Theile, wo ihn ein mächtiger schwärzlicher Riß spaltet, der wird bald vor einem unheimlich aussehenden Hause stehen, das ihn mit verklexten, erblindeten Fensterscheiben geisterhaft anglotzt. Es ist halbgemauert und recht ver=

wahrlost, auf den Mauern liegen die Querhölzer des Oberbaues so rußig und kohlschwarz, als wären sie Jahrelang im Kamin gehangen. Hinter dem Hause, das stets wie ausgestorben ist, gähnt die Felsschlucht herab und die überhängenden Trümmer des Thonglimmerschiefers, die jede Minute zu fallen drohen, flößen Furcht und Grauen ein. Das Haus war von einem Weibe bewohnt, das, als es noch für die Menschenkinder der Umgebung sichtbar war, für hübsch gegolten hatte. Seit geraumer Zeit hatte sie indeß ihr Nest nicht verlassen und die Thüre war für jedermann verschlossen geblieben. Es konnte bei solchem exklusivem Thun nicht ausbleiben, daß allerlei Gerüchte unter den Landbewohnern entstanden und das verbreitetste war dies: die Stiendl Seph hätte es mit dem — Ganggal.

Wenn die Leute das Wort sagten, bekreuzten sie sich andächtig, denn sie fühlten stets, wie es ihnen kalt den Rücken hinabschlich.

Ja, die Stiendl Seph besuchte der Teufel.

Man hatte ihn Abends nach Betläuten durch die hohen Erlen schlüpfen sehen, deutlich hob sich die schwarze Gestalt von den lichten Stämmen ab, die Hörner verdeckte er mit dem hohen Hute, die Bocksfüße hatte man zwar nicht unterscheiden können, aber an ihnen war nicht zu zweifeln.

Die Gestalt war im Waldhause verschwunden.

Die Stiendl Seph und der — Ganggal waren in aller Mund.

Um jene Zeit wars, als es dem Pfarrer auffiel, daß der Cooperator Gabriel jedesmal das Nachtessen mit

großer Hast einnahm und gleich darauf regelmäßig seinen Cylinder ergriff und den Widum verließ. Die Neugierde quälte den Pfarrer und eines Abends schlich er hinter dem G'sellherrn erstaunt her, und zwar deßhalb erstaunt, weil es gen Osten hin, durch die Au gieng und zu dem Hause, wo das Weibsbild war, so es mit dem Bösen haben sollte — der Pfarrer lachte bitter.

Der Pfarrer wartete ein wenig und dann trat auch er ins Haus hinein. Was dort eigentlich geschah, das hat man nie erfahren. Die Leute aber sagten, steif und fest, der Pfarrer hätte den Teuf— nein, den Ganggal vertrieben. Der säße nun tief in der Schlucht unten und könne nicht wieder herauf. Das Eine ist wahr, der Ganggal ließ sich bei der Jungfrau, von der man nun behaupten wollte, daß sie eine Hysterische wäre, nicht mehr im Waldhause blicken. Aber der Cooperator war inzwischen auch weit weg versetzt worden. Erst nach einer Reihe von Monaten ist es zu Tage gekommen, in welcher Weise er die menschenscheue Kranke zu trösten gesucht hatte; es steht dafür im Taufbuch der Pfarre der Name eines Erzengels eingetragen.

Der sehr würdige Seelenhirt wurde in seinen alten Tagen leider von epileptischen Anfällen heimgesucht, so daß er sein Amt niederlegen mußte. Jedoch den „Ganggalpfarrer" hieß man ihn trotzdem noch und zwar hießen ihn die jüngeren Leute so, weil sie die Krankheit des Greises nicht kannten und dafür glaubten: der alte Pfarrer wäre vom „Ganggal" geplagt. Der Stiendl Seph ihr Gabriel wuchs heran und die alten Weiblein wollten

wissen, er sähe gar so viel dem ehemaligen G'sellherrn gleich, der einstmals in die Aufsehen erregende Ganggalgeschichte verflochten war. Die Seph, wenn sie derlei hörte, erröthete etwas, aber sie sagte nichts darauf. Sie wußte schon warum!

---

4. Aus der Rohrmühle.

Sie liegt ganz drinnen, dort zwischen dem waldigen Hügelgurt, der das Thal südlich umspannt, und den westlichen Ausläufern des lieblichen Berges: ein stattliches Haus im echten Tiroler Stile, auf dem lauschigsten, traulichsten Platze, den ich nur je kennen gelernt, so anheimelnd, so poetisch einsam! Da klappert und knarrt es! Aber in die Monotonie des Geräusches legt der Hahn seinen gewichtigen Ruf und der flinke Müllerbursche den Jubel seines Schnaderhüpfels. Es braust der Bach vom Falle, und wie er vom steinigen Grunde aufstäubt und niederrieselt in Myriaden schimmernder Tropfen, ist es mir, als müßt' ich ihn mit den Menschenkindern in diesen Bergen vergleichen, die, wenn sie aus dem stillen Frieden ihrer Wälder und Thäler, ihrer Einödhöfe und Almhütten hinausgenöthigt werden auf die wildfremde Bühne des öffentlichen Lebens, die aus Civilisation, Hader und Halbbildung zusammengezimmert ist, und wo die Humanität aus allen Fugen träuft, gewiß auch leuchten werden mit den Bürgertugenden: Biederkeit, Gradheit, Freimuth, leuchten durch eine Fülle köstlicher gesunder

Gedanken — wenn es nicht jenem schwarzen Gaste, der mit besonderer Liebe den schlichten Söhnen der Alpen um den Bart schleicht, bereits gelungen ist, mit dem Gifthauche seiner Ideen die lautere Quelle des Denkens zu verpesten, aus dem Freien einen Sklaven, aus dem Muthigen einen Fanatiker, aus dem Offenherzigen einen finstern — Mucker zu machen! —

Klein ist der Plan, der die Mühle umgibt, aber sein Grün ist so frisch und erquickend, die Höhen, die das Auge rasch überfliegt, sind bedeckt mit wunderbar schönen Rasen voll Anemonen, Primeln und schlanken Föhren! Oestlich zieht ein schmales Thälchen hin, ein paradiesisches Stücklein Tirolerland. In diesem Thälchen, kaum hundert Schritte von der Rohrmühle, schlummert ein See. Das klare, ruhige Gewässer schimmert im Blau des Himmels, und wenn in dunkler, feierlicher Nacht die Lichter oben am Firmament erglimmen, die nach dem frommen Glauben des Volkes nichts Anderes sind, als die Augen seiner verstorbenen Lieben, dann nicken sie aufmunternd, zuversichtlich, Hoffnungen weckend zu den Wassernixen und Seefräulein nieder, die in der Tiefe des Sees im krystallenen Palaste wohnen und auf einen liebenden Jüngling harren, dessen unentweihtes, von menschlicher Liebe unberührtes Herz ganz und gar ihnen angehört, und der seinen Willen ausschließlich ihrem Dienste widmet. Wie lange werden sie warten mögen! . . .

„Ob die Seefräulein den Sternen glauben?“ Ach, welch seltene Naivetät lag doch in dieser Frage, die einen

eigenartig wechselseitigen, närrisch sentimentalen Gedankengang unterbrach. Mitten auf der regungslosen Fläche des Sees war er in unsere wahlverwandten Seelen gekommen, die Situation hatte ihn genährt, unsere Jugend ihn gepflegt.

Es war ein schwüler Abend im Hochsommer. Die Libelle zog ihre Kreise um den See, langfüßige, schillernde Wassertreter promenirten auf ihm die Kreuz und Quere. Drüben an den Bergen glitten blaugraue Wolken hin gleich Träumen. Noch blühten die Rosen des Abends im schwebenden Dufte, der ins Thal niederfloß, wie glühende Thränen. Aber nicht lange; — der Purpur verglomm, Schatten woben sich sachte und unversehens durch den Luftkreis. Düstrer ward es oben, düstrer im Thale. Noch echoeten des Jägers Juhschrei vom Gewände und die Schlummerschalmei des Sennen. Dann wurde es stille ringsumher, stille und Nacht! Melancholisch plätscherten, wie halbverstohlen, leichte Wellchen an unseren langsam hingleitenden Kahn. Heim waren die Libelle und die Wassertreter, die Sterne oben hatten sich entzündet, einer nach dem anderen. Ein kühler Hauch küßte die Glut von unseren Stirnen. Von Zeit zu Zeit zuckte es am Mahde drüben auf, feurig, gedankenschnell. Ein glänzender Silberstreif folgte unserer Zille.

Das waren sie! Das ihre Schwanenleiber, das ihre glühenden, sprühenden Feueraugen, die zu uns emporblicken voll Sehnsucht und voll heißen heimlichen Verlangens! Die Seefräulein! „Ob sie den Sternen glauben?"

Regungslos stand er am Steuer, seine hohe Gestalt

umfieng ein langer, schwarzer Talar, schwarz war seine ganze Kleidung bis auf das Collier, das ein Streifchen weißer Perlen schmückte. Neben ihm lag der schwarze breitkrämpige Filzhut. Sein langes braunes Haar floß in reichen Wellen über Stirn und Nacken, ein Spiel der Nachtluft. Wie bald wird dieser Schmuck des Jünglings der Scheere des Fraters zum Opfer fallen! Er hatte die Hände gefalten, sein Blick, der noch eben an der Oberfläche des Wasserspiegels hinglitt, erhob sich zum sternbesäeten Himmel. Fürchtete er dies Flimmern und Glimmen, die Zaubergewalt der Sirenenaugen? „Ach, ob sie den Sternen glauben?"

Da . . . still! Hörst Du nichts? . . . Am Ufer raschelt es, ein flüchtiger Schritt, eine lichte Gestalt, die aus den wallenden Weiden tritt, herabschwebend an das Ufer des Sees. Jetzt steht sie, regungslos, ringshinhorchend, ringsumspähend. — Ruhig liegt der Kahn; lautlos hängen Nacht und Schweigen über ihn, um ihn her. Langsam, zögernd fallen die Gewänder, die Pulse fliegen, der Athem stockt . . . Nicht so gar helle ihr Sternlein, nicht so vorwitzig, die Jungfrau erröthet! Sie neigt sich nun vornüber, Arme und Brust mit dem wohligen Naß besprengend, vorsichtig tritt sie in das seichte Becken, wieder sieht sie um und um, da . . . grell zuckt es im Osten auf, sekundenlanges Schönwetterleuchten . . . „Moidele! Spiel des Satans!" schreit entsetzt mein theologischer Freund, dessen Auge und Zunge im Banne gelegen, und entsetzt schreit die Jungfrau am Ufer, und die Gewänder

emporraffend ist sie im Nu hinter den bergenden Weiden verschwunden.

Alles das war das Spiel weniger Augenblicke. Ich hatte Mühe, meinen Gefährten, dessen Aufregung fürchterlich war, zu beruhigen, und erst nach und nach auf dem Heimwege und auf dem „Label“ der Rohrmühle erfuhr ich eine seltsame Geschichte, die mich über so manches aufklärte, was mir in den Entschlüssen und dem Benehmen des neuen Bekannten, dessen Gast ich ganz zufällig geworden war, auffallend geschienen. —

Ludwig war der zweite Sohn des Rohrmüllers, eines schweigsamen, gutmüthigen Mannes, der seinem Weibe gerne die Oberherrschaft in seinem Hause überließ. Nicht, daß diese herrschsüchtig gewesen wäre, nur ihre rastlose, energische Thätigkeit erforderte ein weites Feld. Und der Segen Gottes ruhte sichtbarlich auf ihrer Arbeit, der Wohlstand der Müllersleute wuchs. Was Wunder, wenn die fromme Müllerin nun immer öfter in die Kirche gieng und Wallfahrten besuchte, um der Mutter Gottes geziemend dankbar zu sein! Selbstverständlich kam sie nicht mit leeren Händen, sondern legte stets ein Opfer auf das Speisegitter des Gnadenortes, das dann wohl in den Speisesaal des geistlichen Hüters des Mirakelbildes wanderte. Was hätte dieses auch mit der Butterkugel und dem Laib Käse gethan!

Die christlich-gläubige Zuversicht, mit der die Müllerin nach dargebrachtem Opfer auf Erhörung harren konnte, war aber noch nicht das Einzige, was ihre werkthätige

Frömmigkeit eintrug, denn o! da gab es eine ganze Springflut der auferbaulichsten Sentenzen! Und mit welcher Salbung, mit welcher parochischen Würde wurde ihr prophezeit, daß Gott das Füllhorn seiner Gnade völlig über sie und ihr Haus ergießen würde, wenn sie — stets eine so treugehorsame Tochter der Kirche sein würde!

Die sonst so resolute Frau war bald aus ihrem natürlichen Geleise gedrängt, ohne daß sie es merkte.

Da geschah es, daß in dieser Gegend eine bösartige Krankheit auftrat; die Todesfälle mehrten sich von Tag zu Tag, und bange Furcht überkam alle Gemüther. Auch die Rohrmüllerin fand sich veranlaßt, ihre Psalter und Litaneien zu verdoppeln. Trotzdem befiel die grause Seuche plötzlich den Liebling ihres Herzens, ihren Erstgeborenen. Nun gieng es „Bergl“ auf und „Bergl“ ab, von einer Kapelle zur andern, zuletzt erst, da alle Schutzpatrone dicke Ohren machten und das Fieber immer ärger wurde — zum Doktor! Der war nun ein Original, und es erfolgte bei seiner Ankunft auch eine originelle Scene. — Der Doktor tritt in die Krankenstube. Sein erster Blick fällt auf eine Zeitung, ein berüchtigtes, hier richtiger berühmtes frommes Blatt. Gierig langt er darnach, während unter seinem wild sich sträubenden Schnurrbarte ein langgedehntes, höhnisches „O! o! je!“ hörbar wird. Auf seinem Lager windet sich ächzend der Kranke, — der Doktor hört nichts, er liest. Zehn Minuten! der Müller sieht bald auf seinen leidenden Sohn, bald auf den Doktor, er trippelt hin und her und schüchtern macht er „Hm! Hm!“

Aber der Doktor hört nicht, er liest und ballt die Fäuste. Fünfzehn Minuten! Lauter stöhnt der Kranke, heftiger trippelt und hmhmt! der Müller, und der Doktor schreit, während er liest: „Uresel! Schwarze Kerle!" Zwanzig Minuten! Die Müllerin tritt ein. „Was sagt der Doktor? Wie steht's?" fragt sie leise ihren Mann. Der zuckt die Achsel: „Nichts! Der Doktor liest." Und noch immer liest der Doktor und hört nichts. Die Schwarzwälderin holt aus und schlägt die Stunde.

„Was?" schreit der Doktor auffahrend.

„Diese Uhr, Frau, geht nach der Stadtuhr um eine Viertelstunde zu früh, ich versichere Sie, Frau . . ."

„Ei! — dahier mein Sohn, Herr Doktor —"

Wissen Sie aber, Frau, diese Schwarzen sind Hetzer, Frau, denken Sie sich, Frau —"

„Ich bitte, mein Sohn ist recht bedenklich, er hat —"

„Sie sollten derlei Blätter nicht halten, Frau, wissen Sie —"

„Oh!" Die Müllerin weist auf den Kranken. „Was halten Sie von ihm, wird er sterben?"

„Der Ultramontanismus stirbt bei uns nicht aus, Frau, so lange die Regierung diese Herren gewähren läßt!"

„Jesus, Maria!" Und die Müllerin bekreuzte sich. Dem Doktor fällt endlich ein, weßhalb er gerufen wurde und befühlt den Schwerkranken. „Mühl zu! Frau, warum lassen Sie mich holen, wenn die Seele bereits auf der Zunge liegt?"

„Ich dachte, ich habe mich zur Mutter Gottes auf der Brettfall verlobt, Herr Doktor, und —"

„Sind in die Mausefalle gerathen! Zum Teufel mit Ihrer Dummheit, Frau! Schmierten sie den Patienten nicht mit Kanisisalben, sprengten Sie nicht auch Bricciuswasser auf die fiebernde Stirn, Frau? Legten Sie ihm vielleicht etwa ein geweihtes Bein auf den Magen? Sie — Sie! —" höhnte der Medikus, und indem er noch einige „Uresel, schwarze Brut!" u. s. w. vor sich geworfen, stürmte er zur Thüre hinaus. Drunten hieß er einen Müllerburschen mit in die Apotheke gehen. —

Wirklich besserte sich der Zustand des Patienten, aber nicht durch die Geschicklichkeit des „luthrischen" Doktors; auch nicht die kernige Natur des jungen Mannes war die Ursache, sondern der gute Rath eines — Bettelmönches wars, demzufolge der Erstgeborene genesen mußte, sobald sie, die Mutter, den zweiten Sohn dem Himmel, d. h. einem Kloster verlobte! Das that sie in möglichst feierlicher Weise und daher — die Genesung! —

Ludwig gieng ins zwölfte Jahr, als man den Horizont seiner Zukunft mit der Kutte verhieng. Nun kam er in eine Klosterschule. Allein zwischen den traurigen vier Wänden gefiel es dem Jungen nicht, der bisher wie ein munteres Reh in den Bergen und Wäldern herumgelaufen war. Das Heimweh drückte ihn, und die Brust wollte ihm bersten, wenn er an „Moidele" dachte, das achtjährige blonde Töchterlein des Nachbars, die in der Heimat seine Gespielin, sein Alles war. Oft machte er Pläne zum

Entrinnen, aber der Bruder Pförtner hielt die Thüre wohl im Auge, sowie der Bruder Gärtner die Gartenmauer, welche an sich schon kaum ersteigbar gewesen wäre.

Zwischen Hoffnung und Ergebung, zwischen Sehnen und Vergessen krochen so acht Jahre langsam hin. Acht Jahre! Welche Zeit! O gewiß, bei so systematischer Verquickung des Geistes, in solcher Umgebung, ist sie ausreichend lange genug, um das sprudelnde Leben der Jugend enge einzudämmen, um die Rosen der Jünglingsphantasien erblassen zu machen und die Blätter all des goldnen Hoffnungsbaumes zu verwehen.

Und doch war diese achtjährige Haft nur der Uebergang in einen neuen Käfig — in das Institut, in welchem die klerikalen Nägel zu dem Sarg des gesunden Volksgeistes zugespitzt und ihnen der Kopf angeklopft wurde. Ludwig ergieng es nicht anders als den Andern; seinem Auge war die Vergangenheit hinter dogmatischem Dunste entschwunden. Asketik und lebenslanges Cölibat lagen vor ihm. Er begrüßte diese Zukunft als die Verwirklichung eines schönen Jugendtraumes; ach! was wußte er vom Leben, was von den Menschen und alle dem, was ihnen anhängt! Grau ist die Theorie und trübe die Brille, durch die er schauen gelernt.

Jetzt war er in der Heimat auf Ferien, in zwei Monaten gedachte er zu primiziren.

Alles das hatte ich bereits im Süden Tirols, wo ich Ludwig, den sanften, etwas schwärmerischen Jüngling,

kennen und lieben gelernt, theils aus dessen Munde gehört, theils aus seiner Erzählung gefolgert. Was ich nun aber auf dem Altane der Rohrmühle erfuhr, so abgerissen die Gedanken waren, so hingeworfen und resignirt sie klangen, immer gestatteten sie doch einen Einblick in ein junges Herz, in dem jene süße Empfindung, die wir Liebe nennen, nur den Märchenschlummer schlief, trotz aller Theologie und Dogmatik indeß nicht ertödtet werden konnte. Unbestimmt, vielleicht von ihm unerkannt lag dies Gefühl in seiner Brust, fast schien es, als sähe er die Vergangenheit farbenprächtiger wieder, als dämmerte durch den künstlichen Horizont eine lichtere, schönere Zukunft herein . . .

„Aber wie? Mein Gott, was soll ich thun?“ hatte er gefragt, und die Frage hatte tief traurig geklungen.

Ja wie! Die Frage wäre leicht zu beantworten gewesen, durfte ich es aber? Durfte ich mit frecher Hand Geheimnisse lüften, Geheimnisse seines eigenen Herzens, die mir nur ein loser Zufall verrieth? Funken in Flammen blasen, die vielleicht binnen kurzem in todte Asche verglommen?

Und wenn ich ihn der Welt wiedergab, wußte ich mit Bestimmtheit, daß er glücklich in ihr war, daß ihm der Fluch der Mutter, der seinen Schritt unfehlbar begleitet haben würde, durch die Liebe des blonden „Moidele“ aufgewogen werden würde?

Nein, ich mußte schweigen!

Wir giengen auseinander mit innigem Händedruck.

Nach zwei Monaten erhielt ich eine Einladung zur Primiz, der ich aber nicht nachkommen konnte.

* * *

Nach drei Jahren kam ich wieder ins Tirolerland. Hoch auf dem „Paß Thurn“ rief ich meinen Gruß in Ad. Pichlers Worten hinab ins dämmernde Thal:

Den Bergen der Heimat,
Der dunkelnden Nacht,
Euch Sternlein vor allen
Den Becher gebracht!

Ja, den Sternen vor allen, denn sie hatten mir nicht gelogen. —

Am folgenden Abend wanderte ich der Rohrmühle zu. Vor dem Hause auf dem „Label“ saß ein alter Knecht, den ich von früher her kannte. „Grüß Gott, Hois! Wie gehts Ludwig?“ rief ich ihm zu. Der Alte fuhr ordentlich zusammen, dann erhob er sich und ich hörte ihn schweren Schrittes die Treppe herabsteigen. Ich gieng ihm entgegen, sein Benehmen schien mir so eigen geheimnißvoll. „Geht mit, Herr!“ sagte er kurz. Er führte mich in die Fremdenstube. In der Mitte derselben lag aufgebahrt — Ludwig! — „Sie haben ihn gestern aus dem See gezogen,“ sagte der Alte. Und als ich bestürzt schwieg, setzte er mit einem sonderbaren Blick hinzu: „Na — nu die Seefräulein.“ —

* * *

Ob sie den Sternen glauben? —